Brammer

Aus dem

Venediger- und Longobardenland.

Für

Hinreiser und Heimbleiber.

Von

Sebastian Brunner.

Zweite bedeutend vermehrte Auflage.

Wien, 1860.
Wilhelm Braumüller,
k. k. Hofbuchhändler.

1.

Statt einer Vorrede. Was von diesem Büchlein zu erwarten ist. Wie man Italien bisher zu beurtheilen gewohnt gewesen. Wie es mit dem italienischen Aberglauben und mit der deutschen Aufklärung aussieht. Wie es die Italiener mit den Hexen gehalten haben. Was der deutsche Pöbel vor dem italienischen voraus hat. In wie weit die Italiener gern faullenzen, und wie der fleißige Deutsche sonstige Untugenden dieses Volkes betrachten soll. Mit welchen Städte-Beschreibungen die zweite Auflage vermehrt worden ist.

Der geneigte Leser mag in diesem Büchlein über Land und Leute, über die bedeutenden Städte, über Kunst und Natur, über Geschichte und Geschichtsquellen und was Einem sonst noch im besagten Lande Widerwärtiges oder Erfreuliches begegnen mag, manches Ansprechende — und sicher Vieles finden, was er bisher noch nicht gewußt hat, dieweil dem Schreiber dieses in vielen und seltenen älteren Werken sehr wenig gekannte Quellen zu Gebote gestanden sind, und weil er mit Lust und Liebe darin theils gelesen, theils geblättert, dabei auch so viel Gewalt über sich ausgeübt hat, daß er aus manchen Schriften nichts, aus anderen wieder nur irgend eine oder die andere interessante bisher gar nicht oder wenig bekannte Anekdote hier einzuweben für gut befand, wobei auch immer die Quelle angegeben wurde.

Das beharrliche Betrachten von Kunstwundern in Architektur, Plastik oder Malerei wird langweilig, aus diesem Grunde wurde Sorge getragen, daß an dem historischen Gemäuer mitunter das frische lebendige Volksleben wie ein lustiger Strom vorüberrausche, oder daß Schilderungen des Frühlings, wie er in diesem Lande lebt und webt, ihre Ranken an altersgrauen Kirchen und Pallästen, an Stadtmauern und Ruinen mit dem grünen üppigen Blätterschmuck hinaufspinnen, benennt ja doch ein Jahrhunderte altes Sprüchwort die Lombardei den Garten der Welt: „La Lombardia è il giardino del mondo.“

Darum sind auch kleine erlebte Kurzweilen im angezeigten Sinne hier eingeflochten worden.

Wohl hätte ohne Mühe, nachdem das reichste Material vorlag, ein ganzer Lastwagen mit schwerfälligen und plumpen Kisten höchst gelehrt aussehender Citate aufgeschichtet werden können, eine Arbeit, die oft viel müheseliger erscheint als sie ist, und die wenn auch einerseits für einen Ueberfluß von Hilfsquellen Zeugniß gibt, doch auch andererseits den Mangel an Geschmack beurkundet.

Wenn man die Packwägen, auf denen manche Leute in die Magazine gelehrter Gesellschaften oder Aka-

demien mit knallender Peitsche spektakulirend hineinfahren, untersucht, findet man nicht selten, daß des Fuhrmanns Eigenthum daran nur die Stricke sind, welche die bunten Kisten und Waarenballen zusammenschnüren, und allenfalls die grobe Leinwandplache die über den ganzen Wagen gebreitet ist, und auf welcher man in einer Art Lorbeerkranz, aus Wagenschmiere angefertigt, mit kolossalen Buchstaben den Namen des Güterbeförderers gemalt findet.

Ueber den Umstand, wie von den Deutschen Italien und seine Literatur eine geraume Zeit behandelt worden ist, soll hier auch Einiges gesagt werden.

Seitdem im verflossenen Jahrhundert der damalige Großschimpfer des Reichs: Nikolai aus Berlin nach Italien gezogen und dieses Land von dem beschränkten Gesichtspunkte seiner Brandenburger Streusandbüchse und seines Aufklärungs-Tintentiegels aus — zu beurtheilen, oder eigentlich grau in grau zu malen, oder noch eigentlicher, berserkerisch über selbes zu poltern und zu schimpfen angefangen hat, seitdem ist es in Deutschland, wie in einem Dorf ergangen, wo ein Hund in der Nachtzeit zu bellen anfängt, und darnach das Gebell in allen Bauernhäusern die Runde macht, dieweil jeder der unterschiedlichen Pintscher, Möpse und Spitze vermeint, es gehöre zu den angelegentlichsten seiner Hundepflichten,

immerfort Wachsamkeit an den Tag zu legen, sich in dieser seiner Berufserfüllung von keinem der anderen Hunde in den Schatten stellen, d. h. überbellen zu lassen, und beim allgemeinen Aufgebot harmonisch mitzuwirken. Es ist eben der Hunde Art — daß sie zum gemeinsamen Gebelfer keine andere Ursache brauchen, als daß irgend einer unter ihnen die Initiative ergreife, dann denken sich die andern: „dieser eine Mops muß sicher seine gegründete Ursache zum Gebell gehabt haben, wir wollen daher nicht erst weiter über dieselbe nachforschen, sondern ihm lieber gleich aus allen Kräften in der Verbreitung weithin kreisender Schallwellen behülflich sein."

Selbst was in Italien der Menschengeist an großartigen Kunstwerken hervorgebracht, und was Einem doch bei jedem Schritt und Tritt vor der Nase steht, haben die Herren ein halbes Jahrhundert lang nicht gesehen, es ist als ob sie während der Reise die Augen in der Tasche getragen hätten.

Wie aber, wenn man vom Adriatischen Meere nach Venedig kommt, aus dem silbernen Spiegel der Meeresfläche nach und nach der Campanile von St. Marco, dann Giorgio maggiore mit seinem Pharusgleichen Prachtthurm Palladios, und die Bleikuppeln von Madonna della Salute wie Mondscheiben aus dem Bade der Flu-

then auftauchten, so ist es auch bei der Ueberfahrt aus dem selbstgenügsamen Zopfalter in die neueste Zeit der Fall gewesen, man hat angefangen die Augen aufzuthun, um wenigstens den Wundern der Kunst etwas gerecht zu werden, die Prachtwerke der Halbinsel fingen an aus dem Meere einer oberflächlichen Weltanschauung — eigentlich eines lange anhaltenden Blödsinns — empor zu steigen.

Es ist aber auch noch ein anderes Verdienst als das der italienischen Kunstleistungen bei den Deutschen zur Anerkennung zu bringen.

Der tiefeingehende Fleiß und die kritische Forschung, welche die Italiener zum Verständniß ihrer historischen und Kunstdenkmäler aufgewendet und in einer erstaunenswerthen Masse von Büchern niedergelegt haben, sind in Deutschland lange und größtentheils unbekannt geblieben.

Merkwürdiger Weise haben viele fleißige Gelehrte der Halbinsel gerade noch inmitten des 18. Jahrhunderts (zu welcher Zeit das Gebell über die italienische Indolenz von Seite der Unwissenheit und Oberflächlichkeit deutscher Hadschi's, wie in Persien die Pilger genannt werden, begonnen hat) eine bedeutende Anzahl von ausgezeichneten Werken veröffentlicht, so daß man jetzt, wenn man einerseits die gediegenen Leistungen

in Italien und andrerseits das auf dem Papier haftende Geschrei von deutschen Schriftstellern betrachtet, die mit den unablässig wiederholten Schlagworten: Dummheit und Finsterniß und Aufklärung und Licht — ihre bodenlose Unwissenheit zu bedecken gesucht haben — sich der damaligen Tonangeber in der deutschen Literatur — die noch bis auf den heutigen Tag ihre Nachtreter und Nachbeter gefunden haben, herzlich zu schämen anfängt.

Sinn für Geschichte und streng sichtende Kritik in den Aufschreibungen der Begebenheiten zeichnen besonders die mittelalterlichen archivalischen Quellen Italiens aus. Der fast unerschöpfliche Reichthum der Mailänder Archive ist bis auf die neueste Zeit den Deutschen unbekaunt geblieben und vielen unserer Landsleute, welche sich über Kunstmonumente Italiens in mehr oder weniger weitläufige Abhandlungen eingelassen haben, scheint auch nicht einmal eine Ahnung von dem Reichthum an gediegenen Werken aufgegangen zu sein, welche Italien in dieser Richtung besonders im 17. und 18. Jahrhundert producirt hat.

Noch in jüngster Zeit ist in Wiener Blättern zur Volksaufklärung öfter zu lesen: „Italien das Land des Aberglaubens, der Unwissenheit und Dummheit u. s. w.“ — Ja diese Beisätze sind einem gewissen sehr selbstge-

nügsamen löschpapiernen Literatenthum schon zur Gewohnheit geworden. Soll man nun mit Schriftführern ähnlicher Qualität, die ihre Laufbahn in einem Provinzialtrödelladen mit dem Handel gestohlener Tuch-Enden und alten Gewandes begonnen haben und die dann ins Geschäft der Tagesliteratur übergetreten sind — sich in einen Streit einlassen und mit ihnen zu rechten anfangen? — Die Leute verstehen es eben nicht anders!

Wenn aber ähnliche Ausfälle, welche eine ganze Nation brandmarken sollen, aus Parteisucht auch von Herren ausgehen — die für ihren Sitz auf den Kathedern deutscher Hochschulen gute Honorare empfangen — dann gewinnt die Sache allerdings an Bedauerlichkeit.

Wir wollen den Herren zur Beleuchtung der gerühmten deutschen Aufgeklärtheit im 16. Jahrhundert nur ein Paar kleine Rechenexempel vorhalten.

Die kleine protestantische Stadt Nördlingen hat bei einer Einwohnerzahl unter 6000 Seelen innerhalb der 4 Jahre von 1590 bis 1594 nicht weniger als 34 Hexen verbrannt. Nach diesem Verhältniß hätten in Italien in 4 Jahren mindestens 60,000 Hexen auf den Scheiterhaufen verenden müssen.

In Deutschland ist die grausame Hexenverfolgung heimisch gewesen, und in protestantischen Gegenden wurde

sie noch mehr gepflegt als in katholischen. Friedrich Spee, der Jesuit, hat zuerst seine Stimme dagegen laut erhoben. Während nun in Deutschland die Hexen hundertweise gefoltert und verbrannt wurden, ist das Hexenprozeßfieber in Italien sehr milde abgegangen. Einer sehr geringen Anzahl wurde der Prozeß gemacht, und selbst da lief es nicht auf Foltern und Verbrennen hinaus, sondern mit Pranger und Ruthenschlägen war es dort abgethan.

Im Jahre 1848 sagte Dr. Ritter in der ersten Kammer zu Berlin: „Die Juristen, nicht die Theologen haben die Hexen verbrannt. Wenn sich irgendwer derselben annahm, so waren es die katholischen Seelsorger, welche sich nach Kräften gegen die Hexenprozesse stemmten, und welche am frühesten und zwar mit Erfolg für die Einstellung derselben auftraten“.

Wie es schon Nikolai nicht besonders nöthig hatte, die deutsche und specifisch die preußische Intelligenz gegenüber dem Aberglauben in Italien (im 18. Jahrhundert) auf den Leuchter zu stellen, das zeigt hinlänglich folgende Stelle aus dem Patente, durch welches Graf von Stein 1732 zum Präsidenten der Berliner Akademie ernannt wurde: „Alldieweil es auch eine beständige Tradition ist, daß in der Churmark, sonderlich in der Gegend von Lebus, Lehnin und

Wilsnek considerable Schätze vergraben liegen, zu deren Besichtigung und um zu wissen, ob sie noch vorhanden sind, gewisse Ordensleute, Jesuiten und anderes dergleichen Geschmeiß und Ungezieser von Rom kommen, so muß der Vicepräsident diesem Pfaffenpack fleißig auf den Dienst passen und keinen Fleiß sparen, daß er vermittelst der Wünschelruthe, durch Segensprechen, Alrunken, die Schätze ausfindig mache, und sollen ihm die Zauberbücher aus unserm Archiv, wie das Speculum Salomonis verabfolgt werden". (Siehe Morgenblatt vom 21. Januar 1807.)

Wo mögen die Zauberbücher des Berliner Archivs hin verschwunden sein? Es geht die Sage: dieselben seien in das dortige Ministerium des Auswärtigen übergegangen: was aus den mancherlei bösen Spucken zu vermuthen ist — welche neuerer Zeit bei dieser diplomatischen Behörde sich verlautbar gemacht haben.

In der That eine herrliche Aufgabe für den Vicepräsidenten der Akademie im Muster- und Intelligenzstaate der civilisirten Welt, der doch schon über Ein Jahrhundert lang als eigentlicher Lichtträger in Deutschland figurirt.

Unter den allerneuesten Stimmen über Italien soll hier nur jene des genialen Bogumil Goltz erwähnt

werden. In seinem sonst ausgezeichneten Werk „Der Mensch und die Leute“ (Berlin 1858) bringt er im 4. Bändchen eine 58 Seiten lange Schilderung des Charakters der Italiener. Das „Buch der Kindheit“ von Bogumil Goltz halten wir für eine der glänzendsten Erscheinungen der neueren deutschen Literatur und der Schreiber dieses ist sicher eher für als gegen Goltz eingenommen. Die Schilderung des italienischen Wesens aber im obcitirten neuen Werke ist einseitig, weil sie nur schattenseitig ist.

Goltz hat auch Einiges aus: „Kennst du das Land“ angeführt — aber auch nur Schlimmes und nichts Gutes.

Italien will nicht nach dem ersten Eindruck beurtheilt sein — man muß öfters kommen, und insoweit es möglich ist, in die italienische Anschauungsweise eingehen. Ich war anfangs auch über die schmählichen Prellereien und Prellungsversuche von Seiten des Volkes, mit dem man auf der Heerstraße und in Gasthöfen zu thun hat, erbittert, und habe meiner gefühlten Entrüstuug lauten Ausdruck verliehen. Erst nach und nach lernte ich, wie man diese Leute behandeln muß. Nicht Zornesmuth und Gepolter imponirt dem Italiener, sondern Ruhe und Humor. Ein zeit- und ortsgemäßer Spaß stimmt ihn in seinen übertriebenen Forde-

rungen viel eher herab — als jede an den Tag gelegte sittliche Entrüstung. Die meisten Deutschen begehen den Fehler, daß sie den Italiener mit Zorn und Verachtung behandeln, damit steigert man aber nur die überschwengliche Begehrungslust.

Wenn es im Mittelalter in Italien Tyrannen gegeben hat, wie den verruchten Ezzelin in Padua, der 12,000 Menschen einkerkerte, oder den Galeazzo Barnabo, der seine 5000 Hunde zur Saujagd von Bürgern und Bauern füttern ließ, und die Geistlichen, die ihm seine Tyrannei vorstellten oder über den Druck sich beklagten, ohne Umstände dem Scheiterhaufen überlieferte, — so finden wir ja auch im deutschen Mittelalter mitunter Fürsten, die mit ihren Bauern keine Kirschen gegessen haben.

Daß an der Rache eines lange Zeit tyrannisirten Volkes nichts Erbauliches zu finden sein wird, versteht sich von selbst. Ezzelin mußte im Kerker an seinen Wunden verbluten. An seinem Bruder Alberich ließ das Volk dem Rachegefühl den vollsten Lauf. Das Gesindel setzte sich auf seinen Nacken und spornte ihn wie ein Pferd, seine sechs Söhne wurden vor seinen Augen geschlachtet, ihre Leiber zerfetzt und die blutigen Glieder dem Vater ins Angesicht gestoßen. Seine Gattin und seine, wegen ihrer Schönheit gerühmten

Töchter wurden vor ihm und dem ganzen Volke nackt an Pfähle gebunden und verbrannt. Alberich selbst wurde am Schweif eines Pferdes zu Tode geschleift, nachdem man ihm zuvor mit Zangen das Fleisch von den Gliedern gerissen. Diese empörenden Thatsachen führt Goltz aus Wachsmuths „Geschichte der politischen Parteiungen des Mittelalters" an.

Fragen wir: Was hätten wir denn in Deutschland vor einigen Jahren alles erleben können, wenn die Tage der glorreichen Volksherrschaft nicht wären abgekürzt worden? Haben sich in Frankfurt und Wien nicht schon die schönsten Anfänge kund gegeben und zwar im reinsten Uebermuth des Demos an Männern, die nichts weniger als Tyrannen, sondern welche die besten, friedlichsten Leute gewesen sind?

Und lassen wir heute das eiserne Richtscheit über den Großstädten lüften, und schauen wir uns recht wohl an, ob und wie weit wir in unserer aufgeklärten Zeit vor dem Mittelalter Italiens voraus sind!! Nur billig und gerecht, aber nicht hart und einseitig!

Es ist hier weniger unsere Aufgabe das zu berichtigen, was Goltz über den Volkscharakter der Italiener spricht; aber hören wir nur einige Zeilen über Kunst. Er sagt: „Der reine gothische Baustyl gilt den gebildeten Leuten noch bis zum heutigen Tage als eine

Architektur für Pferde; die Italiener strafen lieber ihre Augen Lügen und verläugnen ihren gesunden Verstand, bevor sie zugeben, daß die deutschen Künstler den italienischen gleich kommen, oder ihnen gar überlegen sind."

Es gibt ja doch viele gebildete Italiener, die auf ihre in den Grundformen gothischen Bauten stolz sind, wie z. B. auf die Dome in Mailand, Como, Orvieto, die Kirche in der Certosa bei Pavia u. a., und erst in jüngster Zeit wurde Maria sopra Minerva in Rom der ursprünglichen gothischen Bauart im Innern mit bedeutenden Kosten genähert, und von den Redemtoristen eine neue rein gothische Kirche ebendaselbst gebaut. — Die Geringschätzung der Gothik muß daher einigermaßen berichtigt werden.

Auch beim Vorwurf der Faulheit soll man nicht bei der Erscheinung stehen bleiben, sondern auf die Ursachen derselben zurückgehen.

Oefter sieht man in mittelitalienischen Städten die in vulkanischen unfruchtbaren Gegenden oder auf Basaltschichten gebaut sind (wie z. B. Aquapendente an der Grenze von Toscana, noch im Kirchenstaat nördlich am Bolsenasee) eine Menge von Faulenzern auf der Straße. Da findet sich nun der Deutsche verlockt zu schelten: „Diese faulen Schlingel, diese Tagediebe,

warum arbeiten sie nichts, warum bummeln sie herum den ganzen Tag?" Nun aber, Frage: Was sollen diese Leute thun? Mit dem Feldbau steht es miserabel. Fabriken? Was soll man hier fabriciren? Wer wird um theures Geld schlechte Waare erzeugen, wenn um wohlfeiles gute zu haben ist? Die Leute leben freilich ärmlich und kümmerlich. Dann noch die fürchterliche Hitze im Sommer. Es gibt sicher Gegenden, in denen es eine große Aufgabe eines Staatsökonomen wäre, für die vorhandenen Arbeitskräfte eine Verwendung zu suchen. Es ist einmal in Italien nicht so — daß jeder, der Arbeit sucht, auch Arbeit findet — und auch in Deutschland haben wir Zeiten, in denen tausende von Menschen ohne Aebeit herumgehen, aber nicht durch ihre Schuld. Daß sich das Dolce far niente im heißen Klima mehr als im kalten entwickelt, muß auch noch in die Wagschale gelegt werden.

Wenn der Italiener Arbeit findet — so steht er im Fleiß auch keiner andern Nation zurück. In Steiermark und Kärnthen sind eben die italienischen Maurer ihrer Geschicklichkeit und ihres Fleißes wegen gesucht. Am frühen Morgen klettern sie auf ihr Gerüste, am späten Abend steigen sie herab — dabei sind sie genügsam und nüchtern in Speise und Trank. Und das sind Stockitaliener aus dem venetianischen Gebiet.

Uebrigens haben ja die Italiener selbst zur Erklärung der im Lande vorkommenden Faulheit ein sehr gutes Sprüchwort:

Paesi fecondi, rendon molti vagabondi
Es werden viel Vagabunden
Im fruchtbaren Land gefunden.

Fehler des Volkes und Vorurtheile der Fremden werden im Verlauf der Schrift öfter ohne Zornmuth besprochen. Von den Vorurtheilen mag manches berichtigt werden.

Der Verfasser, welcher vor dem ersten Erscheinen dieser Schrift wiederholt Lombardo-Venetien besuchte hat nach diesem Erscheinen wieder bei einem Ausflug den Städten Vicenza, Mantua, Bergamo, Treviso und Udine besondere Aufmerksamkeit zugewendet, und er hat auch bevor und darnach eine fleißige Rundschau in der einschlägigen Literatur abgehalten.

Als er vom Torre della Gabbia in Mantua über die sonnenglänzende Ebene hinsah über Roverbella Villafranca bis auf das Castell von Verona, und auf das weit offene Land gegen Westen hin, da konnte er es nicht denken, wie einige Monate später diese Gefilde zu einem Blutacker und wahren Todtenfeld werden sollten!

Jedenfalls ein eigenes Volk. Dante hat ihm schon vor 5 Jahrhunderten zugerufen: (Purgatorio. Canto VI. verso 91—93.)

Ahi, gente, che dovresti esser devota
E lasciar seder Caesar nella sella
Se bene intendi ciò, che Dio ti nota.
O Volk du solltest einmal Demut üben
Laß in dem Sattel nur den Kaiser sitzen
So mein ich hat es Gott dir vorgeschrieben.

Am Ende desselben Gesanges vergleicht Dante Athen und Lacedämon, die der Vorzeit Gesetze gaben mit Italia, welche er anredet: „die du so spitzfindige Maßregeln triffst, daß bis zu Novembers Mitte nicht dauert, was du im October spinnest. Wie oft hast du, seitdem du es gedenkest, Gesetze, Münze, Herrschaft und Sitte geändert und deine Glieder erneuert;" und dann schließt mit dem eben so wehmüthigen als noch nach fünfhundert Jahren treffenden Bilde:

E se ben ti ricorda, e vedi lume,
Vedrai te simigliante a quella 'nferma
Che non puo trovar posa in su le piume,
Ma con dar volta suo dolore scherma.
Denkst du daran, so magst du deutlich sehen:
Du gleichst der Kranken, die auf Pflaumenpfühlen
Sich immer umdreht kämpfend gen' die Wehen
Und meinend dadurch ihren Schmerz zu fühlen.

Wer hat sein Vaterland mehr geliebt, wer hat aber auch seine Landsleute mehr kennen gelernt am eigenen tragischen Geschick als der große Sänger der Divina Comedia.

2.

Sehnsucht nach Venedig, praktisch: von Seite hoher Herrschaften, phantastisch: von Seite der Dichter. St. Marco. Seine Präsides und Procuratoren. Der Markusplatz und Napoleon. Das Historische von der Verschwörung Marino Faliero's. Die Inschriften auf Faliero.

Das Venedig ist doch ganz was Wunderbares. Wer — der es noch nicht gesehen hat — fühlt nicht eine Sehnsucht es einmal ansichtig zu werden, und wer — der es gesehen hat — begrüßt es nicht mit Jubelgesang im Herzen wieder — wenn anders seine Lebensharfe nicht an irgend einer Verstimmung leidet. Kaiser und Könige haben zu allen Zeiten heftige Gier nach der schönen und reichen mit Zechinen umhangenen Meeresbraut getragen, Karl V., Ludwig XII. die beiden Visconti, verschiedene Herrscher des Orients und des Occidents haben laut geträumt von ihrer Sehnsucht nach der eben so üppigen als eitlen Frauen, die täglich sich um und um im Meeresspiegel beschaut; konnte ja doch Dante dieses Venedig selbst in der Hölle nicht vergessen, indem er Bilder aus der Lagunenstadt in diesen Theil seiner Divina Comedia (Infer. Cant XXI.) eingewoben, wie:

„Qualle nell' arzanà de Veneziani
Bolle l' inverno la tenace pece
A rimplamar li legni lor non sani
Che navicar non ponno: e'n quella vece
Chi fa suo legno nuovo, e chi ristoppa
Le coste a quel che piu viaggi fece;
Chi ribatte da proda, e chi da poppa,
Altri fa remi, ed altri volge sarte,
Chi terzeruolo ed artimon rintoppa."

„Wie zu Venedig in den Winterzeiten
Am Ufer kocht des Peches zähe Quelle,
Die lecken Schiffe wieder zu bereiten,
Auf daß sie taugen; wo an selber Stelle
Ein neues Schiff der baut, und der verkeilet,
Das schon geschwankt hat auf mancher Welle;
Der sich am Steuer, der am Kiel beeilet,
Der Ruder macht, der Thaue dreht zusammen,
Und der die Masten, der die Segel heilet; — —"

Wohl mag das Treiben am Hafen der größten Handelsstadt damaliger Zeit das Interesse des Fremden besonders angeregt haben, und so auch im lebendigen Bilde vor der Seele des Dichters gestanden sein. Warum Dante der herrlichen Bauten, welche doch in seiner Lebenszeit die stolze Stadt geschmückt — nie eine Erwähnung gethan? Es scheint, weil die Baukunst in jener Zeit in Italien schon so sehr florirte, daß man ihren Monumenten als gewöhnlichen Erscheinungen weniger Aufmerksamkeit und Interesse zuwendete.

Obwohl Venedig auch als Handelsstadt schon wegen ihrer Kaufmannsgeschäfte weltberühmt ist, so wird doch unsere Aufgabe nicht sein, über allgemein bekannte Gegenstände — ebenso breit getretene Erörterungen auszukramen; und unsern Gefühlen in einem wohlsortirten Lager von Empfindungsworten und Kunstextasen einen Absatz zu verschaffen; wir gehen deßwegen vorüber an hunderten von Raritäten der Markuskirche; an ihren Grabmählern und Mosaiken, an ihren Porphyrsäulen und Erzgüssen an ihren Statuen und Kandelabern, an ihren Arabesken und ihrem zierlichen Galleriegeländer aus mehr als 300 feinen Säulen, und an der ganzen Façade — welche die schönste plastische Musterkarte von Baustylen ist — die in der Welt existirt — es dünkt uns, als präsentirte sich selbst in diesem ganzen Frontbau der charakteristische Handelsgeist der alten Seestadt — als wäre die Baukunst des Mittelalters auf Geschäftsreisen für das große Haus Venedig — und würde ihre steinerne Karte ausbreiten und sagen: „Hier habt Ihr was ihr wollt, und noch mehr!"

Aus Aegypten und Griechenland, aus Rom und Byzanz klingen die vier Grundformen der Architektur, wie eine Harmonie von vier Evangelisten der Baukunst freundlich zusammen.

Ein kirchenrechtlicher Zustand der Markuskirche, welcher interessant war, soll hier allein aus dem großen Quartbande des Venetianer Senators Flaminius Cornelius über diese Kirche — mitgetheilt werden. Die Kirche besaß als oberste geistliche Autorität nur Präsides, nie Pfarrer. Die Schmeichler und der Usus übertrug das Pfarr-Recht gleichsam dem jeweiligen Dogen. Die Prokuratoren, welche auch die Oekonomie der Kirche besorgten, waren immer hochgestellte Venetianer. Der Klerus der Kirche stand unter einem Präses, der das Recht hatte die niederen Weihen zu ertheilen. Der Katalog der Prokuratoren existirt vom Jahre 811 bis 1790 und ist mit so großem Fleiße durch ein Jahrtausend geführt worden, daß bei jedem, von 811 an, der Wahlact mit der Zahl der günstigen und ungünstigen Stimmen bezeichnet steht. Manche Procuratoren wurden darnach zu Dogen gewählt.

Wir übersehen ferner nur mit einem Blick den Markusplatz, von dem der alte Napoleon gesagt hat, daß nur der blaue Himmel würdig sei demselben als Gewölbe zu dienen („La place Saint-Marc est un salon auquel le ciel seul est digne de servir de voute"), den Markusplatz — die tausend Jahre alte Schaubühne, auf der tausend und tausend Festivitäten der pompösesten Gattung vorübergerauscht sind, Vene-

digs Herz mit dem täglich wiederkehrenden Abendfieber, bei welchem reine und unreine Blutwellen hier pulsartig ein- und ausströmen — und wenden im Vorbeigehen dem Dogenpallast einige Aufmerksamkeit zu, als dem schönsten und wohlerhaltensten Sarkophag einer untergegangenen historischen Herrlichkeit. Darin sind die Dogen mit all' ihrer Pracht begraben für ewige Zeiten. Manin der feingedrehte Abkömmling aus den zwölf Stämmen Israels, dachte während seiner Diktatur im Jahre 1848 wahrscheinlich auch nicht daran, hier je für die Dauer einen Dogen zu spielen, und ein Leben aus dem morschen Sarg des alten Venetianerthums auferstehen zu lassen — ihm war es mehr darum zu thun Papiergeld auszugeben und einige Gondeln, mit Zechinen beschwert, in Sicherheit zu bringen.

Von dieser alten Republik Venedig bekommt man erst einen rechten Respekt — wenn man die Gemächer ihrer hoch-, hals- und nothpeinlichen Gerichte im Dogenpallaste gesehen hat; das sticht ganz sonderbar ab gegen die Prunkgemächer des Dogen und der Nobili. Wer fühlt sich nicht von Schauern umweht im Gerichtssaale der Zehn, wo in der Nacht vom 15. auf den 16. August 1355 der Doge Marino Faliero als Angeklagter erschien, der Dogenstuhl leer

blieb und der Faliero sein einstimmiges Todesurtheil vernahm.

Nachdem die Marino-Falierogeschichte Stoff zu Romanen, Tragödien und Opern geliefert hat — kann eine Vorweisung des compakten historischen Kerns nicht schaden. Faliero war von je eine gewaltthätige Natur — ein auch im Mittelalter hervorragender grober Flegel. Noch als Podesta von Treviso mußte er einmal bei einer Prozession auf den Bischof warten, das versetzte den ungeberdigen Menschen in eine derartige Wuth, daß er den Bischof zu Boden warf und ihn schlug. So erzählen Sanuto, Sandi, Navagaro und andere Historiker; Petrarca, der den Faliero persönlich kannte, sagte von ihm, er habe viele Kourage aber wenig Kopf besessen (piu di corragio, che di senso). Als Gesandter in Rom wurde der 80jährige Marino zum Dogen gewählt — er hatte Angiolina eine junge Loredan, die Tochter seines alten Freundes geheiratet. Auf einem Ball im Dogenpallast betrug sich ein junger Patricier, Michel Steno, unanständig gegen eine Hofdame. Der Doge, ein Mann stets bereit sich als den Mittelpunct der Welt zu sehen — betrachtete das nicht nur als eine persönliche Beleidigung, sondern ließ zur Verherrlichung des Festes den Steno von seinen Trabanten bei der

Thüre hinauswerfen. Es läßt sich denken, wie diese Herren als Festordner das ihnen aufgetragene Geschäft mit Eile und Präcision ausführten, so, daß ihr Gebieter gewiß mit ihnen zufriedener war, als der Jüngling, an dem sie ihr Speditionsgeschäft erproben sollten. Steno, aus Rache getrieben über diese Stenographie, mit welcher die Satelliten den Willen ihres Herrn in die Wirklichkeit umsetzten, verlegte sich nun in Eile auf's Epigramm, rannte in den großen Rathsaal und schrieb auf die Lehne des Dogenstuhls folgende Zeilen:

Marin Fallier dalla bella mugier
Altri la gode, e lu la mantien.

Die höhnische Anklage auf Untreue der Dogengemahlin machte Allarm. Der Epigrammatiker wird entdeckt und gesteht, daß er in der Wuth Obiges geschrieben. In Anbetracht seiner Jugend und seines Standes wurde der Uebelthäter auf zwei Monat Gefängniß und Ein Jahr Verbannung verurtheilt. Dem Steno war dies genug, aber dem Dogen zu wenig — der letzte wollte den ersten zum mindesten gehängt wissen.

Ein Zwischenfall tritt ein. Ein Patricier aus dem Hause Barbaro schlägt im Arsenale den Intendanten der Galeeren mit einem Stecken blutig — dieser läuft zum Dogen und verlangt Gerechtigkeit. Der Doge

erwiedert gekränkt lächelnd: „Du willst Gerechtigkeit von mir — und ich kann sie mir selber nicht verschaffen". Der Intendant Israel Bernaccio schnaubt vor Zorn. Israel ist rachedurstig. „Wär ich an Eurer Stelle, ich wüßte mich zu rächen", spricht er zum Dogen. — Das wirkt. Der Doge fragt: „Wie?" Bernaccio zeichnet ihm den Plan zu einer Verschwörung gegen die Patricier und die Regierung vor — ein gewisser Baumeister Calendario, der viele Arbeiter zu seiner Disposition hat, wird in's Mitleid gezogen; alle Nobili sollen bei ihrem Eintritt in den Rathsaal niedergemacht werden, und die Glocke bei St. Marco hiezu das Signal geben.

Doch die Verschwörung wird entdeckt — der Doge selbst vor das Gericht geschleppt — zum Tode verurtheilt, die Strafe vollzogen, er wird im Hof des Dogenpallastes enthauptet und das Haupt, nachdem es über die Stiege hinabgekollert — die an der Stelle der heutigen Riesenstiege gestanden sein mag, von der Gallerie aus dem Volk gezeigt mit den Worten:

E stata fatta giustizia al traditor della Patria.
(Es ist Gerechtigkeit geübt worden an dem Verräther des Vaterlandes.)

Statt dem Bilde des Faliero in der Reihe der

Dogenporträte wurde als **Schreckbild** für die nachkommenden Dogen folgende Inschrift angebracht:

Hic est locus Marini Falethri
Decapitati pro criminibus.
(Das ist der Platz für Marino Faliero
Der um seiner Verbrechen Willen enthauptet worden.)

Aus derselben Zeit sind noch ein Paar andere ähnliche Inschriften im lateinischen Lapidarstyle aufbewahrt, und zwar: „Marinus Faletro dux, temeritas me cepit, poenas lui, decapitatus pro criminibus“. (Doge Marino Faliero, von Tollkühnheit war ich hingerissen — meine Strafe hab' ich ausgestanden, wegen Verbrechen ward ich enthauptet.)

Und ferner: „Dux Venetum jacet hic, patriam qui prodesse tentans, sceptra, decus, censum perdidit atque caput.“ (Hier liegt Venedigs Doge, der, indem er das Vaterland verrathen wollte, zu gleicher Zeit die Herrschaft, die Ehre, das Vermögen und seinen Kopf einbüßte.)

Merkwürdig — so einer erhoben wird zu Macht und Ehren: so ist die Dichtkunst bereit, ihm ein Loblied darzubringen, und so einer herabgestürzt wird von seiner Höhe und sein Haupt dem Henker verfällt — so ist die Poesie auch wieder bereit demselben im **Lapidarstyle** einige Steine in das Grab nachzuwerfen.

3.

Faliero auf den Brettern. Der Bassist und der Prozeß wegen des Dogenbartes. Der Dogenpallast und Ironie des Schicksals. Der Prinz von Craon und die Gondel mit der rothen Flamme. Der Genueser-Maler vor Gericht. Was an den Bleidächern daran war. Zurechtweisung überschwenglicher Romantiker.

Die Geschichte Faliero's ist jedenfalls traurig, aber nicht tragisch — so wie sie ist, gibt sie keine Verwicklung zu einem Trauerspiel; daher hat man sie nun mannigfach alterirt, und der Doge Faliero ist außer seinem einstigen Todesurtheil auch noch verdammt, fünfhundert Jahre später mit einem ellenlangen und schneeweißen Bart auf den Brettern in Deutschland, Frankreich und Italien herum zu marschiren, zu jammern, zu fluchen, zu singen und vor allem — Acht zu geben, daß sein Bart an den Gaslampen des Prosceniums nicht Feuer fängt.

Vor ungefähr 20 Jahren sollte der Bassist Balzar in der Donizetti'schen Oper (im Fenice-Theater) den Faliero singen. Der Bassist wollte wenigstens das Gesicht des Dogen historisch darstellen. Er fand, daß die Dogen zu jener Zeit gar keinen Bart trugen — alle Dogenbilder vor und nach Faliero sind glatt rasirt. Der Bassist that sich was zu gut auf seine historische Treue und auf seine Studien — der

arme Mann, er kannte das Publikum schlecht — komme einer nur diesem Publikum mit einem Studium oder mit einer historischen Treue, der ist übel berathen. Der Bassist wurde eben wegen Mangel des obligaten Bartes heillos ausgepfiffen: „Wo ist der Bart?“ erscholl es von oben und unten. Den Blättern war das Gezänke willkommen. Die einen nahmen den auf der Bühne traditionellen Bart in Schutz — einige standen für die historische Rasirung ein — und der Bassist war sehr froh, daß ihm der Prozeß nicht auch den Kopf kostete; er hängte sich von nun an den weißen Bart an seine Ohren, sang seine Rolle herab, und brummte bisweilen für sich in den Bart hinein: „O ihr . . . . .“ denn auch Bassisten haben nicht nur eine tiefe Stimme, sondern auch ein tiefes Ehrgefühl — aber sie rächen sich nur im Stillen, sie wissen, wie der Beifall sehr zufällig ist, wie er oft nur an Einem Harre hängt, wie er also um so eher an einem ganzen Bart hängen kann. Kehren wir nach dem Komödienstreit um des Dogen Bart, wieder in den Dogenpallast zurück.

Die herrliche offene Riesenstiege — über welche nur die Senatoren hinaufgehen durften, die prachtvollen Säle für Berathungen und Feierlichkeiten mit ihren ungeheuer großen Bildern, welche die Geschichte der

Republick verherrlichen mußten, und mit ihren üppigen Goldplafonds, die jeden Saal zu einer Basilika machen; die Schlafzimmer des Dogen mit den goldenen Kassetten im Rundbogen und den kunstreichen gewaltigen Marmorkaminen, sein Speisezimmer, in dem er abgeschieden und allein essen mußte — und sich für die Gesellschaft entschädigen konnte an der goldenen Ornamentik der Wände und Decken; — die goldene Stiege mit ihren kühnen mit weißem Marmor und reicher Vergoldung gezierten schiefen Bogen — und dann diese vielen Gefängnisse, in langer Reihe — feucht, dumpf, luftleer und lichtleer, den Menschen zur Verzweiflung stimmend, dann die Folterkammer und das Halsgericht für die Nobili, die von maskirten Henkern entweder erwürgt oder geköpft wurden, im engen, finstern Gemach — unten die Löcher im Steinboden, durch die das Blut in den Kanal floß, der von der Seufzerbrücke überwölbt ist — dann das Loch, durch welches der Leichnam hinabgleiten mußte in die Todtengondel, um an die Begräbnisse der Verbrecher oder der durch Intriguen und falsche Denunziation zu Grunde Gerichteten — geschifft zu werden, um Mitternacht; diese heimliche Justiz, die in manchen Zeiten jeden Unliebsamen in Eile und Schnelligkeit geräuschlos entfernen konnte unter

dem Vorwand, er stehe mit Feinden der Republik in Verbindung — alles das zusammen regt sonderbare Gedanken an — und wer nicht wahnsinnig ist, freut sich, daß es gegenwärtig in Venedig eine scharfe Polizei gibt, unter deren Schutz man mindestens ruhig herumgehen kann.

Die größte Ironie auf die Venetianische Vergangenheit aber ist jetzt das Börsenspectakel im großen Hof des Dogenpallastes.

Dort wo die stolzen Nobili ihre Pracht entfalteten, da treiben sich jetzt geschäftig die Schacherjuden und einige Schacherchristen umher, und machen den Dogenpallast schon des Kontrastes der Architektur, und der historischen Erinnerung wegen zu einem wahren Komödienhaus — so daß man sich des Lächelns über diese verzwickten eilfertig herumrennenden, sumsenden und Geschäfte abschließenden Gesellen nicht erwehren kann.

Unter den vielen Erzählungen über das heimliche und geschwinde Vehmgericht, welches man in Venedig zu üben pflegte, (freilich schon in der Zeit des Verfalles) hier nur ein paar Beispiele.

Anfangs des 18. Jahrhundertes verweilte ein vornehmer Herr aus Frankreich einige Zeit in Venedig, es war ihm eine bedeutende Summe daselbst ge-

stohlen worden, und er konnte des Thäters nicht habhaft werden. Mit der eigenthümlichen französischen Lebhaftigkeit schimpfte nun der Franzose hier und dort über das Venetianische Spionirsystem, welches nur da sei, um den Fremden zu belästigen, nicht aber um für seine Sicherheit zu sorgen. Einige Tage später reiste er ab. Als er eben inmitte der Lagunen zwischen Venedig und Mestre mit seiner Gondel dahinfuhr — machten ihn die Gondoliere, indem sie die Ruder senkten und ruhig blieben, aufmerksam: „Sie dürfen nicht weiter fahren, denn es kommt die Gondel mit der rothen Flamme“ — das Zeichen der Venetianer Justiz, wenn es galt auf den Lagunen nach Jemanden zu fahnden. Dem Franzosen der sich an seine Schimpfereien von den letzten Tagen her erinnerte, fing es an sehr bange zu werden. Die Venetianer waren nichts weniger als das Spaßmachen gewohnt. Oben der Himmel, ringsum Wasser — die heranschwimmende Gewalt — was war da zu thun — als muthig oder zagend sich in sein Schicksal ergeben.

Die Gondel mit der rothen Flamme fliegt heran. Dem Reisenden wird bedeutet in dieselbe sich herüber zu begeben. Ein ernster Mann fragt ihn hier: „Mein Herr, Sie sind der Prinz von Craon?“ — „Ja

mein Herr!" — „Sind sie nicht letzten Freitag bestohlen worden?" — „Ja mein Herr!" — „Um welche Summe?" — „Um 500 Dukaten." — „Wo waren diese aufbewahrt?" — „In einer grünen Börse?" — „Auf wen haben sie Verdacht?" — „Auf einen der Diener des Hauses!" — „Würden Sie ihn erkennen?" — „Ja wohl!" — Der ernste Frager schlug mit dem Fuß einen Mantel zurück unter welchem der Leichnam eines Mannes lag, in dessen lose Hand die grüne Börse mit den 500 Dukaten gelegt war.

„Hier sehen Sie nun", fuhr die Gerichtsperson fort — „welche Justiz geübt worden ist, hier haben Sie ihr Geld, nehmen Sie es, aber denken Sie auch nicht mehr daran in ein Land zu kommen — dessen weise Regierung Sie verkannt haben."

Ein klügerer Mahler aus Genua stritt in einer Kirche, in welcher er beschäftigt war mit und gegen ein Paar Franzosen, welche über die Venetianische Regierung losfuhren. — Den kommenden Morgen wurde der Mahler vor Gericht gefordert und über die gestrige Affaire befragt: In der Angst bringt er vor, wie er seinerseits alles nur zum Lobe der Regierung und zu ihrer Vertheidigung gesagt. Man schlug einen Vorhang zurück und der Mahler sah die

beiden Franzosen erhängt. Der halbtode Mahler kam mit dem Schrecken davon, dem noch die salbungsvolle Lehre beigefügt wurde: „in Zukunft weder gut noch schlimm von der Regierung zu sprechen. „Wir brauchen euer Lob nicht, sagte man dem Künstler, denn uns loben heißt ja schon uns richten."

Diese Art Grausamkeit ist in neuester Zeit, Gott sei Dank, allenthalben eingestellt, und die Parthie des Lobes ist jedermänniglich in ausgedehntem Maßstabe nach der vollsten Willkühr preisgegeben.

Uebrigens muß bemerkt werden, daß in Bezug auf Erhöhung, Vermehrung, Vergrößerung und Verbreitung der dunklen Grausamkeiten, welche zu Venedig geübt worden sind, die Romantik von jeher rastlos thätig gewesen ist; und daß diese Romantik die Kerne der Thatsachen mit mächtigen Krusten aus gepfeffertem Zucker für den Geschmack des Lesepublikums überzogen hat.

So gelten die Bleidächer gewöhnlich in den Leserphantasien als die Bedachungen der Kerkerstuben — in der Weise: als ob das Gehirn der Gefangenen unmittelbar unter dem Bleidache dem Sieden und Braten durch die Sonnenhitze wäre preisgegeben worden, und ob diese Dächer eigens zum Endzwecke der besagten Siedung und Bratung in grausamlichen Ge-

lüften wären angefertigt worden. Das ist aber durchaus nicht so.

Die Bleidächer sind eben die Dächer des ganzen großen Hauses in dessen unteren gewölbten Etagen die Zellen für die Gefangenen sich befinden. Nicht um die Unglücklichen noch mehr zu quälen, wurden diese Dächer angefertigt, sondern einfach: um der Dauerhaftigkeit des Materiales wegen. So sind die Kuppeln von St. Marco, von Madonna della Salute und die von vielen andern Kirchen ebenfalls mit Bleidächern überzogen.

Somit ist die Hitze, welche in Romanen und Gedichten die Gefangenen unter den Bleidächern auszustehen haben, durch die Phantasiespirituslampe der Herren Dichter mindestens um 15 bis 18 Grad Reaumur hinaufgeschraubt — welche Quecksilbersäule von 15 bis 18 Graden der ruhige Historiker ungescheut herabsinken läßt. Der Engländer Howard hat mit seinem kritischen Besen vieles Spinnengewebe der Schauderromantik von dem Dogenpallaste und dem Regiment des alten Venedig herabgekehrt, und folgende Thatsachen festgestellt: 1. Daß zur Zeit der peinlichen Gerichtsordnungen die Kerker in Deutschland, Frankreich und England viel schrecklicher und tödtlicher waren, als in Venedig; 2. daß in Venedig die Gefangenen nie mit Ketten belastet worden sind, und

3. daß die Franzosen als sie 1797 von Venedig Besitz nahmen — in den Registern der Todesurtheile von 1701 bis 1793 nur 14 Executionen verzeichnet fanden, also beiläufig Eine Hinrichtung auf acht Jahre.

Wir sind daher auch keineswegs gewillt für die obige Affaire der zwei Franzosen mit dem Genueser Maler einzustehen.

Auch die sogenannten Pozzi waren nicht schlechter, als es die gleichzeitigen Gefängnisse im anderweitigen civilisirten Europa gewesen sind; und der Satz ist gewiß: daß der glorreiche Heinrich VIII. und seine fromme Tochter Elisabeth während der Dauer ihrer Regierungsjahre verhältnißmäßig mit der Einwohnerzahl von ganz England dazu, mehr Leute haben hinrichten lassen, als das Venetianerregiment, in der Blüthe seiner Todesurtheile in einem halben Jahrhundert — ausgenommen jene 430 Mitverschworenen im Prozeß Faliero, welche gehängt wurden. Aehnliche Betrachtungen fördern zwar nicht die Schauderromantik, aber sie kühlen ab und verschaffen der historischen Wahrheit einigen Zugang.

4.

Kerkerinschriften. Venetianer Brunnen. Eine Anekdote. Kunstpfiffe und Alterthumsschwindeleien in Venedig, und anderwärts. Alterthumsfabriken. Scenen bei einem Bildertrödler.

Kerkerinschriften. Noch im Jahre 1842 hat Jules Lecomte aus Paris in einigen der grauenvollen Kerker des Dogenpallastes Inschriften von Unglücklichen gefunden, die hier ihre Tage in nächtlicher Finsterniß zubringen mußten — und nur mittelst des Tastsinns Lettern in den Stein ritzen, oder in das Holz schneiden konnten. Auch jetzt sind noch einige zu sehen.

Die Kerker waren früher fast durchwegs der Nässe wegen mit Bretterwänden ausgefüttert — während des Jahres 1848 zerschlug das Gesindel in mehreren Zellen diese Bretter, rieß sie herab und verwendete sie als Brennmateriale, was bekanntlich in Venedig sehr theuer und kostbar ist.

In einem Kerker steht buchstäblich eingeritzt:

„Un parlar poco, e
Negare pronto, e
Un pensar al fine può dar' la vita
A noi altri meschini
1605 Ego Joannes Batista AP.
Ecclesiam (ae) cortellarius."

Eine andere Inschrift lautet:

„Non ti fidar ad alcuno, pensa e taci;
Se fuggir vuoi de spioni insidie e lacci.
Il pentirti, pentirti nulla giova,
Ma ben del fallo tuo fa vera prova.
1607. 2. gennaro. — Fui ritento
(ritenuto) per bestemmia ed aver dato
da mangiar al morto.
Jacomo Gritti scrisse."

Die Ursache des Einsperrens die hier außer der Gotteslästerung dunkel mit den Worten: „aver dato da mangiar al morto" angegeben ist, dürfte vielleicht in irgend einem vom Gesetz verpönten Spott an einem Leichnam begangen, bestanden haben.

Eine zum Theil ebenfalls räthselhafte Inschrift lautet:

„De chi me fido, guardami Iddio
De chi non mi fido, guardero io!
A. Th. H. A. NA.
V. la S. C. K. R."

Die letztere Zeile wird ausgelegt: „Viva la santa chiesa Katolica romana." Die erstere hat bisher noch keinen Erklärer gefunden. —

Venetianer Brunnen. In den ersten Jahrhunderten des Bestehens der Stadt wurde das Trink-, Koch- und Waschwasser aus den Mündungen der Flüsse

um Venedig in Barken herbeigeholt. Später fing man an, das Regenwasser zu sammeln und zu läutern — wie es noch heutzutage geschieht. Es handelt sich bei diesem Umstand darum: zu den Cisternen den Zutritt des Meerwassers, welches überall durch die Grundfesten der Häuser durchdringt, abzuwehren. Denn dringt das Meerwasser aus den Kanälen in einen Brunnen ein, so ist das Wasser desselben so wenig mehr zu brauchen als das Meerwasser selbst. Die von den Dächern herablaufenden Regentropfen werden von Rinnen und kleinen Kanälen in die Cisterne geleitet, welche im weiteren Kreise mit Thon umgeben ist, daß das Salzwasser in dieselbe nicht eindringen kann, und die im engern Kreise aus Steinschutt und grobem Sand besteht, der das zuerst darauf strömende Wasser filtrirt und läutert. Von hier erst läuft es in die eigentliche aus Quadersteinen ohne Mörtel aufgeführte Cisterne; so daß das filtrirte Wasser durch die Steinfugen in den eigentlichen Wasserbehälter hinabfließen kann, der enger ist als die Cisterne oben. Die Brunnen sind mit einem Steingeländer umgeben und oben mit Eisengittern geschlossen, so daß die freie Luft Zugang hat, weil sonst das gesammelte Wasser in Fäulniß übergehen und einen sehr üblen Geruch bekommen würde. Je nach

der besseren, geeigneten oder schlechtern, weniger geeigneten Bauart des Brunnens — ist nun auch das Wasser mehr oder weniger trinkbar. Derlei Brunnen gibt es nun in vielen Häusern. Jene, die wegen Enge der Höfe und zu naher Umgebung der Kanäle keine eigenen Brunnen haben, müssen das Wasser an den öffentlichen Brunnen der Plätze holen.

In trockenen Jahren ist gegen Ende des Sommers zu fühlbarer Wassermangel — so war es heuer der Fall — die Brunnen mit trinkbarem Wasser fanden sich des Morgens völlig belagert und gegen 9 Uhr schon ausgeschöpft — da muß nun mit Wasser nachgeholfen werden, welches vom Festlande in Barken gebracht und in die Cisternen — zu wenigstens einiger Abkühlung — hineingegossen wird. Man spricht, es werde jetzt eine großartige Wasserleitung über die Lagunenbrücke der Eisenbahn her in's Werk gesetzt.

Eine Anekdote. Der Hof des Dogenpallastes und auch ein Theil der Piazetta birgt nnter den mächtigen Steinplatten Wasserreservoirs, in denen das Regenwasser aufgefangen wird, und von wo es in kleinen Kanälen gegen die Filtrirkreise der Brunnen im Pallaste zuströmt. Diese Wasserkammern sollen der Sage nach ebenfalls Kerker gewesen sein. Man erzählt sich hierüber unter Andern Folgendes:

Ein Gefangener arbeitete in einem dieser unterirdischen Kerker so lange und so beharrlich bis er das Gewölbe durchbrochen und nach oben die Erde und den Schutt wegräumen und sich einen Weg bahnen konnte. Er wußte nicht wohin sich die von ihm beabsichtigte Oeffnung münden würde. Siehe da — als eben die Piazetta voll von Spaziergängern war, hob sich auf einmal eine Platte, senkte sich dann tiefer, hob sich wieder und fiel endlich auf die Seite heraus, aus der entstandenen Oeffnung ließ sich ein desperater Kopf sehen. Die nächsten Spaziergänger begriffen bald, daß es sich hier um Befreiung eines Gefangenen handelte — sie legten diesem keine Hindernisse in den Weg — er wand sich vollends aus der Grube und machte sich auf den Weg gegen den Hafen hin — wo er auch glücklich auf einem absegelnden Schiff den nicht sehr lieblichen Armen der venetianischen Nothpeinlichkeit entrann. Das der Oeffnung nahe Volk legte mitleidig die Platte wieder auf die Oeffnung; um die Aufmerksamkeit der Sbirren nicht zum Nachtheil des Flüchtlings rege zu machen. Die Anekdote zeigt wenigstens, daß die Sbirren bei dem Volke minder beliebte Erscheinungen gewesen sein müssen, ein Umstand, der ebenfalls wieder eine sehr leicht erklärliche Erscheinung ist.

Wir leben in einer Zeit, in der reiche Leute Bilder und Antiken sammeln. Es hat sich schon ein völliger Mangel an derlei Artikeln gezeigt — und ist daher auch ein völliges Bedürfniß darnach eingetreten. Erfinderische Köpfe dachten sich: „dem Mangel soll abgeholfen, das Bedürfniß soll befriedigt werden". Nun gibt es in England und Frankreich Fabriken, in denen man egyptische, chinesische und indische Alterthümer zur Genüge fabricirt. In Mittelitalien existiren eigene Töpfer für die Produktion neuer-alter etrurischer Vasen, die eine Zeitlang in feuchte Erde gelegt und mit selbiger fest gerieben werden. Das kaufen wieder mit Vergnügen und bedeutendem Nichtkennerblick die Engländer. In einer Wiener Vorstadt gibt es einen Fabrikanten, der vollauf alte Rüstungen, Panzer, Schienen, Handschuhe und sehr schöne antike Helme macht — je nach der Mode des ritterlichen Jahrhunderts, aus dem sie gefordert werden; den alten Rost weiß der Künstler meisterhaft darauf hervor zu bringen.

Oberitalien hat nun hinwiederum industrielle Maleretablissements, welche Copien von berühmten Meistern machen, diese mit gewissen Flüssigkeiten anstreichen, eine Zeit lang in den Rauchfang hängen, und dann wird im Trödlerladen, durch die verschwenderische und pfiffige Rednergabe des Kunsttrödlers irgend ein eng-

lischer, deutscher oder französischer Kunstgimpel in's Garn gelockt. Daß die Kopien, die beiläufig aus der gleichen Zeit mit der Entstehung der Originale herrühren, gern für Originale verkauft werden, ist eine alte Geschichte.

In Venedig kann es einem begierigen Bilderliebhaber leicht geschehen, daß er mit selbstvermeintlichem Blick des Kennerauges ausgerüstet — in die Falle geht.

Der Schreiber dieses sah bei einem Bildertrödler dies und jenes an und fragte um den Preis eines Bildes, welches die Rialtobrücke und einen Theil der zu beiden Seiten stehenden Palläste darstellt. Der Mann sprach von 200 Liren. Ich konnte mich über sein Verlangen eines stillen Lächelns nicht erwehren; denn das Bild war sicher nicht nach der Natur gemalt und trug das Gepräge der Nachmalerei an sich — die Kopie von einem guten Bilde aber schien es, weil die Perspektive ganz vortrefflich war.

Den Mann verdroß mein Lächeln, er sagte mit höflicher Entrüstung: „Che credete voi? questo è del Canaletto."

Canaletto bekam diesen Namen in der Künstlerwelt, weil er sich vorzugsweise mit Malen von Ansichten des Kanal Grande und anderer Kanalgassen Venedigs beschäftigte. Er hieß eigentlich Belotti,

lebte im 17. Jahrhundert, arbeitete auch an und für den Dresdner Hof, von wo er auch zum Kavaliere ernannt wurde.

Ich wollte dem Trödler meine Ansicht kundgeben ohne ihm gerade und direkt zu widersprechen, und meinte achselzuckend: „Può anche darsi, che sia del Canaglietto“.

Sicher ist, daß der Mann eher 200 Lire bekommt, ehe es ihm möglich wird, für seinen geräucherten Leinwandfleck die Urheberschaft Canalettos nachzuweisen.

In einem naturhistorischen Lexikon dürfte das gewöhnlich vorkommende Genus der auf ihren Kennerblick stolzen Bilderkäufer, also in prägnanter encyklopädischer Kürze signalisirt werden:

„Kunstfreund (reicher) kauft viele Bilder, hat die Gewohnheit sich über jeden Kauf zu freuen, wird häufig geprellt, weist die Zähne, wenn ihm dies Jemand in's Gesicht sagt, meint seine Sammlung sei dreimal so viel werth, als der Einkaufspreis beträgt, hat immer originelle Anschauungen und stirbt in der glücklichsten Selbsttäuschung, wenn er nicht gezwungen ist, während seiner Lebenszeit die Sammlung loszuschlagen“.

5.

Die amtliche Schlafhaube der Dogen. Die Aebtissinen von St. Zaccaria. Urkunden, Stieftbriefe und Trödler. Die berühmten Geschlechter Venedigs und wie weit sie in die Geschichte hinaufreichen.

Die Kopfbedeckung des Dogen nach Art der phrygischen Mütze, ein nach vorne gebogenes Horn darstellend, ist aus Gemälden allbekannt — weniger der Ursprung derselben. Ums Jahr 850 stand dem Kloster St. Zaccaria eine Aebtissin aus dem Geschlechte Morosini vor, sie hieß Augustina. Benedikt III. besuchte während seines Aufenthaltes in Venedig Kloster und Kirche zu St. Zaccaria, und war über die Tugend, welche in diesem Hause gewaltet, so erfreut, daß er von Rom aus der Kirche und dem Kloster kostbar gefaßte Reliquien zusandte. Alles Volk lief in die Kirche, um die dort ausgestellten Geschenke des Papstes zu sehen, und der Doge selbst zog in feierlicher Prozession ebenfalls dahin. Es war der Doge Pietro Tradonico, dessen Familie in der Folge den Namen Gradenigo annahm. Die Aebtissin beschloß dem Dogen für die durch seine Gegenwart erwiesene Ehre ein dem reichen Einkommen des Konventes würdiges Geschenk zu machen. Sie ließ eine Art

goldenen Diadems anfertigen, das rings am Rande mit 24 großen Perlen umgeben war, einen großen Diamant, der in acht Facetten seine Flammen funkelte, an der Spitze trug, vorne ober der Stirne glänzte ein großer werthvoller Rubin und ober demselben ein Kreuz aus Edelsteinen. Man bewunderte allgemein dieses kostbare Geschenk, es wurde beschlossen, dasselbe in Zukunft zur Krönung der Dogen zu gebrauchen und es erhielt seiner Form wegen den Namen: das Horn. Von nun an bediente sich der Doge auch bei Feierlichkeiten zweiten Ranges einer ähnlich geformten Mütze, die aus leichterem Stoff mit Sammt und Gold gestickt angefertigt war. Noch ist eine solche Originaldogenmütze in der Kirche Madonna della Salute beim linken Seitenaltare des Mittelkreuzes als Votivgeschenk an einer Fahnenspitze schwebend zu sehen — nebenbei hängt eine große Krücke.

Wo ist das goldene Horn der Dogen hingekommen? Ich habe es nicht erfahren können! Sicher aber ist, daß die Dogen — nie so sicher für immer schlafen gegangen sind, als seit jener Zeit — in der ihre goldene Schlafhaube in Verlust gerathen ist.

Um die erwähnte Aebtissin aus dem Hause der Morosini zu finden, suchte ich nach im 11. Bande

des 16 Quartbände starken Werkes, über die Venetianer Kirchen: Ecclesiae Venetae etcet. vom Venetianer Senatoren Flaminius Cornelius in den vierziger Jahren des vorigen Säkulums herausgegeben. Ein sehr fleißig gearbeitetes Quellenwerk voll von Daten und Urkunden. Dem Monasterium S. Zachariae Prophetae finden sich darin gerade 100 doppelspaltig gedruckte Quartseiten gewidmet. Auch die Reihenfolge der Aebtissinen ist darin angeführt, beginnt aber fortlaufend erst vom Jahre 855 mit einer Agnes aus dem Hause Mauroceno. Was glänzen da in dieser Series für berühmte Namen durch 7 Jahrhunderte, bis zu 1546. Da ist eine Marchesina a Musto, eine Dandulo, eine Foscari, Gradonico, Gritti, Balbi, Donato, Blanca Capello und andere aus alten, berühmten Patriciergeschlechtern. Am 15. Juli 1546 beschlossen die Nonnen einstimmig von nun an die Aebtissin nicht mehr auf lebenslänglich, sondern nur auf 3 Jahre zu wählen. Es läßt sich daraus schließen, daß sie während dem Regiment der von 1527 bis 1546 regierenden Seraphica Venerio — auf diesen Einfall — der dann so einstimmig durchging, gekommen sein mochten. Jedenfalls kann dieser Beschluß, als ein sehr verwunderliches Denkmahl auf das Grab der letzten lebenslänglichen Vorsteherin des Klosters angesehen

werden. Vom Jahre 855 bis 1752 haben 77 Aebtissinen dem Hause von S. Zaccaria vorgestanden.

Wenn man so Nachmittags in der reichlich mit rothen Fenstervorhängen vor den Sonnenstrahlen geschützten Kirche — allein darinnen sitzt — alles lautlos still; denn der Hof von der Kirche liegt ganz abseits von allem öffentlichen Verkehr; und denkt an die so oft hier bewegten Herzen bei den Wahlen der Aebtissinen, wo die mannigfachsten Interesse sich kreuzen mochten, und wenn man denkt: wie all die tausend Herzen längst ausgeschlagen haben und zur Ruhe gekommen sind, da soll es einem fast thöricht vorkommen, — wenn man von irgend einem Ereignisse sich bewegen läßt zu Trauer oder Freude; es wirft ja bald die Vergangenheit ihr großartiges Leichentuch über alle diese irdischen Zustände — und über den Gräbern wehen die Schauer der Vergänglichkeit!

Nicht bald wird ein Ordenshaus, eine so große Masse von Schenkungs- und Privilegiums-Urkunden — ausgestellt von Kaisern und Päbsten — von Fürsten und Dogen und andern großen Herren besitzen, wie S. Zaccaria. Die werthvollen Urkunden beginnen mit Kaiser Otto 963 und gehen bis zu Leo X. anno 1520.

Der alte Trödler, wenn man vom Vorhofe zu S. Zaccaria hinausgeht, links gegen die Riva zu —

gehört zu meinen Venetianer Freunden; seine messingenen Verkaufsgegenstände genügen, um in ihm den Venetianer Trödler zu erkennen. Er ist ein sehr freundlicher Mann, hat mir auch schon ein paar Male von seinen weißen in Oel geschmorten Fischen angeboten, die ihm um die Mittagszeit gebracht werden; ist auch einem Discours über dieß und das niemals abgeneigt. Als ich einmal nach historischen und diplomatischen Träumereien aus der Kirche kam und an seinem auf der Erde ausgekramten Kunstkabinet von den Oel-Leuchtern bis zur Kirchenlampe hinauf vorüberging, da fiel mir die unerbittliche Weltgeschichte ein, — die in ihrem Fortrollen auch ganze Massen Schenkungs- und Schutzurkunden zum Trödelkram macht — der seiner Kraft und seines Segens beraubt — in den Friedhöfen der Archive der Vermoderung Preis gegeben wird. Die Pergamente sind zu Leichnamen geworden — Raubmörder haben sie todtgeschlagen, als Opfer der Habsucht sind sie gefallen. Als Ankläger werden einmal jene auftreten, die ihren letzten guten Willen als eine lebendige That im Pergament niedergelegt haben; und der Fluch wird dem Räuber nicht entgehen — der durch seine That aus Selbstsucht die Fortdauer der Menschengeister läugnet — einmal um sich vor der Klage desjenigen

nicht zu fürchten, dessen Willen er mit Füßen getreten und dann der Furcht vor der einstigen Verantwortung zu entgehen!

Die Besprechung über die Aebtissinen aus hohen Venetianerfamilien veranlaßt uns über die berühmten Geschlechter Venedigs eine kleine Notiz einzuschalten. Für den höchsten Adel Venedigs gelten jene 12 Geschlechter, deren Ahnherren die 12 Tribunen und Wahlmänner des ersten Dogen im Jahre 677 gewesen sind. Sie lauten: 1. Badouer aus der Familie der: 2. Participazio; 3. Barozzi; 4. Contarini; 5. Dandolo; 6. Falier; 7. Gradenigo; 8. Memmo, früher: Monegario; 9. Polani; 10. Sanuto, früher: 11. Candiano; 12. Tiepolo.

Eine zweite Gattung Adel der sich besonderer Vorzüge rühmen durfte, war jener aus dessen Familie ein Doge gewählt war. Die Familie galt um so vorzüglicher je mehr Dogen sie aufweisen konnte. Diese Familien, welche mehr als Einen Dogen zu den ihren zählen, sind: Candiano 5 Dogen; Contarini 8; Cornaro 4; Dandolo 4; Donato 3; Faliero 3; Galbajo 2; Gradenigo 3; Grimani 3; Ipato 2; Loredan 3; Memmo 2; Michieli 2; Mocenigo 7; Morosini 4; Orseolo 3: Participazio 5; Priuli 3; Tiepolo 2; Valier 2; Venier 3; Ziani 2.

Das sind allerdings wohlklingende Namen, und wer aus einem dieser Geschlechter abstammt, der mag billig eine Freude daran haben, das wird ihm Niemand übel nehmen. Nun gibt es aber in Venedig Familien, die mit diesen ihren uralten und gewiß ehrwürdigen Stammbäumen noch nicht contentirt sind, und die ihre Wurzeln bis in die Mitte des Römerreiches hinein, oder vielmehr ihre Wipfel in den siebenten Himmel der Genealogie hinauf wachsen lassen. So leiten sich die Giustiniani — via recta von Kaiser Justinian, die Cornaro oder Corner von Cornelius, die Marcello vom Consul Marcellus ab.

Daß wir von Adam alle kommen und Adam ein unmittelbares Geschöpf Gottes ist — gehört zu der größten Gewißheit — und doch will sich auf diesen ältesten Adel der Kindschaft Gottes und der Ebenbildlichkeit Gottes Niemand etwas einbilden, dieweil das alle gleich haben, und eine Bevorzugung, die Geschlecht von Geschlecht in jüngern Zeiten unterscheidet, ist einem Jeden lieber, das liegt schon so in der menschlichen Natur, und es ist dieser Umstand auch Niemand übel zu nehmen.

6.

Venedig das Schulbuch für alle Baumeister. Der Kunstsinn der Venetianer uralt. Die Lagunen und ihre Namen. Die Verarbeiter des Tasso für den Venetianer-Dialekt. Paläste als Wirthshäuser. Romanenfabrikanten.

Venedig ist das beste Schulbuch, das reichhaltigste Compendium für jeden Baukünstler. Hier kann er die Baugeschichte aller Länder und aller nachchristlichen Jahrhunderte zugleich studieren.

Venedig ist eigentlich ein großer wohlgenährter und gutausgebildeter Kunstleib — ein lebendiger Kunstorganismus, der seine Nahrung aus allen Zeiten und Ländern holte — sich assimilirte, was ihm zu seinem organischen Leben nothwendig war, und ausschied was ihn störte und was er nicht brauchen konnte. Das Meer und die Flüsse, die Wasserstraßen aller Art, lieferten nicht nur das Baumateriale, sondern auch den Styl und die Baumeister; aus aller Welt kamen diese Männer mit den Kunsteindrücken aus den Kunstschulen aller Welt hier zusammen, lernten und lehrten, sogen die Eindrücke, welche sie hier fanden, ein, verarbeiteten sie mit dem, was sie früher in sich aufgenommen und dociren nun seither von den steinernen Kathedern der Paläste und der Kirchen

herab, die venetianische Baukunst in ihren mannigfachen Phasen durch Jahrhunderte hindurch.

So ist dieses Venedig das reichste, unerschöpfliche Album von steinernen Kunstblüten; das selbst jenen gleich beim ersten Anblick in Erstaunen versetzt — der bisher gar keine Ahnung von Kunst und Architektur in sich getragen.

Von den Arabern und Mauren, von den Byzantinern und Römern, von den Griechen und Gothen wurden Bauformen gesammelt, und die Phantasie wußte aus all' den zusammengetragenen Motiven Neues und Prächtiges in sinniger Einheit zu gestalten. Kreuzgewölbe und Tonnengewölbe, Portale und Bogen, Façaden und Rosetten, Kapitäler und Basen, Säulen und Nischen, Simse und Frontons, Arkaden und Kuppeln, Theile und Ganzes, alles wogte in den venetianischen Bauschulen durcheinander — bis es die großen Meister bewältigten und in ganze großartige Formen zu gießen wußten, in Formen, die der venetianischen Bauart jetzt noch charakteristisch eigenthümlich sind.

Durch den Geist der großartigen Kirchenbauten zog die Kunst auch den Bau der Wohnhäuser zu sich heran, so wie auf Anregung der Kirche auch die Staatsform hervorging — die in Venedig Ein Jahr-

hundert über ein Jahrtausend herrschte: denn Christophorus, Patriarch von Grado, veranlaßte, durch seinen Rath in Mitte des 7. Jahrhunderts, die Tribunen und Bürger einen Dogen zu wählen, dem die Herrschergewalt für seine Person auf Lebensdauer übertragen werden sollte; und so ward der erste Doge gewählt, in der Person eines Paolo Luca Anafesta, aus Eraclea.

Schon frühzeitig übte die venetianische Kunst ihren Einfluß auf die Nachbarländer aus; die ältesten Thatsachen, welche hierüber aufgefunden worden, sind — die Sendung von Bauleuten und Maurern zum König Ludwig nach Ungarn, durch Fortunatus den Patriarchen von Grado, im ersten Viertel des 9. Jahrhunderts und die Sendung des Orgelbauers Gregor von Venedig in's Frankenreich, nachdem der Frankenkönig vom Friauler Herzog Balderich einen Künstler in Anfertigung dieses Instrumentes eigens sich erbeten.

Tasso. Es dürfte für manchen Leser nicht uninteressant sein, was unter den Lagunen eigentlich verstanden wird, Laguna bedeutet so viel als Sumpf — oder auch: als ein großer nicht tiefer See. Die venetianische Lagune, in der Venedig mit den dazu gehörigen Inseln liegt, umfaßt einen Flächeninhalt von nicht weniger als 172 Quadratmeilen.

Nun wird aber die Lagune je nach ihrer Tiefe und ihrer Lage — welche beide Momente die Ueberfluthung derselben bedingen, in drei Klassen eingetheilt:

1. barene. So werden die hochgelegenen, aus dem Meer herausragenden Theile genannt, die nur selten bei bedeutenden Aequinoctialstürmen überfluthet werden.

2. velme sind während der Fluthzeit unter Wasser, treten aber während der Zeit der Ebbe hervor und sind da entweder mit Schlamm oder mit Sand bedeckt.

3. fondi. Diese sind immer unter Wasser gesetzt, auf ihnen aber gedeiht zum großen Verdruß der Gondoliere, Barkenführer und sonstigen Schiffsleute das Seegras. Das Geflecht dieses Grases reicht oft bis an die Oberfläche des Wassers empor, so daß sich die Ruder darin verfangen, und die Schiffahrt hiedurch Hindernisse erleidet. —

Die Gondoliere sind sehr poetisch und sangreich. Wer aber etwas hören will, der muß zahlen. Umsonst singen die Herren selten, es müßte nur mitunter einen eine ganz besonders poetische Stimmung anwandeln. In der engen Gasse, links vor der Zecca gegen die Luna zu, habe ich öfter einen Gesang=

spektakel von so einem Dutzend Gondelführer vernommen. Der Hauptschreier, dem nebenbei das Talent eigen ist, fürchterliche Gesichter zu schneiden, gibt mit der Hand den Takt. Aus Tasso können sie vieles auswendig — Tasso wird aber nicht so gesungen wie er schrieb — sondern die Stanzen sind grausam im Venetianischen Dialekt verarbeitet. Ein gewisser Tomaso Mondini hat einen eigenen „Tasso alla barcarola“ herausgegeben:

Hier soll eine kleine Probe geliefert werden, vom Tasso, wie er zu Land gesungen, und von Tasso, wie er hier zu Wasser gesungen wird. Tasso sang:

Canto l' armi pietose e'l capitano
Che 'l gran sepolcro liberò di Cristo
Molto egli oprò col senno e con la mano
Molto suffri nel glorioso acquisto.
E in van l' inferno a lui s'opposo, e in veno
S'armò d'Asia e di Libia il popol misto
Che il ciel gli diè favore, e sotto ai santi
Segni ridusse i suoi compagni erranti.

Diese Stanze geht nun zu Wasser aus dem Munde des Venetianer Barkenschiffers in folgendem zerknitterten, verdruckten Zustand hervor:

L'arme pietose decantar gho vogia
E di Goffredo la immortel Braura
Che al fin l'ha libera co strassia, e Dogia
Del nostro buon Gesu la sepoltura

De mezo mondo unito, e de quel bogia
Mizier Pluton nol'ha bu mai paura.
Dio l' ha agiuta, e in compagni spargagna
Tutti 'l ghi ha messi insieme i di del dai.

Dieses di del dai vernichtet eigentlich allen erhabenen romantischen Eindruck — es klingt für den Italiener überaus komisch und lächerlich, wie ungefähr, wenn man einen lateinischen Vers schlöße mit den Worten: hic, haec, hoc.

Paläste als Wirthshäuser; das kommt in Italien öfter — besonders häufig aber in Genua und Venedig vor. An der Riva dei Sciavoni, sehr nahe am Dogenpalast, steht ein Hotel Namens Danieli. Es ist im maurischen Styl auffallend schön gebaut und bietet eine herrliche Aussicht dar. Rechts die Dogana und die Kirche della Saluta, die Giudecca — gerade aus die Insel St. Georgio, vor dem Hotel die Ansicht des Hafens und links hinab die Inseln St. Servolo und Lazaro. Hier herrschte einmal in Pracht und Herrlichkeit die Familie Nani-Mocenigo. Tritt man in den Hof, so meint man ein Stück aus der Alhambra in Granada vor sich zu sehen. Jetzt ist der herrliche Palast ein Taubenschlag, in dem Fremde ein- und ausfliegen. Französische Romantiker haben in diesen Räumen der

alten Nani-Moncenigo gewohnt, die George Sand holte sich hier die Eindrücke für ihren Venetianer-Roman: Leone-Leoni, und Balzac ließ von hier aus seinen Gamba erscheinen.

Die Tagesfliegen dieser Celebritäten sind schon jetzt nach einigen Jahren des Erscheinens derselben fast vergessen, in 10 Jahren denkt Niemand mehr dieser Romane, in 20 Jahren werden auch ihre Verfasser vergessen sein und der Palast Nani-Mocenigo wird noch lange stehen und noch manchen Romanschreiber beherbergen und zu Venetianergeschichten begeistern. So ein Palast ist aus festem Material — der hält schon 4 Jahrhunderte und kann nochmal so lange dauern — eine Zeit, in der noch tausende von Romanen geschrieben und vergessen werden und in der hunderte von ganzen Leihbibliotheken in verschiedenen Richtungen dem Moder anheimfallen.

Ebenso war das gegenwärtige Hotel Europa einmal der Palast der Patrizier-Familie Giustiniani.

7.

Der Markusplatz. Der Uhrthurm. Ein verunglücktes Salamispiel und Napoleon I. Die Kirchen Venedigs. Kirchenlampen und Leuchter.

Der Markusplatz ist jetzt noch immer einer der interessantesten Plätze der Welt — wie zu den Zeiten Petrarcas, der im 14. Jahrhundert über denselben sagt: „cui nescio an terrarum orbis parem habeat.“ (Ich weiß es nicht, ob der Erdkreis einen ähnlichen aufzuweisen hat.)

Im Angesichte die Façade von St. Markus, rechts der Glockenthurm, freistehend, begonnen 1080. Die Marmorsäulen der Glockenhalle und die Spitze wurden erst unter dem Dogen Loredan im Jahre 1510 vollendet. Die zierliche Bogenhalle, welche nach Einer Seite hin die Basis des Thurmes bildet, heißt die Loggieta und wurde gebaut von Sansovino. Links die alten Prokuratien und der Uhrthurm, 1496 vom berühmten Venetianer Baumeister Pietro Lombardo aufgeführt. Ein riesenhaftes blaues Zifferblatt mit dem beweglichen Thierkreis und den Mondesphasen, also höchst astronomischen Aussehens. Ein eigener Mechanismus wird von der Uhr in den Oktaven von Epiphania und Christi Himmelfahrt in Bewegung ge-

setzt. Es öffnet sich dann bei jedem Stundenschlag eine Seitenpforte, die heiligen drei Könige kommen heraus, nehmen ihre Kronen ab, und grüßen vor einer vergoldeten Statue der seligsten Jungfrau sich verbeugend, dann drehen sie sich im Halbkreis bei dem andern Seitenpförtlein wieder steif und zierlich hinein.

Auf der Plattform des Uhrthurms stehen zwei riesenhafte aus Bronze gegossene Schmidgesellen; zwischen beiden hängt eine große Glocke — die Erzstatuen haben bewegliche Hände, in diesen Händen halten sie Hämmer und mit diesen schlagen sie in freier Luft die Stunden. Das Volk nennt sie, vermuthlich wegen ihrer dunklen Erzfarbe, die zwei Mohren. Im Azurblauen Feld zeigt sich auf der Höhe dieses Marmorthurmes auch ein großer goldener Markuslöwe, der das Evangelium in den Klauen hält, auf dem Buche steht die Devise: „Pax tibi Marce evangelista meus.“ (Friede Dir Marcus mein Evangelist!) Im Jahre 1797 fand man es für gut, dem Markuslöwen folgende Inschrift in die Tatzen zu geben: „Droits de l'homme et du citoyen.“ Das waren schöne „Menschen und Bürgerrechte.“

Den Venetianern behagten in der Folge diese Bürgerrechte nicht absonderlich. Die 3 hohen Mastbäume auf dem Markusplatz — die stolzen Triumphzeichen von

drei Königsunterwerfungen von Seite der Venetianer — mußten im Jahre 1811 eine traurige Vorbedeutung für den Sturz der Franzosenherrschaft werden. Im Jahre 1811 ließ der französische Admiral und Venetianische Statthalter für den Kaiser Napoleon, Graf Villaret, um dem Feste liebenden Venetianervolk einen vermeintlichen Gefallen zu erweisen, am Jahrestage der Krönung Napoleon's ein Volksspiel bereiten.

Auf dem mittlern Maste flatterte die französische Tricolore, auf den Spitzen der beiden andern waren große Blätterkränze angebracht, an denen Geldbörsen mit mehr oder weniger Inhalt ringsum hingen. Den Venetianern wäre es recht gewesen, wenn sich Niemand an der Unterhaltung betheiligt, d. h. wenn sich kein Kletterer um die Börsen gefunden hätte. Spottweise heißt diese Unterhaltung das Wurstspiel (Guoco di Salame). Doch fanden sich ein Paar Steiger ein, die den Anfang machten. Ein Matrose aus dem Arsenal erreichte die Höhe und hatte kaum den Arm nach einer der Börsen ausgestreckt, — als der Mastbaum unten abbrach und seiner Länge nach über die Häupter der Zuschauer hinstürzte. Der Matrose fiel mit — und überlebte diese Scene nur einige Stunden. Zu gleicher Zeit war auch der andere Steiger am Ziele angekommen — als er die

Hand nach einer Börse ausstrecken will, verliert er das Gleichgewicht, stürzt häuptlings herab — und zerschmettert sich auf den Steinplatten die Hirnschale.

Seit diesem Jahre haben die Franzosen das unglückliche Salamispiel auf dem Markusplatz nicht mehr wiederholt — bis 3 Jahre später der große Kletterer mit sammt der Kaiserkrone auch das Gleichgewicht verlor und von seiner Höhe im freilich großartigen Salamispiel, wo es Königreiche und Provinzen zu erhaschen galt — herabstürzte; eben so wenig bedauert, als die beiden Steiger 3 Jahre früher auf der Piazza S. Marco,

Gegenwärtig sind in Venedig noch über 100 Kirchen in Gebrauch, darunter 29 Pfarrkirchen. Anfangs des Jahrhunderts waren in Venedig an 130 größeren und kleineren Kirchen. Da Venedig an 120.000 Einwohner hat, kommen auf einen Pfarrsprengel unter 4000 Seelen, denn in Venedig gibt es jetzt auch eine große Anzahl von Juden, welches aus der Anzahl von 8 Synagogen einleuchtet; auch haben Armenier, Griechen und Protestanten ihre Kirchen und Bethäuser. Außer dem Markusplatz sind noch 40 Plätze, welche Campi heißen, so z. B. Campo S. Gallo. Nur der Markusplatz — und der Platz am Hafen sind mit dem Namen Piazza und Piazzetta

ausgezeichnet. Wenn man schon der Kirchen erwähnt, so kann man begreiflicher Weise bei einer so großen Anzahl nur von Einigen sprechen.

Ein Umstand, auf den wir die Kirchenvorsteher in Deutschland und Oesterreich vorzüglich aufmerksam machen möchten — sind Kirchenlampen und Kirchenleuchter. Die vergoldeten Hölzer mit weißer Pappe überstrichen und mit Flittergold beklebt, sind doch eine Misere, elendiglich und langweilig anzuschauen — geschmacklos und stofferlogen, denn es präsentirt sich das Holz als Metall, und dabei noch kostspielig und nicht auf die Dauer, auch die Leuchter aus weißem Metall und versilbert, sind fad und geschmacklos in der Farbe; und wegen der öftern Versilberung sind sie eben auch nicht profitabel für das Kirchenvermögen. Also Geschmacklosigkeit, Fadesse, Gebrechlichkeit und Kostenaufwand, Hand in Hand. Wenn nur einmal ein tüchtiger, geschickter Metallgießer und Metalldrechsler da hieher käme nach Venedig, die nächste italienische Stadt — und sich das Messing, die Metallmischung anschauen möchte — und einen Zeichner mitnähme, der ihm die schönsten Formen copirt, so könnte dieser Mann ein in jeder Beziehung glänzendes Geschäft machen, und wir könnten in unsern Stadt- und Landkirchen von einem Möbel aus der Zopfzeit der Kunst befreit

werden, das gar nicht mehr anzuschauen ist — wenn man die herrlichen Kirchenleuchter in Italien gesehen hat — von einem Kirchenmöbel, welches wahrhaft das hölzerne von Gold oder Silber nur lügnerisch überhauchte Zeitalter darstellt.

Die Kirchenleuchter in Italien sind nach außen und innen dasselbe Metall, sie können leicht gereinigt werden, und erhalten immer die gleiche Farbe, den gleichen Glanz. Der Feuerschein der Kerzen spielt in ihren gelben Spiegeln lieblich, und das ganze Machwerk ist eben wegen der Solidität des unüberblasenen Metalls mit einer eigenthümlichen Befriedigung anzuschauen. Diese Leuchter halten Jahrhunderte und können Jahrhunderte alt werden — während wir unsere Kirchen- und Pfarrhof-Böden voll von dem alten zerbrochenen Holzgerümpel, von alten zerbrochenen und verstäubten Holzleuchtern liegen haben, die sich da durch Dezennien ansammeln, bis manchmal ein armer Pfarrprovisor, der nichts zu leben hat — die Fragmente aus Noth — hinwegräumt, und seinem Ofen damit einige Speisung verschafft.

Ebenso ist es auch mit den Kirchenlampen. Wir in Oesterreich sind an die meist plumpen, mit eben so plumpen Ornamenten beschraubten weißen Kessel — die man Kirchenlampen nennt, schon gewohnt.

Was ist da so eine Messinglampe in Italien für ein geschmackvolles, dem heiligen Orte angemessenes Stück, wie schön spielen die Flammen in den Ringen, und wie leicht vermählt sich und verschwimmt die Feuerfarbe mit der goldigen Messingfarbe. Auch die Mehrzahl der Lampen an einem Altare macht sich sehr gut, ein Umstand, der in Italien deßwegen leichter angeht, weil dort das Oel bedeutend billiger als bei uns zu stehen kommt.

Mögen also thätige Kirchenvorsteher diese hingeworfene Bemerkung in ihre Gedankenkreise aufnehmen, und bei Gelegenheit thatkräftig verarbeiten.

In Venedig findet man bei Trödlern die schönsten Messing-Lampen für Kapellen oder Hausaltäre zum Verkaufe ausgestellt.

8.

Kinderleichen. Die Scuola St. Rocco und ihre Bilder. St. Maria gloriosa ai frari und ihre Todten. Tizian. Kanova. Belohnung von Generalen. Das Staatsarchiv und das goldene Buch.

Es war Vormittags auf einem Kirchenplatze jenseits des Canal grande. Die Leiche eines Kindes von ungefähr 7 Jahren, nach der Sarggröße zu urtheilen, wurde dahergeschleppt. Vorne ging ein Geistlicher mit Rochet und weißer Stola — hinter ihm zwei Träger

in kirschroth sein sollenden, sehr wetterverwaschenen und sonngebleichten Talaren, sie trugen die Bahre so auf den Schultern, daß sie unter den Bahrstangen einhertrabten, auf den vier Sargecken waren sehr hohe Blumensträuße aufgesteckt. Der Zug bewegte sich in großer Eile, und bestand nur aus 4 Personen, dem Geistlichen, den zwei Trägern und dem todten Kind. Eine wehmüthige Stimmung lag nahe. Kein Vater, keine Mutter, kein Verwandter folgte dem Zug — und daß die Träger ihre Sache handwerksmäßig machten, wer kann ihnen das übel nehmen? Diese Menschenklasse wird eben nirgends zu den Gefühlvollen gezählt. Das Sentiment würde derlei Gesellen aufreiben, während sie der Branntwein in einer ihrem Geschäft zuträglichen Nervenstimmung erhält. Ich konnte den schwankenden Sarg des armen Kindes lange nicht aus dem Gedächtnisse bringen.

Die Scuola di S. Rocco ist das berühmte Haus mit den herrlichen, bilder-erfüllten, großartigen Sälen — welches die einstige Bruderschaft von St. Rochus bauen ließ. Es steht neben der Kirche gleichen Namens. Riesige Oelbilder von Tizian, Tintoretto; Fresken von Pordenone füllen Wände und Plafonds. — Im großen Saale des ersten Stockes, der auch l'albergo genannt wird, kann man die berühmte Kreu-

zigung von Tintoretto sehen, eines der — seiner ungeheuren Ausdehnung nach — größten Bilder die existiren — in Venedig macht ihm nur Eines den Rang steitig, die Paradiesesglorie im großen Rathsaale des Dogenpalastes. Auch bei Tintoretto (wie bei Giotto), hat es den Anschein, er habe mit Händen und Füßen zugleich gemalt. Es ist erstaunlich, welche ungeheure Anzahl von Quadratfuß dieser Mann nur in Venedig allein angefüllt hat — und wie er bei dieser handwerksmäßigen Menge von Arbeit doch nicht aufgehört hat ein Künstler zu sein. In diesem großen Saal hat sich Tintoretto ober der Thüre auch mit seinem Angesicht verewigt im Jahre 1572. Von seinem ruhigen tribunenartigen Platze sieht er sich nun schon an die 3 Jahrhunderte mit sehr wohlgefälligem und zufriedenem Lächeln seine Arbeit an.

Ein Bild rechts auf der Stiege in dem Saale des ersten Stockwerkes ist besonders ergreifend. Es macht einen gräßlichen Eindruck, durch die Darstellung des Pestwüthens in Venedig — als in 3 Wochen an 70.000 Menschen hinstarben.

Man sieht eine enge Gasse und von den Häusern links und rechts werden die Leichname der an der Seuche Dahingeschiedenen über Stiegen geschleppt, über Fenster herabgelassen und in den Gondeln zur Be-

erdigung fortgeführt. Wenn in diesen tausend von hoch-aufragenden Häusern, die in hunderten von zwei Ellen breiten oder vielmehr zwei Ellen engen Gassen hin-gepflanzt sind, und die zudem damals von oben bis unten mit Leuten dicht gefüllt waren, so eine Krankheit ausbrach, das mußte auch etwas Furchtbares sein. Der Gestank der Kanäle zur Zeit der Ebbe — wenn die Wasser sinken, ist im Sommer natürlich unvermeidlich; ob-wohl das salzige Meerwasser in dieser Richtung noch dämpfend seine Schuldigkeit thut — während Süßwasser die Miasmen unerträglich machen würde.

S. Maria gloriosa aï frari. Gebaut um 1250 von Nikolaus von Pisa. Eine Art S. Croce in Florenz, ein Pantheon für Venetianische Celebritäten — mit Grabmälern von Leuten — die nichts wa-ren als Künstler mit einem Weltruhm — und für andere, welche in ihrer Lebenszeit die höchsten Stellen einnahmen, deren späterhin kein Mensch mehr gedenkt, noch von ihnen weiß. Erst unter Kaiser Franz wurde dem hier begrabenen Tizian ein großartiges Marmor-denkmal errichtet. Ein kolossales Stück Arbeit an Höhe und Breite. Die Figur Tizian's sehr gelungen. Im Fond suchte der Künstler Tizian's berühmte Himmel-fahrt Mariens (das Original in der Accademia delle belle Arti zu Venedig) plastisch in einem Marmorrelief

darzustellen. Diese Altarbilder in Marmorrelief haben etwas Widerliches an sich — besonders schauderhaft sind die Marmorgewölke oben anzuschauen; man fühlt die ungeheure Massivität dieser Wolken und kann sich des Gedankens nicht erwehren: „Wenn dir nun eine solche Wolke auf den Kopf fällt!“ Früher bezeichnete ein Stein die Grabstätte des großen Meisters mit den Worten:

Qui giace il gran Tiziano Verzelli
Emulator de Zeusi e degli Apelli.
(Hier liegt der große Tizian Verzelli
Nebenbuhler von Zeuxis und Apelles.)

Dem Tizian gegenüber auf der Evangelienseite ist das Grabmal Canovas — es kostete 102,000 Franken, und ist eine etwas kleiner ausgeführte Nachahmung von Canova's Christinen-Denkmal in der Augustinerkirche zu Wien. Auf den Stufen der von Canova angefertigten Grabmäler pflegen zumeist Engel und Löwen ein Duett zu weinen; so stellte sich Canova den Klagetenor und Trauerbaß vor. Die hiesige Ausführung ist von Zandomenighi und mehreren andern Bildhauern. Vollendete Technik, nett, klar, rein glänzend — aber auch gehörig kalt und langweilig.

In einem Stück sind die Venetianer großartig dankbar gewesen — ihren Generalen, welche für den

Fortbestand ihrer Regierung oder vielmehr für das ungehinderte Fortwälzen ihrer Gewürzfässer und Zuckerfässer — für den Absatz ihrer überseeischen Produkte, und daher für ihren Reichthum und ihre Macht kämpften — haben sie gern und ohne Neid Denkmäler gesetzt. Haben die verehrten Leser schon etwas gehört von einem Kriegshelden Namens Hieronymus Gazzoni? Wir zweifeln sehr — und doch ist diesem General hier vom dankbaren Vaterlande ein großes Monument gesetzt. Er starb 1688. Der Held sieht übrigens in seinem Rococcokostüm mit der bergartigen Allongeperücke mehr komisch als fürchterlich aus. — Außerdem gibt es hier noch Denkmäler für die Venetianer Generale: Prinz Paul Savello von Rom, der mit dem Schwert in der Hand im Dienst der Republik gestorben, und den General Benedikt Pesaro.

Auch liegen hier Dogen, wie Dandolo, Foskari, Cornaro begraben, und der sehr dunkle Marmor ihrer Monumente deutet darauf hin — daß die Zeit ihrer Herrlichkeit schon Jahrhunderte lang abgelaufen. — Außer diesen Celebritäten ist ein Hieronymus aus Marmor von Vivarini besonders schön. Auch soll der fast zwei Schuh große Elfenbeinchristus auf dem Altare rechts bei dem Haupteingange nicht

übersehen werden. Wir erwähnen das, weil er in allen Reisebüchern übersehen ist.

Bei der Kirche ai frari befindet sich auch das Venetianische Staatsarchiv mit nahe an 900,000 Manuscripten! — Wie viel historischen Staub muß man da verschlucken, bis man auf ein solides Stück Quader stößt, das würdig ist, es in den Bau der Geschichte einzufügen! Hier wird auch seit undenklichen Zeiten das goldene Buch — das mit großer Strenge geführte Register des Venezianer-Patriciats aufbewahrt. Das goldene Buch besteht aus einer Reihe von rothen Sametbänden mit genauer Registratur der Heirathen und Geburten, welche in den Patricierfamilien vorkommen. Wie das alles in der Welt wechselt. In neuester Zeit sind die Adelbücher von den Börsengeiern in den Hintergrund gedrängt — und die Börsenregister verschaffen Ansehen! Das sind die neuen goldenen Bücher. Freilich haucht jedes dieser Blätter Gestank und Verwesungsgeruch aus — und das herzlose Erwürgen so vieler tausend armer Teufel mit Galgenstricken aus Papier wird seine Höhe und muß dann auch seinen Fall erreichen.

9.

Scalzikirche. Jesuitenkirche. Anekdoten. Maria dell' orto. Das goldene Kalb und seine Tanzmeister. Francesco della vigna. Der heilige Gerhard. Die Ziehbrunnen und die Venetianer Hanfkunkeln.

Die Scalzikirche (unbeschuhte Carmeliten) in der nächsten Nähe des Bahnhofes, verdient erstens ihres Kostenaufwandes wegen Erwähnung, dieser soll 9 Millionen Lire betragen. Jedenfalls der kunstreichste Bau aus der Zopfzeit! Sie wurde begonnen 1680. Auf den Altären in den Kapellen, an den Gewölben und Wänden ein Reichthum von Marmor — eine Masse von Figuren und Reliefs, daß es den Anschein hat — hier sei der Marmor so weich gewesen wie Thon, und man konnte mit demselben nach Belieben modeln. Welche Masse von Talenten haben sich hier auf den unwirthsamen Pfaden des Zopfstyles die Füße wund gegangen! Welche genialen Kräfte hat es bedurft — um trotz dem verkehrten und verdorbenen Zeitgeschmak, doch so imposant Großartiges zu leisten!

Die Jesuitenkirche (S. Maria assumta dei Gesuiti) liegt in einer sehr einsamen verödeten Gegend, am Canale delle Fondamente nuove. Die Facade corinthisch gebaut 1715, in der Zeit allgemeinen Kunst-

verfalles. Merkwürdig ist die reiche Ornamentik im Innern, die insofern originell und einzig dasteht, weil hier der Marmor als gewebter Stoff behandelt worden ist. Die Mosaik der Wände gibt den Anschein, als wären diese mit Teppichen behängt. Besonders täuschend sind die Marmordraperien am Kanzeltuch und am Vorhang der Kanzelthüre, wie am Teppich des Hochaltars.

Man erzählt, daß, nachdem die Kirche vollendet war, einmal ein Frater der Dominikaner zu den Jesuiten kam nnd bat, es möge der schöne Altarteppich an einem Festtage ihnen geliehen werden. Der Frater Sakristan der Jesuiten erwiederte: „Ganz gut, geht nur hinaus und nehmt euch den Teppich mit".

Der Frater geht hinaus und sieht sich den schönen Teppich an mit seinen großen blauen hineingewirkten Blumen und mit seinen üppigen Faltenwürfen an den Stufenecken, und er will ihn an einem Zipfel fassen und aufheben — aber siehe da, der ganze Teppich ist kalt anzufühlen, und er regt sich nicht — er ist eben ein Kunstwerk aus Marmor.

Diesen Gegenständen reiht sich der Hochaltar an Reichthum würdig an, seine Säulen sind aus Verde antiquo, der Tabernakel aus lapis lazuli.

Eine Kirche die nicht auf dem gewöhnlichen Repertoire der Herumführer steht, ist jene: Maria dell' orto. Sie liegt an der nord-westlichen Spitze Venedigs, nahe an der Sacca della Misericordia. Ein lieblicher gothischer Bau vom Ende des 14. Jahrhunderts, die Fronte mit ihrem bunten rothen nnd gelblichen Farbenspiel, das durch die über die Gartenmauer links herüberragenden hellgrünen Zweige, besonders gehoben wird, — gibt ein unverlöschliches Bild. Der herrliche Bau wird im Innern eben einer Restauration unterzogen. Ein etwas nach der Venetianersitte zerrauftes Mädchen mit dem schwarzen Hanf-kunkel-Kopfe sperrt die Kirche auf und ein Rudel von jungen Schwestern bildet ihre Leibwache — sie gehen alle zusammen mit von Altar zu Altar, von Kapelle zu Kapelle, und treiben dabei ihre Kurzweil untereinander, was alles zur Erhöhung der feierlichen Stimmung nicht wenig beiträgt.

Im Jahre 1828 hat der Blitz den eleganten orientalischen Campanile herab und über das Gewölke geworfen. Auch in dieser Kirche sind zwei immense bemalte Flecken von Tintoretto, die aber auch zu seinen besten Bildern gehören. Die Anzeichen des jüngsten Gerichtes, und ein jetzt mehr als je in der Weltgeschichte faktisch und sehr glücklich restaurirtes

Bild: Die Anbetung des goldenen Kalbes, welches, wie einer nicht mit Unrecht meinte, jetzt noch einen glänzenderen und mehr opferfreudigen Cult empfängt, wie zu Moses Zeiten -- dieweil es jetzt längst schon ein goldener Ochse, will sagen ein noch viel größerer Abgott geworden ist. Auch bei diesem Tanze zeigen sich wieder gleichsam wie in tausendjähriger Angewöhnung — die Abkömmlinge jener Reigenführer im alten Bunde — als springlustige Tanzmeister voran, — und suchen mit ausschließlicher Geschäftigkeit gerade hier ein priesterliches Volk zu werden, und diesen segensreichen Cult allein zu besorgen. Natürlich haben die Tafeln Moses hierbei ebenso an Geltung und Gewicht verloren, wie es damals der Fall gewesen. In der Franziskaner-Kirche San Francesco della Vigna, ist die Statue eines in Venedig gebornen Patrons der ungarischen Diöcese Csanad. Zwei Venetianische Größen derselben Familie, der Doge Nikolaus Sagredo und der Patriarch Alvisio Sagredo haben dort ihr Grabmal.

Mit dem in der Folge heilig gesprochenen Martyrer Gerard Sagredo hat es nun im Kurzen folgendes Bewandtniß. Nach seines Vaters Tod 1020 wurde er Benediktiner in St. Giorgio maggiore und erhielt

hier den Namen Gerard; bald wurde er zum Subprior gewählt. Es kam das Aufgebot zum Kreuzzug — das ritterliche Gefühl gewann über ihn die Oberhand, er zieht mit Kreuzschaaren nach Ungarn, um von da in's heilige Land zu kommen. Hier aber bewegt ihn der heil. Stephan, in Ungarn zu bleiben und Bischof von Csanad zu werden. Gerard endete hier wie ein Apostel. In den Wirren nach des heil. Stephans Tod wurde er gesteinigt. Der italienische Geschichtschreiber Sansovino, spricht von den Reden des heil. Gerard mit großen Lobsprüchen.

Beim Pozzo (Ziehbrunnen) auf dem kleinen Platz Campo S. Zaccaria wird am Morgen gewöhnlich etwas hart gezankt. Ein Paar Polizeimänner sind deßhalb hier aufgestellt, um unter den venetianischen Rebeccas Ordnung zu erhalten. Der Brunnen hat ein ziemlich trinkbares Regenwasser, und darum der große Zudrang zu demselben. Jedes sucht mit seinem Kupferkessel in die Tiefe zu gelangen, und die Mägde verstehen die sonderbare Kunst, die Ziehstricke — (jede muß diesen an ihrem Kupfereimer mitbringen), so von oben zu lenken, daß die Kessel unten in der Tiefe förmlich raufen, wie die strickgelenkten Marionetten eines mechanischen Theaters. Auch haben die Mägde hier durchwegs ganz zerrauftes Haar, welches

besonders gegen die letzten Wochentage zu, grauenhaft anzusehen ist. Es herrscht nämlich unter dieser Gattung des Frauengeschlechts eine derartige Weltverachtung — daß sie der Welteitelkeit des Haarmachens und Kämmens die ganze Woche lang entsagen, und nur den Sonntagsmorgen zu dieser Luxus-Arbeit verwenden.

Daher pflegen sie aber auch an Samstagen wie zerraufte Hanfkunkeln oder Spinnrocken auszusehen, und man hat Angst — wenn man eine Dame dieser Klasse mit einem Besen in der Nähe eines Rauchfangs sieht; weil man sich des konsequenten Gedankens nicht erwehren kann, sie werde sammt dem Besen augenblicklich, mit großem Geräusch, eine Luftfahrt durch diesen Rauchfang und eine Reise zum Hexensabbat antreten.

10.

Der Trappolajo (Mäusefallen-Machiavelli). Petrarca. Die Seufzerbrücke. Die zwei Erzbrunnen im Dogenpalaste und die stolzen Venetianerweiber. Die Riesenstiege und der Irrthum von Byron und Cooper.

Der Mäusefallen-Machiavelli. In der Gegend von S. Zaccaria hat der Humor eine kleine Ausbeute. An einer Ecke findest du einen Mausfallenmacher, der

seine Kunstprodukte in den mannigfachsten Formen vor seinem Laden aufgestellt hat.

Ich konnte nicht umhin, den Scharfsinn und das erfinderische Genie dieses Mannes zu bewundern, welcher der gerühmten italienischen Pfiffigkeit thatsächlich die größte Ehre macht. Was gibt es da für feine Spießlein, was für wunderliche Drahtverschlingungen, was für eigenthümliche Geflechte, was für leicht bewegliche Thürlein, wie ich derlei Modifikationen an unseren plumpen deutschen Mausfallen zu sehen, nie Gelegenheit gefunden habe.

Ich meine: die deutschen Mäuse sind viel plumper als die italienischen, und die italienischen Mäuse sind viel pfiffiger als die deutschen, und es muß daher ein bei Weitem größerer Aufwand von List und Durchtriebenheit angewendet werden, um sie in die Falle zu locken.

Trappolajo heißt im Italienischen nicht nur: ein Mausfallenmacher, sondern auch ein Lügner, Intriguant oder Ränkeschmied; freilich nur im Volksgebrauch — im Lexikon findet man nicht einmal das Wort Trappolajo. —

Als ich ganz und gar in Bewunderung des industriellen Kunstkabinetes versunken war, und innerlich bedauerte, daß man bei der letzten Wiener Landwirth-

schafts-Ausstellung diesem höchst wichtigen Gegenstande — in welchem der besagte Trappolajo von S. Zaccaria ohne Weiteres eines Preises würdig gewesen wäre, so wenig Aufmerksamkeit geschenkt hat — — stand der Mausfallenkünstler in seiner Ladenthüre vor mir, und sah mich freudig an, denn er fand es aus meinen Mienen heraus: Hier ist einmal einer gekommen, der meine Kunst zu würdigen weiß. Wir redeten nun durch die Augen miteinander und verstanden uns vollkommen.

O es war ein seelenvolles Gespräch.

Hätte Petrarca diese Scene gesehen, er würde sicher ungefähr folgende Reime zu seiner achten Kanzone in welcher vorzüglich die Augen Laura's lobsprechend bedacht werden, gedichtet haben:

Was mag der Augensprache,
Mit ihren 1000 Zeichen
An Reichthum und an Zauber
So wie an Wohlklang gleichen?
Ein Austausch der Gedanken
In vielen tausend Worten,
Die wie ein Blitzstrahl fahren
Aus dunklen Augenpforten!

In den Augen des Mausfallenmachers strahlte der Dank für die bewundernde Anerkennung seiner Kunst — die er in meinen Zügen las, und er zog

sich in sein Geschäft zurück, mit dem Ausdruck einer Satisfaktion auf seinem Antlitz, welcher sagen wollte: „Nun wenigstens einmal Einer, der mich verstanden hat, der Scharfsinn genug besitzt, einzusehen, daß ich auf der Höhe meiner Kunst stehe, und mit den gewöhnlichen Mausfallenkrämern nichts gemein habe, als das Handwerk und den Namen!"

Es dünkte mir ferner als ob er mit Petrarca in obcitirter Kanzone sagen würde:

I' non poria giammai
Immaginar, non che narrar, gli affetti,
Che nel mio cor gli occhi soavi fanno.
(Ich kanns nicht begreifen und sagen
Was diese sanftmuthreichen Augen
Für Jubel in mein Herz getragen.)

Hätte der Mann studirt, und zu Zeiten der Florentinischen Republik gelebt: er wäre Geheimschreiber geworden, und hätte Machiavellis Buch geschrieben, und ein Monument in S. Croce zu Florenz würde auf seinem Grabe stehen.

Wer die Mäusefallenpolitik im Kleinen versteht, der muß sie auch im Großen verstehen.

Und umgekehrt, wäre Machiavelli in den Lebenskreis dieses Mannes geworfen worden: er fungirte als Mausfallenkrämer, und würde es auch hier zur Vollendung in seiner Kunst gebracht haben. Eine kolossale

Mausfalle aus Marmor wäre demnach ein sinniges Monument für Machiavelli.

In der That — wenn man die künstlichen Kniffe des Troppolajo ansieht — fühlt man sich froh, daß man nicht Maus ist, weil man als Maus sicher Gefahr liefe, sich in eine dieser sinnigen Fallen verlocken zu lassen.

Die Seufzerbrücke (Ponte dei sospiri) führt von dem Gefängniß der Bleidächer über einen Kanal in den Dogenpalast. Sie wurde im 16. Jahrhundert gebaut, ist in zwei Corridore der Länge nach inwendig getheilt und hat zwei große Steinrosen, durch welche Luft und Licht hereinströmen. Der Gefangene, der da herübergeführt wurde — konnte noch hinaussehen auf die Riva dei Schiavoni und die Insel St. Georgio hinüber — wohl mag da der Brust eines Jeden ein Seufzer sich entrungen haben. Ueber diese Brücke kehrte keiner mehr zurück — entweder wurde er verurtheilt und das Urtheil im Palast vollzogen oder er wurde freigelassen. Es ist eine wahre Trübsal, wenn man sich an einem Ort so voll von den traurigsten Erinnerungen an unglückliche Menschen befindet. Wer einiges Gefühl und ein wenig Phantasie hat, für den ist diese Brücke noch immer eine Seufzerbrücke des Mitleids mit längstvergangenem herben Weh.

Ich hab mich öfter auf die Ponte de Paglia gestellt, welche vom Dogenpalast auf die Riva führt, und von der man gerade in das Kanalgäßchen sieht, ob welchem die Ponte dei sospiri auf ihrem Bogen schwebt. Die meisten Leute, die da vorübergehen, wenden den Kopf in das Gäßlein und schauen auf die Brücke hinauf — und es ist mir vorgekommen, als ob über manche Gesichter ein flüchtiger Schatten von Mitleid und Schmerz vorbeizöge.

Einmal bin ich bei einem der zwei Erzbrunnen im Hof des Dogenpalastes gestanden. Es sind die ehernen breiten Brunnenränder wahre Meisterwerke der Erzgießerei, einer vom Venetianer Conti 1556, der andere vom Ferarresen Alberghetti 1559 angefertigt. Eben zogen Weiber Wasser herauf — und ich fragte eine derselben: ob denn dies Wasser nie einen salzigen Geruch bekäme, ob nicht das Meerwasser einen Weg in diese Brunnen fände? Da war ich gut angekommen. Mit Stolz und Emphase sagte mir die donna scarmigliata (zerraufte Donna): „Credete voi, che i nostri antenati siano stati asini? Quello che fecero era bono, essi non erano matti!" („Meint Ihr, unsere Vorfahren waren Esel? Was die gemacht haben, das war gut, die sind keine Narren gewesen!")

Mir gefiel dieser Stolz auf die Vorfahren —

vermöge welchem sich jetzt noch das zerzauste Venetianerweiblein für ein Stück einer Patrizierin gehalten. Die Geschichte übt doch eine eigenthümliche Macht auf die Menschen aus; so hört man auch in Rom bisweilen, wenn man einem Fiaker oder einem Krämer einen Betrug zumuthet, voll erhabener Entrüstung sagen: „Denkt, ich bin ein Römer." —

In diesem Hofe führt die berühmte freie Riesenstiege auf die Gallerien, von welchen man in die innern Säle des ersten Stockwerkes gelangt, die goldene Stiege führt dann in das obere Stockwerk. Viele Schriftsteller setzen ihren Kopf auf: daß der Kopf des Dogen Marino Faliero, auf der Höhe dieser Stiege abgeschlagen worden, und über die Stufen derselben herabgerollt sei. Das sagt auch Lord Byron, Fenimore Cooper und andere. Nun wurde aber Faliero 1355 enthauptet und die Stiege ist ein Werk des 15 Jahrhunderts.

11.

S. Giorgio maggiore. Pius VII. Die armen Narren. S. Lazzaro. Der Klosterhof. Die Sammlungen. Ludwig von Baiern. Lord Byron. Pater Pascal. Unbekanntes über Byron.

S. Giorgio maggiore, die Insel, welche gegenüber der Piazetta und dem Dogenpalast liegt. Man fährt mit der Gondel in ein Paar Minuten hinüber. Eine

herrliche Kirche, Benediktinerkloster seit dem 10. Jahrhundert. Napoleon verjagte die Benediktiner. Der Chor ist auf 140 eingerichtet, so viele mögen ungefähr am Ende des vorigen Jahrhunderts noch hier gewesen sein. Die Kirche wurde neuerbaut von Palladio, dem berühmten Venetianer Baumeister, 1556, aber erst 1610 von Scarmozzi vollendet. Hinter dem Hochaltar der schönste großartigste Chor, den man sich vorstellen kann. Der Fußboden glänzende Marmormosaik. In Holzschnitzwerk ober jedem Sitz eine Szene in Basrelief aus dem Leben des heil. Benedikt — gerade nach den Erzählungen, wie sie der heil. Gregor in seiner Biographie Benedikt's abtheilt und vorführt. Die Kirche ungeheuer groß; und voll großer Erinnerungen aus jüngerer Zeit. Hier wurde 1799 Konklave gehalten und der Kardinal Gregor Barnaba Chiaramonti (Pius VII.) zum Pabst gewählt. Noch ist in Lebensgröße zum Andenken an jenen merkwürdigen Tag das Bildniß des großen Dulders in Lebensgröße ober dem Hauptportal im Innern der Kirche angebracht.

Chiaramonti wurde als Bischof von Imola (wie Pius IX.) auf den päpstlichen Stuhl erhoben. Milde und versöhnend blickt sein Antlitz nun herab auf den glänzenden Marmorboden der ungeheuern Halle, als ob er sagen wollte: „Alle Unbilden, welche mir die Gewalt

zugefügt, sind nun vorbei, Gott der Herr hat gerichtet, ich trug keinen Groll in meinem Herzen, und bin im Frieden hingegangen."

Jetzt war es todt in den weiten Hallen, nur die Schritte tönten wider. Vier Päbste haben schon seit Pius VII. den Stuhl Petri eingenommen.

Von den 140 einstigen Benediktinern, welche die Filiale eines Klosters bei Padua bilden, dessen Name mir entfallen ist — sind hier in St. Georgio jetzt nur mehr 5, eine zu geringe Anzahl um den Chor abzuhalten, der nun verwaist und stumm bleibt.

S. Lazzaro Der Himmel hing voll trüber Wolken. Die Kanäle waren hoch angeschwellt — was durch den Druck der regnerischen neblichten Luft auf die Meeresfläche geschieht — und auf fortgesetzten Regen hindeutet. Es war ein Sonntag Nachmittag. Die Riva schien zu schlummern, der Werktagslärm verstummt. Die Luft strich in leichten Schlangenwellen über die Lagunen.

Man braucht mit der Barke nach S. Lazzaro eine gute halbe Stunde. Vorbei gings an der Insel St. Servolo, gerade an den Fenstern des Hospitals für Irren — welches unter der Leitung der barmherzigen Brüder steht.

Einige arme Narren sahen bei den Gitterstäben ihrer Fenster heraus auf die ewig sich kräuselnden Meeresfluthen. Ich für mein Theil halte diesen Ort mit seiner melancholischen Aussicht nicht für ein Irrenhaus geeignet. Der ewige Meeresanblick ist vielleicht eher behülflich einen Menschen wahnsinnig zu machen — als einen Wahnsinnigen zu heilen. Trauriges, graues, verwittertes Gemäuer mit seinen im Schutt der Leibesmühsal verfallenen Menschengeistern!

Hier haben es die Brüder der Barmherzigkeit in christlicher Liebe mit der Pflege von beiläufig 300 Irrsinnigen zu thun. Kein Strauch, kein Gras ist auf dieser Insel von außen zu sehen, nur die öden Mauern starren aus dem Meeresspiegel empor. Eine Wemuth befällt das Herz, wenn hie und da bei den Fenstern ein armer Narr die bleiche Stirne, aus der die stieren Augen schauen, auf die schwarzen Gitterstäbe lehnt — die Gondel fliegt im taktmäßigen Ruderschlag an ihm vorüber — an dem armen Unglücklichen, dem das Ruder des Geistes auf dem Lebensmeere aus den Händen gesunken, so daß der Geist irrend auf den Fluthen herumtreibt! —

Wer sollte ein Verlangen fühlen, an diesem traurigen Eiland landen zu wollen? Die öden Mauern verschwinden zur Linken und hinten taucht aus dem Meeresspiegel eine Insel hervor mit rothem Gemäuer,

das sich aus üppigen Weinranken emporhebt. Es ist S. Lazzaro. Im Mittelalter war die Insel bestimmt, den Aussätzigen, die aus dem Orient kamen, als — ebenfalls trauriges Asyl zu dienen. Hier sollte von der reinen Meeresluft umgeben und von den Menschen geschieden, ihre Heilung ermöglicht werden — um dieser Kranken willen der Name: S. Lazzaro.

Man fährt bei S. Lazzaro zu Barke in's Klosterthor hinein. Hier haben in neuer Zeit die Mechitharisten eine berühmte Buchdruckerei. Sie stehen unter einem eigenen Abt, der zugleich, wie der Mechitharistenabt in Wien Erzbischof in partibus ist. Ein Jahrhundert lang war S. Lazzaro verödet, nur die grünen Eidechsen krochen auf den Ruinen herum. Im Jahre 1715 schenkte der Doge Johann Cornaro den Mechitharisten die Insel mit ihren Ruinen. In der Stille des Klosterhofes empfindet man Anfangs einige Poesie mit Melancholie vermischt — freilich arten diese beiden schönen Eigenschaften bei längerem Aufenthalt in eine gähnende lange Weile aus. Natürlich ist jetzt das Gebäude hergestellt und im besten Zustande. Hohe Cypressen als mächtige Grabesblumen ragen mit ihrer dunklen Trauerfarbe zum Himmel empor und große starke Oleander hauchen ringsum ihren feinen Duft. Das Kloster ist sehr anziehend. Die Kirche klein

auf Marmorsäulen mit Spitzbogen in drei Schiffe getheilt — geschmackvoll verziert und sehr rein gehalten. Sie ist aber auch nur für's Kloster der Mechitharisten allein. Auch wird hier eine bedeutende Schule für Armenier aus Konstantinopel und Kleinasien unterhalten. Die Bibliothek reich an alten armenischen Manuskripten; das physikalische Kabinet gut mit neuen Apparaten ausgerüstet. Auf das Steinbett, welches die Insel umringt, wurde durch Anschüttung von Erdreich und Befestigung eines Dammes dem Meere ein Garten mit einem Kostenaufwande von 30.000 Gulden abgerungen. Eben jetzt wollen die Mechitharisten mit der gleichen Manipulation von den Wassergöttern ein Stück Boden zurück erobern. Dafür ist der Regierung nichts zu zahlen: man hat nur Anzeige darüber zu machen.

In diesem Kloster lebte längere Zeit Lord Byron, und der König Ludwig von Baiern hat hier ein Gedicht auf das Kloster eigenhändig geschrieben. Lord Byron erlernte hier die armenische Sprache, sein Lehrmeister war P. Paschal Aucher, ein Mann, der die armenische Literatur mit vielen Werken bereicherte.

In der Kirche wird eine Kopie von Sassoferatos berühmter Madonna gezeigt, die Kopie ist merkwürdig, weil sie von einem bekehrten Türken: Johann

Emir — der hier gelebt, angefertigt wurde. In der Vorhalle der Kirche ziehen zwei Gräber die Aufmerksamkeit auf sich. Eines beherbergt einen der hingegangenen alten Spitalmeister von S. Lazzaro, das andere einen reichen Armenier aus Indien, der in London starb und der durch die reiche Dotation für dieses Armenierkloster, gleichsam der Stifter desselben genannt werden kann. Eine Steintafel kündet an, daß Pius VII. hier im Jahre 1800 auf Besuch war, bei Gelegenheit als er im nahen Giorgio maggiore geweiht und gekrönt wurde.

Unter den vielen werthvollen Manuskripten und Werken der Bibliothek findet man merkwürdiger Weise auch die Prachtausgabe von Byron's Werken: diese sendete der Verleger derselben, Murray, zum Dank, weil das Kloster S. Lazzaro den Dichter längere Zeit gastlich in seinen Mauern aufgenommen.

Am großen Tisch inmitten der Bibliothek arbeitete Lord Byron während seines hiesigen Aufenthaltes an seinem Childe Harold, merkwürdiger Weise nahm der geniale Dichter keinen Anstand — auch hier in diesen Klostermauern seine schmutzigen Phantasiebilder zur Oeffentlichkeit zu bringen.

In den von Thomas Moore, dem berühmten englischen Dichter, herausgegebenen Briefen Byron's, findet

sich auch unter andern einer datirt von S. Lazzaro und gerichtet an Byron's Verleger zu London, dem Buchhändler Murray. In diesem Briefe lobt Byron den Abt des Klosters, schildert sein Aussehen und seinen weißen, reichen, meteorähnlichen Bart, lobt den Pater Paschal seinen Sprachlehrer im Armenischen, als einen sehr gelehrten Mann und als eine fromme Seele, und erzählt unter andern Folgendes: „Die Franzosen gründeten vor vier Jahren einen Lehrstuhl für die französische Sprache. An einem Montag Morgens ließen sich 20 Zuhörer einschreiben, alle begeistert für die Erlernung dieser Sprache. Würdig der Nation, welche die welterobernde ist, hielten es die jungen Männer aus bis Donnerstag. An diesem Tage erlagen fünfzehn von den zwanzigen beim sechsundzwanzigsten Buchstaben des Alphabetes. Dieses armenische ABC ist das Waterloo der Alphabete".

Ein verbürgtes Ereigniß mit Lord Byron hier auf der Insel S. Lazzaro soll hier auch seinen Platz finden. (Es wurde nur einmal in Nr. 27, Jahr 1856 der Wiener Kirchenzeitung erwähnt.) Dem Schreiber dieses Büchleins erzählte der ungarische Bischof Lonovics Folgendes:

„Ich lernte den P. Paschale Aucher zu Preßburg kennen; es war eben Landtag, und Paschal kam

zum Erzbischof Ladislaus Pyrker, den er von Venedig aus kannte, denn Pyrker war eine Zeit lang Patriarch von Venedig. Da sah ich nun bei Pyrker den Pater Paschal zu wiederholten Malen. Als ich im Jahre 1841 nach Venedig kam besuchte ich den damals schon mehr als 70jährigen Pater Paschal; es kam die Sprache auf Byron — und Paschal erzählte mir über Byron Folgendes:

„„Byron war öfters allein in meiner Zelle, und wartete auf mich, wenn ich eben in meinem Berufe anderwärts im Kloster beschäftigt war, — einmal trat ich in mein Zimmer, Byron stand hier vor diesem Cruzifix (Paschal deutet auf ein Bildniß des Gekreuzigten), bitterlich schluchzend und weinend. Als ich den Lord um dieser seiner Gemüthsstimmung willen ansah, sprach er zu mir unter Thränen und tiefinnerlich bewegt: „Pater Paschal ich hoffe einst wieder Christ zu werden, und zu dem wieder zu kehren (Byron deutete auf's Kreuz), dann werde ich auch Katholik, denn im Protestantismus werde ich kein Genügen mehr haben"". — — —

Die Wellen kräuselten sich mehr und mehr — wir stiegen in unsere schwankende Barke und verließen den Sitz armenischer Wissenschaft. Die Armenier haben diesen Mechitharisten und jenen in Wien

sehr viel zu danken, nämlich die Schöpfung einer Litteratur, die Uebersetzung und den Druck vorzüglicher Werke in allen Wissenschaften.

Diese Insel S. Lazzaro mit ihrem stillen unansehnlichen Wirken arbeitet gewiß mehr an der „wahren Bildung des Orients“ — als das ganze englische Ministerium.

12.

Räthselhafter Schild. St. Julian und Kirchenmusik. Akademie der schönen Künste. Verona. Arena und Sommertheater. Napoleon I. und Stierhetze. Dantes Asyl in Verona.

Räthsel. In einem Seitengäßlein unweit der Merceria dell' Orologio sah ich ein eben so merkwürdiges als räthselhaftes Aushängeschild; es ist aus Eisenblech, schwebt auf einer Eisenstange und trägt auf beiden Seiten dasselbe Symbol und dieselbe Inschrift. In der Mitte ist ein Geistlicher in Rochet und mit dem Piret auf dem Haupt als Bruststück gemalt, und unter diesem Brustbild stehen die Worte: Affita camere amobigliate (Möblirte Zimmer zu vermiethen). Ist der Vermiether ein Geistlicher? oder sind die Zimmer für Geistliche zu vermiethen? Wer weiß das! Es kam auch Niemand durch die einsame

Gasse her, daß man hätte um Lösung des Räthsels nachfragen können.

In der Merceria dell' Orologio ist auch die Kirche St. Julian des Martyrers. An einem Samstag war hier bei einer Abendandacht vor dem reich geschmückten Altar der schmerzhaften Mutter (Adolorata) die ganze Kirche gefüllt, so daß die Leute vor der Thüre heraußen standen. Der Gesang des Volkes war überaus wohlklingend, rührend, weich und zur Andacht stimmend. Das Orgelgedudel und musikalische Hospasa aber welches, zwischen die Strophen hinein vom Musikchore herabtönte, rein zum davonlaufen! Wenn doch nur der neue Patriarch einmal anfangen möchte, in Venedig mit dieser schauderhaften Kirchenmusik aufzuräumen, oder sie doch in andere bessere Bahnen hineinzulenken.

Accademia delle belle Arti. Die Akademie der schönen Künste. Seit drei Jahren führt eine Kettenbrücke über den Canal grande gerade darauf los. — Eine der großartigsten, werthvollsten Bildersammlungen der Welt. Ein mächtiger Palast mit wahren Riesensälen, bei einigen kommt das Licht von oben herein. Die Ornamentik der Bildersäle außerordentlich reich. Herrliche Holzschnitzereien, üppig vergoldet, bilden die Plafonds. Besonders die religiöse Kunst ist hier

vertreten. Was in den Palästen zerstreut war, ist hier zusammengekauft und sinnreich geordnet, freilich sind hunderte und hunderte von werthvollen Bildern auch in's Ausland verschleppt worden, zur Zeit als man der Kunst noch weniger aufmerksame Augen zuwendete.

Besonders ein Bild hat für den Besucher von Venedig einen historischen Werth. Es ist dies eine Prozession über den Markusplatz vom Jahre 1466 — da ist also zu ersehen, wie dieser Markusplatz vor 400 Jahren ganz anders ausgesehen hat, als jetzt.

Die Gallerie besitzt über 200 Meisterstücke an Gemälden, und das will etwas bedeuten. Wir aber wollen darüber nichts weiter sagen, und eingedenk sein der hieher passenden Worte Dantes:

Non ragionam di lor, ma quarda e passa:
Schwätz nicht davon und schweige lieber
Schau sie an, und geh' vorüber!

Nebenbei die Handzeichnungensammlung großer italienischer Meister; und die architektonischen Zeichnungen, welche gleich im ersten Corridor aufgemacht sind, der zu den Bildersälen führt. In neuester Zeit ist auch ein japanisch-chinesisches Kabinet hier zusammengesammelt worden, man darf aber nur durch zwei Thüren von außen auf diese Schnitzwerke, aus knor-

rigem schwarzen Holz fabrizirte Göttergestalten, Sessel, Fächer und Utensilien hineinschauen — und es ist auch genug. Gegenüber der hier aufgehäuften Kunstschätze ist diese japanische Sammlung doch nur ein buntes, geschmackloses Gerümpel, an dem das Auge keine absonderliche Freude hat.

In vierthalb Stunden kommt man auf der Eisenbahn von Venedig nach Verona. Die ansehnliche Stadt (50,000 Einwohner) ist vielfach beschrieben. Also nur einige Bemerkungen über ein Paar Punkte. Weltberühmt ist die Arena auf dem Platze Bra, gebaut zur Zeit des Kaisers Antonin. Ein allerdings imposanter Marmorbau, es können 75,000 Menschen darin stehen und 25,000 sitzen. Hat man aber früher das Kolosseum zu Rom gesehen, das über 300,000 Menschen faßte — so ist der Eindruck des Veroneser Amphitheaters bedeutend schwächer.

Daß man aber sehen mag, wie auch diese Arena ein Riesenbau ist — dafür sorgte der gegenwärtige Stadtmagistrat durch die Erlaubniß, daß in der Mitte dieser Arena ein hölzernes Sommertheater dürfe aufgeschlagen werden.

Dieses Sommertheater mit seinen durchsichtigen Vorhängen, wackelnden Coulissen, schlampichten Soffiten,

mühseligen Zuschauersitzen hebt erst recht den großartigen Marmorbau — denn das ganze Sommertheater ist vom Gegensatz der Steinmasse so zusammengequetscht, daß man einen etwas größeren Policinelkasten vor sich zu sehen vermeint.

Im Buche „Anello di sette Gemme“ von Luigi Carrer Venezia 1848 erzählt der Verfasser, daß Bonaparte, als er zum ersten Male nach Verona kam, in der Arena eine Stierhetze veranstalten ließ, und daß er selbst mit vielem Pläsir dem blutigen Schauspiele beigewohnt habe — mochte wohl sein, daß ihm zu jener Zeit der Gedanke: ganz Europa zu einer blutgetränkten Arena zu machen, schon ziemlich nahe gelegen. Vielleicht ist ihm einmal in jenen Tagen, welche ihm die Vorsehung nach einem bewegten Leben zum Nachdenken beschieden hat — auf St. Helena das Hetzbild aus Verona in der Erinnerung aufgetaucht, und hat seine bedrängte Seele Nutzanwendungen auf sein eigenes Schicksal daraus zusammengebräut.

Hier in Verona fand Dante ein Asil, als ihn das undankbare Florenz verstoßen. Er läßt sich dies Geschick wie in der Zukunft ausmalen im 17. Canto seines Paradieses, da er sagt:

Jedoch das Schlimmste ist von allem Schlimmen
Die Schaar der Uneinigen, Bosheitsvollen,
Mit der Du mußt in dieses Thal Dich krümmen,
Denn diese Undankbaren, Schnöden, Tollen,
Sie werden gegen Dich empört sich schaaren,
Doch bald wirst — Du nicht — sie — die Köpfe zollen;
Und ihren Unsinn wird dann ihr Verfahren
Beweisen, während Dir es ziemt und nützet,
Daß Du für Dich fern bliebst von diesen Schaaren,
Zuerst beherbergt Dich und unterstützet
Dich des Lombarden Größ' und milde That,
Deß heil'ger Vogel auf der Leiter sitzet.

Unter dem großen Lombarden versteht Dante den Alboin della Scala Herzog von Verona — bei welchem Dante nach seiner Verbannung aus Florenz lange Zeit gastlich beherbergt wurde. Der Adler auf der Leiter ist das Wappen der Scala; zugleich eine Andeutung auf den deutschen Reichsadler, weil Scala wie Dante ein Ghibelline war.

Im Verlaufe dieses Gesanges tröstet sich auch der Dichter über den Haß seiner Mitbürger, der feindlichen Spießbürger von Florenz — er sagt im Bewußtsein künftigen Ruhmes verachtend von ihnen:

Und wenn die Bürger Deiner Stadt sich brüsten,
Sei neidisch nicht — vergaß sie längst das Leben,
Wird lange fort gewiß Dein Leben fristen.

Im Vorbeigehen können wir nicht umhin auf ein sehr klares und schönes Bild im selben 17. Gesange

aufmerksam zu machen — in welchem Dante darzustellen sucht, wie die Allwissenheit Gottes, der auch die Geschicke der Zukunft kennt — deßwegen noch nicht einen Zwang auf das Leben des Menschen ausübe und ihn hemme in seiner freien Willensthat; in sofern haben folgende Reime auch für den Theologen und Philosophen einiges Interesse:

Der Zufall, der nicht weiter reicht, allein
Sich durch des Erdenstoffes Buch verbreitet,
Ist ganz verzeichnet in der Gottheit Sein;
Wiewohl dies auf Nothwendigkeit nicht deutet,
So wenig wie das Aug', in dem ein Kahn
Sich spiegelt — den Strom hinuntergleitet.
Gleichwie das Ohr die Harmonien umfahen
Der Orgel, so ist meinem Aug' verliehen,
Die Zeiten zu erkennen, die Dir nahen.

13.

Der Dom von Verona und historische Reminiscenzen darin. Die Gräber der Scaliger nnd ihre ironischen Inschriften. Das luftige Grab Castelbarcos. Die große Schlafhaube in der Via disciplinaria.

Der Dom von Verona, auch Santa Maria Matricolare genannt. Was hat dieß Bisthum und diese Kirche für eine reiche Geschichte. An 140 Bischöfe haben bisher die Kirche von Verona regiert. Darunter gab es Heilige, Cardinäle und berühmte Männer, die gewaltigen Einfluß auf

ihre Zeit ausgeübt. An der Stelle eines Heidentempels erhebt sich jetzt der majestätische Dom. Die ursprüngliche Kirche von der schon in Urkunden vom Jahre 780 Erwähnung geschieht, war kleiner als die jetzige.

Was gewährt das Portale für einen überwältigenden herrlichen Anblick, wie magisch schimmert der röthlich gelbe Sandstein. In diesen großartigen Räumen wurde 1185 ein Concilium gehalten unter Lucius III., und auf demselben die Excommunication über die Katharer ausgesprochen. Am 25. November desselben Jahres starb hier Lucius III. und wurde auch in der Kathedrale beigesetzt. Die Grabesinschrift auf dem Pflaster des Hochaltares lautet: **Ossa Lucii III. Pont. Max.** (Die Gebeine des Pabstes Lucius III.) Die Kirchenhistoriker geben gewöhnlich eine andere sehr originelle Grabschrift an — und fügen bei, selbe befinde sich auf dem Grabmale. Das ist aber nicht so. Die angebliche Grabschrift sind 4 Verse, die der Geschichtsforscher Caprini auf einem morschen Pergamentbrief gefunden. Sie lautet insofern die Buchstaben noch leserlich waren:

Ob. Setimus Pater D. D. Lucius P. P. III.
MCLX . . V . . . Kalendas — — — —
Luca dedit Lucem tibi Luci, Pontificatum
Ostia, Papatum Roma, Verona mori.

Immo Verona dedit Lucis tibi gaudia, Roma*)
Exilium, curas Ostia, Luca mori.
(Es starb der heilige Vater Lucius III.

— — — — — —

Lucca gab dir das Licht Lucius, das Bisthum Ostia, das Papstthum Rom; Verona den Tod; Nein, vielmehr Verona gab dir des Lichtes Freuden, Rom die Verbannung, Ostia Sorgen, Lucca den Tod.)

Der Inhalt ist etwas interessant — er dreht sich um die Gegensätze der gewöhnlichen Redeweise und der christlichen Anschauung.

Hier in dieser Domkirche hat nach dem Berichte der Annalen des Canobio, am 1. Dezember 1185, die Inthronisation Urban III. aus der Mailänder Familie Crivelli stattgefunden — nachdem er im Conclave (im Palazzo del Vescovato 12 Tage nach dem Tode Lucius III. abgehalten) von den anwesenden 22 Cardinälen zum Pabst erkoren war; 4 Jahre früher hatten ihn die Domherrn von Mailand zum Erzbischof erwählt. Da gab es großen Jubel im Dom, die edlen Geschlechter von Mailand waren stark vertreten, sie freuten sich nicht wenig, und waren stolz darauf — daß ein Sprosse aus ihren Stämmen die

*) Die Biographen der Päbste bringen den obigen Vers gewöhnlich in einer Version, und zwar: „Immo, Verona dedit verum tibi vivere, Roma ꝛc. ꝛc.;“ das ist aber unrichtig und auch nicht der prägnante Gegensatz von „Luca dedit Lucem tibi.“

höchste Würde der Christenheit erlangt. Das Volk der Lombardei betrachtete ihn als Landsmann und Stammgenossen, die ganze Stadt war über die Wahl in freudigem Aufruhr, so erzählt der alte Chronist Canobio: „E per tutta la cita con diversi segni di allegrezza ciascuno mostrava il contento che di cosi fatte elezione sensitiva.“ (Und durch die ganze Stadt sind in den verschiedensten lebhaften Kundgebungen die Freude und die Zufriedenheit mit dieser Wahl sichtbar worden.) Und der Mann, dessen Herz jetzt bewegt war von Freudenhymnen und Jubelgeschrei — sollte in kaum zwei Jahren auch als das Herz der Christenheit den vollen Schmerz derselben empfinden und darüber zusammenbrechen, da die Nachricht von dem Falle und der Eroberung Jerusalems durch Sultan Saladin — nach Ferrara kam, wo er eben sich aufhielt. Die Trauerbotschaft warf ihn auf sein Sterbelager; er verschied am 19. Oktober 1187.

Das — nur Eines von den hundert Festen und Aufzügen, die in diesem Gotteshaus vorübergegangen — und, so kühl und ruhig und stille ist's jetzt da, es schweigen die Säulen, und nur die goldenen Buchstaben der Denkmäler scheinen im Abendgold der Sonne wiederstrahlend einiges von glorreichen Tagen zu flüstern. Keine Seele auf dem Platz vor dem Dom

und keine Seele drinnen. Es ist der leise Luftzug aus der Crypta herauf, der den Staub über jenen merkwürdigen Spruch wirbelt, der in Versalbuchstaben auf den Marmorplatten des Bodens gegenüber dem Katheder des Bischofs geschrieben steht:

Quae enim videntur, temporalia sunt
Quae autem non videntur aeterna!
(Was man sieht ist zeitlich, was man nicht sieht ewig.)

Je stiller es in einem so altehrwürdigen Gotteshaus ist — desto lauter reden alle Steine und Inschriften, und halten von der Nichtigkeit und Vergänglichkeit ihre zermalmende Predigt — die der Mensch nicht genug hören kann — weil er gar so oft darauf vergißt.

Etwas ganz Eigenthümliches sind die Gräber der Scaliger, der einstigen Beherrscher von Verona, Brescia, Parma, Lucca und Feltre. An der Ecke von zwei Straßen erheben sich Mauern, auf ihnen sind hohe Eisengitter angebracht und hoch über die Eisengitter ragen im Innern die zierlichen gothischen Grabesthürme von drei berühmten Herrschern Verona's empor; von Can Grande, Can Mastino und Can Signorio. Das herlichste darunter ist jenes des Can Signorio, er starb 1375; wie sein Vater Mastino, ließ auch er wie in einer Todesahnung, gerade ein Jahr vor seinem Tode das

Denkmal errichten. Es steht an der Straßenecke und bildet ein Sexagon, auf sechs Säulen ruht die nach außen mit 4 Basreliefs geschmückte Kuppel, und zuhöchst auf der Pyramide derselben — gut zwei Stockwerke eines Hauses hoch — bildet die Reiterstatue Signorio's den Schluß. Ringsum stehen oben und unten in den Baldachinen größere und kleinere Figuren. Wie das ganze so licht nnd leicht und luftdurchbrochen hinaufragt! Merkwürdig ist, daß der Künstler, der seinen Namen dabei angebracht, statt des Vaterlandes seine Geburtsdiöcese bezeichnete, und zwar in den Worten: „Hoc opus sculpsit et fecit Boninus de Campilione (Campione) Mediolanensis Diocesis.“

Diese kleinen Tyrannen Italiens gruben sich durch ihre Verbrechen selbst ihre Gräber — den pompösen und prachtvollen Inschriften darf man keinen starken Glauben schenken. Was mochten sich die Unterthanen von diesem letzten legitimen Scaliger Can Signorio Gutes zu versehen haben — der nicht weniger als zwei Brudermorde auf seiner Seele trug! Mit einem Brudermord begann er seine Herrschaft, mit einem zweiten endete er sie. Can Grande II. ließ er bei St. Euphemia erschlagen, Paolo Alboino im Schloß Peschiera erdrosseln. Ihm folgten seine zwei natürlichen Söhne Bartolomeo und Antonio in der Herrschaft.

Wie erlogen ist seine großsprecherische, die Verbrechen übertünchende Grabschrift:

Scaligera hac nitida cubo Can Signorius arca
Urbibus optatus Latiis sine fine Monarca.
Ille ego sum, geminae qui gentis sceptra tenebam.
Justitiaque meos. mixta pietate, regebam;
Inclyta cui virtus; cui pax tranquilla fidesque
Inconcussa dabant famam per saecla diesque.

(Hier lieg ich Can Signorio in der Scaliger prachtvollem Grabmal,
Als Herrscher stets erwünscht den lateinischen Städten.
Ich bin's, der führte das Scepter über zwei Völker,
Und der in Gerechtigkeit sie gepaart mit Milde regiert. —
Seine erhabene Tugend, des Friedens Gewinn, die unerschütterliche Treue
Macht ihn berühmt für alle Zeiten und Jahre.)

In der That eine schöne Misculanz von Gerechtigkeit, Milde und erhabener Tugend, mit der er sein Volk regierte!

Und doch waren diese wällischen Herren des Mittelalters eigene Räthsel. Neben ihren Gewaltthaten hatten sie hinwiederum vieles Gute an sich. Großartige Bauten in Verona, Wasserleitungen, öffentliche Kornböden, die sogenannte Schiffbrücke (ponte delle navi), haben ihn zum Urheber.

Das zuletzt erschienene Quellenwerk über die Scaliger ist 1842 vom Podesta zu Verona Orti Manara in Folio erschienen unter dem Titel: Cronaca inedita dei tempi degli Scaligeri. — Hübner in seinem ersten

Band der „genealogischen Tabellen" Leipzig 1725, bezeichnet als die Letzte aus dem Hause Scala eine Johanna. Sie war Gemahlin des 1602 gestorbenen Sigmund Grafen Dietrichstein. So erreichen die Geschlechter hier auf Erden ihr Ende, wie die Menschen; sie haben ihre Blüthe und ihren Verfall.

Außer dem Grabe der Scaliger gibt es in Verona links neben der Kirche St. Anastasia (aus dem 13. Jahrhundert mit einem herrlichen gothischen Portal) noch ein sonderbares Grab — das hoch ober dem Thoreingange zum jetzigen Seminar — eigentlich zur Kirche des Petrus Martyr — schwebt. Ein Guglielmo da Castelbarco hat unter einer zierlichen von Säulen getragenen Steinkuppel seinen steinernen Sarkophag, in dem er drinnen und seine Statue aus Stein gehauen, droben liegt. Frei von oben und unten und von allen Seiten, überall von Wind und Wetter umspielt. Es dürfte selten ein Sarg mit einer ähnlichen luftigen Position, zwischen Himmel und Erde schwebend, vorkommen.

Die große Schlafhaube. Lassen wir nun alle Denkwürdigkeiten des uralten Verona liegen, und greifen wir nur noch einen sonderbaren Umstand auf. In Verona ist eine Straße, die heißt: Via disciplinaria. Woher die Straße diesen Namen erhalten, haben wir

nicht erfahren können. In derselben aber hat ein Strumpfwirker (calzettajo) seinen Laden aufgeschlagen, ein Mann der sich aber insbesondere auf einen Zweig seines Geschäftes auf die Schlafhauben (dormiglioni) geworfen hat.

Um diesen seinen Geschäftszweig den Vorübergehenden recht auffallend zu machen — hängt er nun eine riesige Schlafhaube in Wirklichkeit und Wahrheit, aus weißer und rother Wolle gewirkt, als Schild heraus. Diese Schlafhaube hat aber mindestens 1 1/2 Wiener-Ellen in der Breite und zwei Ellen in der Länge! Ein wahres Ungeheuer, und gerade in der via disciplinaria! Ob nicht eine Ironie dahintersteckt; das heißt: hinter dieser Schlafhaube, in der die Riesen Gog und Magog zugleich ihre Häupter bergen können!

Es gibt wenigstens Menschen, welche da meinen die beste Disciplin sei eine große Schlafhaube, unter die eine Menge Köpfe gebracht werden, und die mit dem Schlummer zusammenhängende Gedankenlosigkeit — sei der gerade Weg der Disziplin!

Die Eisenbahn hat die großen Städte von Lombardo-Venetien derart zusammengerückt, daß man in leichten Sprüngen von der Einen in die andere kommt.

14.

Kirche und Arca des heil. Antonius. Reiche Kunstblüthen. Gattamelata. Das kleine Florenz. Rath an Erbauer von Landkirchen. Eine Rosenkranzhändlerin und das Treffende italienischer Sprichwörter.

Padua, du herrliche Stadt — von deiner einstigen großartigen Gelehrsamkeit ist nur der Duft noch auf die neueste Zeit übergegangen, während deine Kunstschöpfungen aus dem Mittelalter her noch frisch und ungebrochen in die neueste Zeit hereinragen.

Was ist die Kirche des heiligen Antonius nicht für ein Conglomerat von Kunstwundern! Wie entzückend ist der Anblick der Fronte, ein Rohziegelbau in den zierlichsten Formen mit einer langen, von kleinen Säulen getragenen Gallerie. Ober dem Hauptportale leuchten Mantegnas Fresken, des Meisters von Correggio.

Ein Angelo Bigoni Dr. in sacra Teologica hat eine Monographie über die Kirche geschrieben, die mehrere Auflagen erlebte. (Die zweite Padova Crescini 1823.) Der Titel lautet: Il forestiere istruito delle Meraviglie ecc. ecc. nella Basilica del S. Antonio di Padova.

Der Bau in den Grundformen gothisch, wurde von Nicolaus von Pisa begonnen 1231, vollendet

erst 1307. Beim Eintritt überrascht der verschwenderisch ausgestreute Reichthum von Sculpturen und Gemälden, von Gold und Silber, von Broncen und Edelsteinen und der Marmorglanz an Statuen, Basreliefs, Säulen und Wänden.

Den erhöhten Altar (in einer Seitencapelle links) in dem die Ueberreste des Heiligen enthalten sind, umringen den ganzen Tag über eine Anzahl andächtiger Beter.

Hinter dem Altar halten die Leute ihre rechte Hand eine Zeitlang an die steinerne Sargwand — gleichsam um des Segensstromes, der aus dem heiligen Leib des Bekenners während des Gebetes quillt sich theilhaftig zu machen. Ein schönes Symbol der Fürbitte und Heiligengemeinschaft. Jeder spricht nur ein kurzes Gebet, und tritt dann zurück, um andern Platz zu machen. Dieser felsenfeste Glaube ist tief rührend, man wird mit demselben fortgerissen und empfiehlt mit lebendigem Vertrauen das Tagewerk dieses Lebens der Fürbitte des seligen Geistes, der vor 6 Jahrhunderten als ein Freund Gottes von hinnen geschieden.

An der Capelle allein hat sich eine große Anzahl von Kunstmeistern, fast lauter berühmte Namen durch Wetteifer gegenseitig überboten, oder wie wir besser sagen möchten, sie haben sich einander hinauflicitirt.

Wir in unseren Zeiten haben bei Kirchenbauten Licitationen anderer Art erlebt—da wurde meistens Einem mindest Bietenden die Arbeit überlassen: und diesem glorreichen Umstand haben wir eine Menge jener Scheuern mit kahlen, glatten Wänden und einigen viereckigen Löchern zu verdanken — die man darnach zu katholischen Kirchen geweiht und als solche in Gebrauch genommen hat.

Ihrer Architektur nach ist die Kapelle ein Meisterwerk von Sansovino. Welche Menge kunstreicher Hände haben aber an der inneren Zier mitgearbeitet. Die Bronzen der Predella sind von Donatello. Der Tabernakel in 3 architektonische Theile geschieden aus kostspieligem Marmor mit Gesimsen, Pilastern, Kapitalen und Vasen, wie auch viele Statuetten aus Bronze. Da findet man die 12 Apostel, die 8 Sibillen, 16 Engeln mit Leidenswerkzeugen, 12 Säulen und 12 Pilaster aus Verde antico. 4 Frontispicen schließen diese Ordnung. In der zweiten Corinthischen wieder 8 Statuen, die 4 Kirchenlehrer, dann Melchisedek, als Vorbild, Daniel als Prophet des Opfers und der auferstandene Heiland. Auch hier sind die Pilaster aus Verde antico und die Ornamentik aus Bronce — diese Ordnung bildet ein Achteck. Die dritte Ordnung mit 8 Bronzecariatiden schließt mit einer Kup-

pel. Der Tabernakel war früher, wie die Predella, beim Hochaltar und ist ein Werk Campagnas eines Schülers von Sansovino.

In der Kapelle liegt auch begraben der berühmte Gattamelata, dessen Reiterstatue als herrliches Denkmal, besonders des kunstreichen Rosses wegen berühmt, vor der Kirche steht. „Gattamelata? berühmt? Wer war er denn?" So wird der geneigte Leser fragen. (Daß bei dieser höchst beleidigenden Frage die riesenhaften Gelehrten ausgenommen sind, versteht sich von selbst.) Es mag den Lesern zu einem kleinen Troste dienen, daß Schreiber dieses als er zum ersten Mal nach Padua kommend, bei dieser Statue den obigen Namen hörte, ebenfalls an sich die stille Frage stellte: „Wer war das?" — Und es erfolgte, wie das wohl öfter vorkommt, keine Antwort. Selbst die Conversationslexikone haben vergessen den berühmten Mann in ihren papierenen Pantheonen zu verherrlichen; nur in der Spezial-Geschichte von Venedig spielt er eine Rolle, und der alte ehrliche Iselin gedenket sein. Gattamelata that sich im 15. Jahrhundert als Venetianischer General hervor. Er war ursprünglich ein armer Bäckerssohn von Narni. Es ist gut, daß er hier ein Monument hat — und für Italien auch charakteristisch, in Mailand bekäme er sicher keines, denn

im Kampfe mit den Mailändern hat er sich eben sein Lorbeerbündel heimgetragen.

Sonst hat die Kirche wohl noch an 20 Kapellen — die meisten von einem oder dem anderen der alten reichen Adelsgeschlechter im Wetteifer mit einem Kunstreichthum ausgestattet, den man gesehen haben muß, um sich davon eine Vorstellung zu machen. Dieses Padua wird in der That nicht umsonst das kleine Florenz genannt!

Bei Gelegenheit der Sprache über Kirchenbau geht uns ein praktischer Gedanke zu über den Bau von Dorfkirchen. Wir wollen durch folgenden Vorschlag durchaus nicht den gegenwärtig lebenden Baukünstlern nahe treten. Wenn es sich aber in einem Dorfe oder Marktflecken von 1000 bis 3000 Seelen um einen ebenso wohlfeilen weil einfachen und doch in seinen Formen herrlichen und untadelhaften Kirchenbau handelt — so sende man geradewegs einen Zeichner auf die Insel S. Lazzaro bei Venedig. Er kopire den Plan der Kirche im Mechitharistenkloster Strich für Strich. Die sechs oder acht kleinen Marmorsäulen sind bei der gegenwärtigen Verbindung durch Eisenbahnen und Dampfschiffe eine Auslage, die unbedeutend höher kommt, als Pfeiler mit entsprechender Tragkraft aus Ziegeln oder Sandstein; und man wird

eine Kirche haben — an der sich das Auge freuen und in der sich das Herz erheben kann; was schön ist, braucht deßwegen nicht theuer zu sein. Man kann in unserem Jahrhunderte leider auf Prachtbauten von Kirchen hinweisen, die Tausende und Tausende und auch sogar einige Millionen gekostet haben — deren geschmackloser, plumper Styl trotz der üppigen Pracht an Gemälden und Vergoldung und Marmor das Auge eher verletzt als befriedigt; um das Viertheil der ausgelegten Summen hätte ein Architekturgenie einen Bau herstellen können, der jedes für christlichen Baustyl empfängliche Auge durch seine sinnige Harmonie mit Freuden erfüllt hätte — während so derlei Bauten nur einige Bewunderung von Beschauern gezollt wird, die sich von Massen, von bunten Farben, von reichem Gold und glänzendem Marmor blenden lassen, weil sie eigentliche kunstsinnige Kirchenbauten noch nicht zu sehen Gelegenheit fanden, und deren Augen somit noch keine hohen Anforderungen an den Baukünstler stellen. Wir haben früher auf die Ursache hingedeutet, welche gerade in Venedig eine so hohe und herrliche Entfaltung der Baukunst in die Wirklichkeit heraustreten ließ.

Eine Rosenkranzhändlerin. Wir machten bei der Verkaufsbude von Wallfahrtsgegenständen, welche

links von der Kirchenfronte St. Antonii steht, einige Einkäufe von Andenken. Mir war die fromme Dame, welche Besitzerin dieses hölzernen Standes (oder eigentlich Standels, wie die Oesterreicher derlei transportable Buden nennen) ist, mitsammt ihren andächtigen Gewohnheiten, schon von früher her bekannt. Ich sagte deßhalb zu meinem Begleiter deutsch: „Fragen Sie die Frau einmal wällisch, ob denn die Rosenkränze, welche Sie kaufen wollen, auch schon geweiht seien? — Ich wußte zum Voraus die sprachliche und mimische Antwort, welche erfolgen wird. Die Frau sagte: selbige seien ganz sicher geweiht, machte einen andächtigen Blick zum Himmel, und küßte die Rosenkränze, welche sie in ihrer Hand hielt, zu wiederholten Malen mit dem Anschein bedeutender Andacht und Ehrfurcht. — Es ist diese Gattung merkantiler Frömmigkeitsspielerei ebenso zuwider, als sie andererseits lächerlich erscheint.

Ich trug der Frau auf — während wir in die Kirche gehen, die von mir bestimmten Medaillen auf das von mir gekaufte Duzend der Rosenkränze zu befestigen und bezahlte die Waare im Vorhinein.

Warum hatte ich nicht des italienischen Sprichwortes gedacht: „Chi paga innanzi, è servito di dietro.“ „Wer voraus bezahlt, wird übel bedient!“

Als ich aus der Kirche kam, wollte ich meinen Fehler gut machen und gedachte wenigstens eines andern Wahrwortes, wie solche die volksthümliche italienische Lebensweisheit zu hunderten ausgeheckt hat. Dabei fällt mir ein, daß die Sprichwörter, wie sie im Munde des Volkes sind, auch zugleich ein wesentliches Merkmal zur Erkennung dieses Volkscharakters abgeben. Ich dachte nun an das uralte italienische Sprichwort: „A chi compra non bastan cent' occhi, e a chi vende ne basta un solo." „Der Käufer braucht hundert Augen, der Verkäufer nur Eines."

Ich hätte in der That diesmal nicht hundert Augen bedurft, um zu sehen: daß diese mir jetzt überreichten Rosenkränze viel kleiner waren, als diejenigen, welche ich ausgehandelt und gekauft — und bemerkte dieses der Frau sogleich. Sie entschuldigte sich mit Irrthum — und gab mir die andern. Erst am folgenden Abend, als ich in Venedig zufälliger Weise die Rosenkränze ansah, bemerkte ich: daß es doch nicht diejenigen waren, die ich bezeichnet hatte, und die viel zierlicher gearbeitet waren, als jene, in deren Besitz ich mich jetzt befand. Wie fein war also der Puff der frommen Dame angelegt. Die ganz kleinen gab sie mir versuchsweise, und die andern, welche sie mir statt meinen Gekauften einhändigte, sollten

nun den ganz kleinen gegenüber, mich täuschen und befriedigen, und das war der Dame auch gelungen. Es hatten mir sonach noch einige Augen zu den hunderten gefehlt, welche das national-charakteristische Sprichwort beim Einkäufer fordert.

15.

Der Dom von Padua. Das merkwürdige Kapitel. Petrarca, Kanonicus allhier. Ein Requiem von ihm gestiftet. Anstrengung, ein Monument für ihn zuwege zu bringen. Wie die Deutschen und wie die Italiener mit ihren Dichtern verfahren. Göthe und Dante, Schiller und Petrarca. Die Marcus-Bibliothek von Petrarca gestiftet.

Vom Anschauen des Domes in Padua wird man nichts weniger als befriedigt. Die gegenwärtige Kirche ist auf die Ruinen zweier früheren gebaut. Die im Jahre 620 vom Bischof Tricidius errichtete stürzte Anfangs des zwölften Jahrhunderts durch ein Erdbeben zusammen, 724 wurde sie vom Grunde neu gebaut von einem gewissen Meister Macili. So besagt es ein Säulenkapital das noch vorhanden, mit einer lateinischen Inschrift vom Jahre 1124.

Da im 16. Jahrhundert auch diese Kirche wieder Ruine zu werden drohte, baute man sie neu 1523. Den Plan machte Sansovino; es wurde aber daran

so viel geändert, daß jetzt das Auge an den runden, kalten beweißten Bogen durchaus keine Freude haben kann. An 80 Bilder und Sculpturen, darunter Meisterwerke, mögen theilweise den Eindruck des Baues versöhnen. Auch hier ruht eine Größe, die man eben hier zum ersten Male kennen lernt: der Philosophieprofessor Sperone Speroni, gest. 1588. Sein Vater ließ ihm ein Denkmal setzen, wie aus den Worten ersichtlich: Al gran Sperone Speroni suo Padre Giulio Speroni de Conti 1598. „Dem großen Speroni" — von seinem Vater gesetzt. Was ist groß? Wie doch die Zeit Größen zusammendrückt und kolossale Rühme auffrißt. Der Mann hat vier Bände geschrieben die noch 1740 in Venedig aufgelegt wurden.

Wie merkwürdig ist die Geschichte des Bisthums und die des Kapitels, darum soll auch darüber etwelches mehr Pikante als Bekannte mitgetheilt werden. Schon im Jahre 46 nach Christi Geburt soll ein Grieche Prosdocimus, Schüler des heiligen Petrus, der erste Bischof von Padua gewesen sein. Im Mittelalter war das Kapitel seines Reichthums wegen derartig ausgerufen, daß man die hiesigen Domherren, die Kardinäle der Lombardei und den Bischof einen kleinen Papst nannte. Von den sechs Päpsten aus dem

Gebiete Venedigs gingen drei aus diesem Kapitel hervor: Eugen IV., Papst 1432, Paul II., 1464 und Alexander VIII., 1689. Vom bischöflichen Stuhl zu Padua wurde Klemens XIII., 1758 zum Papst gewählt.

Daß ein Domkapitel, wie das zu Padua, dessen Mitglieder schon vor 1000 Jahren in Urkunden vorkommen, eine Geschichte hinter sich hat, daß es viele Notabilitäten (seit 1000 Jahren) aufweisen kann — ist leicht einzusehen.

Nun gibt es aber über die Domherren zu Padua einen eigenen, in vieler Beziehung interessanten Quartband, nämlich: „Serie, chronologico — istorica dei Canonici di Padova. Opera del Marchese Orologio, Canonico e Vicario Capitolare. Padova.“ (In der Druckerei des Seminars 1805.)

Schon in der Vorrede fragt der Kapitularvikar: „Von diesem Kapitel sind sehr heilige und gelehrte Bischöfe, Kardinäle, Päpste ausgegangen, deren Namen in ehrenvoller und segensreicher Erinnerung steht bis auf unsere Zeit. St. Bellinus und der heilige Gregor, die Päpste Eugen IV., Paul II., Alexander VIII., dann die Argentini, die Badoeri, die Colonna, die Ferrari, die Grimani, die Paltanieri,

Prata, Zabarella, Bembo, Amaltei, Negri und der göttliche Petrarca, waren das vielleicht nicht Eurige Domherren? (ed il divino Petrarca, non furone forse Vostri Canonici?)

In der Einleitung zählt Orologio auf, was diese Körperschaften (will sagen die Domkapitel der damaligen Zeit) alles waren, was sie galten u. s. w. und bedauert dann, daß sie jetzt (1805) nichts mehr sind. Die Domherren zu Padua waren zu Zeiten mehr zu Zeiten weniger, bis ihre Anzahl stabil wurde im Jahre 1529. Nämlich 1 Erzpriester und Erzdiakon; 1 Kustos (Tesoriere); 1 Kantor (Primicerio); 1 Dekan (diese lauter Dignitarien) und 22 Domherren. Benedikt XIV. machte sie sämmtlich mit Besitz ihrer Pfründe zu apostolischen Pronotaren, und gab ihnen als Kapitelzeichen am seidenen rothen Band eine Medaille aus Gold und Email, die deßwegen als eine Merkwürdigkeit erwähnt werden muß, weil auf der Kehrseite (auf der Vorderseite ist das Bild der seligsten Jungfrau) sich das Bild eines seligen Domherrn des Kapitels (del beato Gregorio Barbarigo) befindet. Der Arciprete des Kapitels wurde von demselben, eben so wie der Bischof gewählt. — Aus dem Paduanerkapitel sind nicht weniger als 106 Kapitulare angeführt, die Päpste, Kardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe wurden — so daß

dieses Kapitel eine Zeit lang das Seminarium für Bischöfe genannt worden ist.

Zum Titelbilde hat der Verfasser den Dichter Petrarca gewählt, und ihm auch eine eingehende kritische Biographie gewidmet. Daß Petrarca Domherr von Padua gewesen, läßt sich aus den Kapitelakten nicht nachweisen, obwohl es eine entschiedene Thatsache ist, — denn er redet wiederholt davon in seinen Briefen, wie auch in seinem Testamente, nicht minder wird von Zeitgenossen dieser Umstand erwähnt, und sein Jahrestag im Dom abgehalten. Ob er in der Folge zum Priester geweiht worden ist, oder ob er nur mit den minderen Weihen im Besitz seiner Pfründen blieb, darüber findet sich nirgends etwas verzeichnet.

Die letzten Jahre brachte Petrarca in Gebet, Lesung der heiligen Schrift und Bußübungen zu — sein früher in romantischer Liebessehnsucht nach Laura (sie starb zwei Jahre früher ehe er die Pfründe in Padua erhielt) und in dem politischen Treiben seiner Zeit zerfahrenes Leben sammelte dieser schimmernde Geist am Ende in jenem Lichtheerde, der Welt und Menschenbestimmung in rechter Beleuchtung darstellt. Er starb zu Arqua im Paduanergebiet 1374 am 18. Juli.

Der Bischof, das Domkapitel und viele andere Prälaten waren bei seinem Leichenbegängniß. Der nach-

malige Kardinal Bonaventura de Peraga hielt die Leichenrede. In seinem Testamente bestimmte er 200 Dukaten, deren Interessen auf die Vigilien für ihn am Sterbetage verwendet werden sollten. Dabei erwähnt er die Kirche von Padua — welcher er Einkommen und Ehren zu verdanken hat — (sanctae Ecclesiae Paduanae, unde percepi commoda et honores).

Er besaß neben dem Dom in Padua ein Haus. Als dieser im 17. Jahrhundert erweitert wurde, stand es im Wege und wurde demolirt.

Interessant ist, wie der Kapitelvikar Orologio im J. 1805 am Ende der Lebensskizze Petrarcas seine Herren Kollegen, die andern Domkapitularen mit großer Gewaltthat und Zudringlichkeit ermahnt, dem Petrarca doch ein Denkmal im Dom zu setzen, und sich nicht von den Kanonikern in Parma, wo Petrarca zugleich Archidiakon gewesen, beschämen zu lassen. „Li Canonici di Parma eressero pure una memoria al Cantor di Valclusa, che fu loro Arcidiacono, e quelli di Padova, unter denen Petrarca so lange gelebt, wollen ihm keines errichten? Ist Francesco nicht der Wiederhersteller der Wissenschaft in Italien, der Erwecker des literarischen Genius in Europa? Verdient er nicht ein öffentliches Zeugniß der Dankbarkeit von diesem Kapitel? Ich selbst, wenn meine Kollegen mit mir einstimmen (se il consentono

i miei Colleghi) werde den Phidias unsers Jahrhunderts bitten, der mich mit seiner Freundschaft beehrt (Orologio meint hier offenbar den Canova), daß er mit seinem göttlichen Meißel (divino scalpello) uns eine Büste in weißem Marmor anfertige, die den lorbeergekrönten Dichter darstellt." — So Orologio.

Der Aufruf scheint nicht umsonst ergangen zu sein, indem später im Dom eine Büste von Rinaldo angefertigt und aufgestellt wurde. Die Unterhandlungen mit Canova scheinen aus begreiflichen Gründen, trotz der Freundschaft (Canova war bekanntlich ein sehr theurer Freund) zu keinem Resultat geführt zu haben.

So vieles aus dem speciel-kirchenhistorischen Quartband Orologios — was muthmaßlicher Weise auch der gebildete Laie nicht ohne Anregung durchlesen kann.

In Bezug auf Petrarca aber noch ein kleiner Vergleich, wie man im Mittelalter in Italien, und wie man in neuer Zeit in Deutschland Dichter werthschätzte. Petrarca bekam ein Kanonicat in Padua — eine Stelle, die Herren aus dem höchsten Adel damals mit großer Freude annahmen, (welche Freude freilich nicht vorzüglich in dem Umstande lag, als ob sie in dieser Domherrnstelle Gott dem Herrn absonderlich wohlgefälligen Lobgesang hätten bereiten können) und Friedrich Schiller erhielt als besondere Auszeichnung und Gnade auf

eine flehentlich eingereichte Bittschrift hin — einen Hofrathstitel vom Herzog zu Weimar.

Ein ähnliches Intermezzo von Dante und Göthe. Dante, der Mann mit den ehernen Zügen wird von seiner Vaterstadt Florenz zu 15 Gesandtschaften verwendet. Er ist Sprecher vor den Königen von Ungarn, Neapel, Frankreich, vor den Päpsten — vor den Dogen zu Venedig und Genua; seine Anwesenheit, als einer der sechs Prioren von Florenz, ist in Florenz so nothwendig, daß er, als er einmal in großen politischen Wirren der Stadt wieder nach Rom gehen sollte, mit Recht von sich die ihm so oft übel gedeuteten Worte sagen konnte: „Wenn ich gehe, wer bleibt, wenn ich bleibe, wer geht?" („Se io vo, chi resta? Se io resto, chi va?") Mit eisernem Charakter liebt er sein Vaterland, und stirbt bekanntlich als armer Mann zu Ravenna am Kreuzerhöhungstage 14 September 1321, nachdem er die heilige Wegzehrung empfangen, in den Armen seiner zwei Söhne Pietro und Jacopo und seines edlen Freundes Guido da Polenta. Einige Zeit vor seinem Tode ließ er sich als Terziarier in den Orden des heiligen Franziskus aufnehmen, und in der armen rauhen Mönchskutte lag der Verbannte fern vom Vaterlande — in seinem Sarge.

Göthe war Weimar'scher Minister. In Weimar konnte er natürlich nicht leicht in die Lage kommen, den emphatischen Ausspruch zu thun: „Wenn ich gehe wer bleibt, und wenn ich bleibe, wer geht?" denn zu diesem Kraftwort ist der dortige Betrieb zu klein gewesen und für das Excellenzgeschäft ist auch bald ein anderer zu finden. Es kann daher der angeführte Umstand dem deutschen Dichter nicht zur Last gelegt werden, und er ist auch hier nur um des Gegensatzes willen angeführt. Schiller hat das schöne Wort vom Vaterland erfunden:

„An's Vaterland, an's theure schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!"

In diesen Spruch des Dichterbruders konnte wohl Göthe auch sehr leicht einstimmen, denn ihm hat sich das Vaterland viel dankbarer erwiesen als dem Schiller. Viele Ordensbänder flatterten vom schwarzen Polster auf dem die Sterne der Anerkennung noch in die Todesnacht hineinflimmerten — als ihm dieser Polster vor dem Sarg hergetragen wurde. — Der einzige Leichenschmuck des Sängers der Divina Comedia war der rauhe Strick, der sein Todtengewand umgürtete; er sagte aber auch noch auf seinem Grabstein:

Hier lieg ich Dante, verstoßen vom Vaterland, im Grabesschrein,
Für den Florenz, dem er entsprossen, an Mutterliebe war so klein!

Und wer hat am Ende sein Vaterland mehr geliebt, der Eine oder der Andere?

Noch eine kleine Probe aber zwischen Petrarca und Schiller.

Als die Venediger 1365 in drei Tagen die Insel Candia erobert hatten, wurde auf St. Marco ein großartiges Fest gefeiert.

Auf der Dogen-Tribune wo in der Regel nur Könige und regierende Fürsten mitsitzen durften, befand sich bei diesem Feste auf der Dogenestrade zur Rechten des Dogen Marco Cornaro, Petrarca, der Dichter auf dem Königsplatze wie er auch bei der Hochzeit der Violante, Tochter Galeazzo Visconti's zu Mailand mit dem englischen Prinzen Lionell, am Fürstentische saß — und Friedrich von Schiller hatte als Titularhofrath die Erlaubniß bei den Hofbällen zu Weimar eintreten, und sich daselbst bescheiden erlustriren zu dürfen.

Wohl mögen bei ähnlichen Pomp und Triumphzügen an Petrarca's Geist die Grundgedanken zu seinem größeren Gedicht „Trionfo del Tempo" vorübergezogen sein, hier mag er sich gedacht haben:

Passan vostri trionfi e vostre pompe
Passan le signorie, passano i regni
Ogni cosa mortal tempo interrompe.

Es wird Triumpf und Pomp vorüberschreiten
Vergehn die Herrlichkeit die Reiche stürzen,
Das Sterbliche zermalmt der Sturm der Zeiten.

Bei dieser Gelegenheit soll auch die berühmte Stiftung Petrarca's — die Marciana erwähnt sein. Die Bibliothek im Dogenpalast heißt nämlich so — wie die in Mailand: Ambrosiana — die in Florenz: Laurentiana — die in Rom Vaticana. Der erste Stifter der Marciana ist nun Petrarca. In einem Briefe hat der Dichter seine testamentarische Verfügung hierüber niedergelegt, sie lautet: „Franz Petrarca vermacht seine Bücher die er besitzt und die er noch ankauft, St. Marcus dem Evangelisten, fügt aber folgende Bedingung bei: Diese Bücher sollen weder verkauft, noch an einen andern Ort gebracht — noch an verschiedenen andern Orten vertheilt werden, auch sollen sie an einem Ort aufbewahrt werden, wo ihnen weder Wasser noch Feuer schaden kann — zum Andenken des Gebers". Die Bibliothek war, nach unsern Begriffen nicht sehr groß — denn damals gab es nur Manuscripte, nichts Gedrucktes — Petrarca schleppte seine Bücherei bei seinen Wanderungen meistens mit sich. Doch waren seine Bücher — unter denen noch eine lateinische Ilias und Odyssee von Boccaccio selbst abgeschrieben gezeigt wird — der Kern und Grundstein der Marcusbibliothek. Der hohe Rath in Venedig nahm herablassend die Schenkung an; wie aber die Venetianer immer sehr eitel

und hochmüthig waren, so meinten sie, diese Eigenschaften auch in der Schrift der Annahme zeigen zu sollen. Sie hoben den Petrarca über Gebühr hinauf, um damit anzudeuten, wie sie von einem andern gewöhnlichen Geber ein derartiges Geschenk sicher nicht angenommen hätten. Der Rathsbeschluß lautete nämlich: Es werde diese Schenkung angenommen von einem Manne: „der in Theologie, Philosophie, Moral und Dichtkunst nicht seines gleichen habe". — —

Was nun dieser Mann in Theologie und Philosophie geleistet hat, das ist in der That nicht von absonderlichem Gewichte.

Wir gönnen dem Petrarca mit Freuden das Seine — aber die Venediger haben sich, von ihrem Reichthum und ihrer Macht geblendet, auch gleich das Urtheil einer ganzen Universität angemaßt — ein Umstand, der ein glänzendes Zeugniß vom menschlichen Hochmuth abgibt. Da sich aber in andern großen Bibliotheken Italiens, wie auch in der Ambrosiana Bücher von Petrarca finden — muß seine Schenkung nach seinem Tode nicht ausgeführt worden sein. Vielleicht hat er auch, da zwischen dem obigen Brief und Petrarca's Tode 12 Jahre inzwischen liegen, einige Bücher an seine Freunde verschenkt.

16.

Ein Intermezzo, welches hierher paßt. Der Humor in Petrarcas Liebespoesien und seine sonstige literarische Laufbahn. Petrarca und — Heine.

Die Sonette und Canzonen Petrarcas enthalten neben dem liebesseufzerlichen Inhalt auch viel Nai-vität und Humor. Der zweite Theil, welcher nach Laura's Tod gedichtet wurde, ist oft voll ernsten Ge-haltes. Unseres Wissens ist auf diese Momente noch nicht hingewiesen worden; denn die Uebersetzung des Petrarca wird von Deutschen — sehr wenig gelesen, und dem Original geht es in Deutschland eben nicht besser. Die meisten Leute, welche der gebildeten Klasse angehören, geben sich höchlich damit zufrieden, den Namen Petrarca's und Laura's zu kennen, daher mag eine kleine Notiz über den Dichter nicht schaden. Es sollen hier einige der Inhaltsaufschriften, wie sie in den uralten Ausgaben von Petrarca's Reimen ver-zeichnet stehen, und wie sie wahrscheinlich vom Dichter selbst herrühren — zur Erheiterung des Lesers an-geführt werden.

So, Sonett 17 „beweiset, wie sein Herz in Todesgefahr ist, wenn Laura nicht zu Hilfe kommt." Sonett 21: „Wie er sich seine Donna als einen

Lorbeerbaum (Lauro) denkt und an Apollo die Bitte stellt, er möge sie gegen Stürme in Schutz nehmen.“ Sonett 26: „Wie bei Entfernung Laura’s sogleich der Himmel sich verfinstert und Ungewitter aufsteigen.“ Sonett 35: „Wie er sehnsüchtiglich verlangt (brama) lieber in einen Felsen verwandelt zu werden — als ein Leben in so großer Aengstlichkeit fortzuführen.“

Das Madrigal I. enthält die Aufschrift „wie er von Liebe ganz spasmatisch geworden.“ (Diveniva tutto spasimato d’amore.) Im Sonett 44: „Wie er in Rom mit zwei Gedanken kämpft — ob er zurückkehren soll zu Gott, oder zu seiner Donna.“ Sonett 69: „Wie er weiß, daß die Welt eitel ist. Wie er bisher gekämpft hat, und doch sie zu besiegen hofft.“ Sonett 70: „Wie er, um den Leuten seinen Liebeskummer zu verbergen, lacht und sich lustig stellt.“ Sonett 75: „Wie ihn ein Gruß von seiner Donna vor Freuden ganz ekstatisch macht.“ Sonett 79: „Wie, als Laura ihn grüßen will, die Sonne sich aus Eiferfurcht hinter einer Wolke versteckt.“ Sonett 87: „Wie er hofft — sie, wenn er mit neuer Gewalt an seine Reime geht (aggiungendo nuova forza alle sue rime) sich geneigter zu machen.“ Canzone 14: „Wie er beweiset, daß sein unglücklicher Zustand eine

ganz außerordentliche und neue Sache sei." — Daß Laura doch eigentlich ein Objekt war, aus dem er seinen Ruhm erbaute, gesteht er gewissermaßen im 96. Sonett: „Wie er die Tugend und Schönheit Laura's lobt, und mit ihrem Namen die Welt erfüllen will." Sonett 188: „Wie der Tod Laura's ein allgemeines Unglück sein wird (sarà un danno publico) und er deßwegen wünscht vor ihr zu sterben." Sonett 202: „Wie Laura's Schönheit die Glorie der Natur ist, und wie deßwegen sich keine Donna mit ihr vergleichen kann."

Bei all dieser naiven Liebessehnsucht — muß aber immer anerkannt werden, wie eben die reine Sitte dieser besungenen Frau den Dichter zumeist begeistert hat — so daß er sich selber eingesteht — Laura würde aufhören schön zu sein, wenn sie nicht keusch wäre.

Der sittliche Werth dieser besungenen Dame (die in der That, wie es sich Petrarca vorgenommen, durch seine Lieder einen Weltruhm erlangt hat) bestimmte den Dichter seine Reime mit ihrem Leben nicht abzuschließen, so daß auch eine große Anzahl von Sonetten und Canzonen nach Laura's Tod erfolgt sind. (Sonetti e Canzoni in morte di Madonna Laura.) Da tritt auch die religiöse Wendung im Leben des

Dichters ein, schon das 5. Sonett enthält die Aufschrift: „Er fordert seine Seele auf, sich zu Gott zu erheben, und die Eitelkeit hienieden zu verlassen." Im 9. Sonett tröstet er sich mit dem Gedanken, daß Laura im Himmel ist. Im Verlaufe dieser Lieder nach ihrem Tode, freut er sich ihrer strengen Sittlichkeit — und blickt mit Reue auf seine früheren Gesänge. Im 54. Sonett beschreibt er: „Wie der Tod wohl die Schönheit Laura's hinwegraffen konnte, aber nicht das Andenken an ihre Tugend." Im 55. tröstet er sich — „daß er Laura selig im Himmel weiß, und ihren Namen unsterblich auf Erden;" — ein Beweis mit welchem Beifall in tausend und tausend Abschriften seine Canzonen und Sonette in kurzer Zeit verbreitet waren. So nehmen diese Poesien immer mehr den religiösen Einschlag an. Im Sonett 84 „erkennt er seine Fehler, bereut sie, und bittet Gott ihn von der ewigen Strafe zu befreien;" im folgenden Sonette: „demüthigt er sich weinend vor Gott und fleht um seine Gnade in der Stunde des Todes." Die 8. und letzte Canzone dieses Buches ist eine Anrufung der seligen Jungfrau Maria: „sie möge ihm beistehen im Leben und im Sterben." Diese Canzone hat 10 Strophen, jede zu 13 Zeilen und eine Schlußstrophe. Darin herrscht ein wahrer Gebetesschwung

voll inniger gläubiger Kraft — es wäre eine gute Uebersetzung davon wünschenswerth.

Sehr naiv ist das Urtheil des alten ehrlichen Iselin im vorigen Jahrhundert, der über Petrarca's Liebespoesien sagt: „Nachgehends begab er (Petrarca) sich nach Vaucluse, einem Orte unweit Avignon, allwo er mit Laura, einem Frauenzimmer, bekannt wurde, welche er gar sehr liebte, und in seinen Schriften auf eine ungemeine Art herausstrich." — Das Archidiakonat von Parma hatte er dem Cardinal Colonna zu verdanken. Verschiedene Prälaturen waren ihm sonst noch angeboten, die er aber ausschlug. An Einem Tage erhielt er zwei Briefe, in deren Einem die Universität zu Paris, im andern der Senat zu Rom ihn zur Dichterkrönung einlud. Er zog Rom vor, allwo auch auf dem Capitol die Krönung mit dem Lorbeer feierlich stattgefunden. — Uebrigens fallen die Poesien an Laura in seine Jugendzeit. In seinen spätern Jahren verfaßte er mehrere Folianten, welche theologische, moralische, philosophische und politische Abhandlungen enthalten. Merkwürdig als ein Reflex auf seine Lieder an Laura, ist ein Werk über die Bußpsalmen in 7 Büchern. Ist aber nicht wichtig.

Seinen Sturm in einem Sonett über den päbstlichen Hof zu Avignon, hätte Petrarca füglich unterlassen

können, ein Feuer ähnlicher Entrüstung läßt man sich nur im sonnenklaren Herzen eines heiligen Bernhard gefallen. —

In der Politik wurde Petrarca von der Macht der Phantasie geblendet — dem genialen Gaukeltribunen Cola Rienzi weihte er eine seiner schönsten Canzonen und überdieß ein langweiliges Sonett.

Die Phantasie spielt in den italienischen Wirren immer die Hauptrolle. Der Mißbrauch der eben herrschenden Gewalt wird zumeist vergrößert — taugt eine Regierung wirklich etwas, ist sie aber dennoch verhaßt, so wird der Haß mit einer Menge von Vaterlandsdiatriben entflammt und genährt — die Poesie mahlt ein Paradies von Zuständen, welche nach einer Volkserhebung nachfolgen sollen; und siehe, die verwerflichsten Subjecte kommen dann aber immer oben auf und üben eine schauerliche Tyrannei so lange sie die Gewalt haben, — das hat sich in Italien schon wie oft wiederholt, und ist wie oft wieder vergessen worden. Die Phantasie hofft immer auf ein Regiment von heiligen Engeln — und die Wirklichkeit speit darnach alle Teufel der Hölle aus.

Soll man zum Schluß dem Petrarca einen Vergleich mit dem modernen Liebesdichter Heine anthun? Petrarcas Lied ist in der That romantisch — und

sein Leben ringt bis zum Ende nach einer reinigenden Verklärung im Wissen und in der Sitte.

Heine hat echt national nur „ein Geschäft in Sentiment" gemacht — er singt heute von einem gebrochenen Herzen und beweist morgen durch die frechste gereimte Auskramung seiner Affairen mit den Schandweibsbildern zu Hamburg — daß das gebrochene Herz eigentlich nur ein gebrochener .... topf gewesen. Er verspottete alles Heilige — selbst unser Herrgott ist seiner Büberei nicht entgangen; als ihn dann die Qualen seines Leibes (aber auch nicht in Folge gebrochenen Herzens) plagen und er den Tod nahen fühlt — erweiset er Gott die unbeschreibliche Ehre: ihn und seine moralische Weltregierung anzuerkennen, — ein Umstand, wofür ihm unser Herrgott unendlich dankbar sein muß. Ein sonderbarer Comet, der in den Liedern Heines über Deutschland geflogen, ein Qualm von Liederlichkeit folgte ihm nach — trägt er auch im Literatur-Kalender modernisirten ungläubigen Judenthums das Sonnenzeichen; so steht er vor dem vorläufigen sittlichen Weltgerichte doch nur als ein zotenreicher Bänkelsänger da, der das Siegel des Genies in den Koth geworfen, dessen Aufschwung ebenso Heuchelei, wie seine Niedrigkeit Thatsache ist.

17.

Der Bau der Kirche St. Justina und die Todten ihres Gottesackers. Antenors Denkmal. Der botanische Garten und König Salomo als Botanikprofessor.

St. Giustina. Die Martyrin Justina ist die Patronin von Padua. Ihr Leichnam ruht hier. Es dünkt einem wie eine Verdemüthigung der Menschengestalt, wenn man in die ungeheuren Hallen dieser Kirche eintritt. Hier kann man sich schon einen Begriff der Räumlichkeit von St. Peter in Rom machen. Auch hier gehen die Hallen immer weiter auseinander und treten die Längen immer mehr zurück, wenn man eine Weile darin wandelt. Anfangs wird man auch hier durch die Simmetrie, durch den wohlberechneten Einklang aller Verhältnisse, etwas getäuscht — und verliert den richtigen Maßstab für die Größe. Eines der großartigsten Gotteshäuser der Christenheit im modernen Style, die Wände weiß — acht geschlossene Kuppeln, sämmtlich mit Blei in Kuppelform gedeckt — eine Menge von kirchenähnlichen Kapellen zu beiden Seiten — Alles so durchströmt von Lichtesstrahlen — daß man fast wie im Freien wandelt, und doch wird man beim Eintritte kein Fenster gewahr. Wenn man im Mittelschiff

stehend die Augen über die Mosaik des Fußbodens hinschweifen läßt — findet das Auge in diesem blanken, bunten, spiegelglatten Steinmeere eine eigenthümliche künstlerische Befriedigung. Daß die Kirche zumeist ganz leer ist — erhöht noch die feierliche Stimmung. St. Giustina wird wohl nie von Menschen angefüllt sein. Hier können schon einige Tausende verschwinden. Ich war innerhalb Eines Jahres dreimal in dieser Kirche, und habe nie Jemanden darin gefunden, und das war jedesmal Vormittags um neun Uhr. Von den Paduanern wird sie nicht besucht — sie liegt eben zu weit im letzten Außenkreis der Stadt, und hat auch bei all' ihrer Größe und Erhabenheit doch für den Betenden nichts Einladendes.

Im Jahre 1501 wurde die alte Giustinakirche niedergerissen, 1502 begann der Bau der neuen nach dem Plan des P. Don Girolamo da Brescia eines Benediktiners. Der Berichterstatter über die Baugeschichte (Cavaccio: Historiarum Coenobii S. Justinae Patavinae) erzählt: „Es war so viel Baumaterial vorhanden, daß man es für eine Festung hätte für genügend halten sollen; aber nur um die Grundfesten auszufüllen — waren die ungeheuren Steinmassen hinreichend. Es war — als hätte ein Abgrund alles verschlungen." Nach gelegtem Grund stellte sich die

Unausführbarkeit des Planes heraus. Die Venetianer-Regierung ließ einen zweiten von Sebastian von Lugano, ihrem Architekten machen — der drohte aber schon im vorhinein mit so excessiven Kosten — daß man ihn gar nicht in Angriff nahm. Endlich wurde der Plan des Paduaners Briosco gewählt, und um 1520 zu bauen begonnen. Die Bauleitung vertraute man dem Venetianer Architekten Alexander Leopardo — zugleich ein tüchtiger Bildhauer und Erzgießer; die drei kolossalen Erzpiedestale aus denen die Standarten-Maste auf dem Markusplatz in Venedig herausragen, sind seine Werke.

Offenbar müssen die Künstler in jener Zeit begeisterter aber auch fleißiger gewesen sein, als jetzt — denn sehr oft finden wir Einen und denselben Mann in verschiedenen Kunstrichtungen gleich ausgezeichnet, oder doch mindestens verwendbar. Auch wurde Andreas Morone von Bergamo noch zur Leitung beigezogen.

Die Reisebücher lassen diese Giustinakirche von einem Riccio bauen — ein Name der in der ganzen Baugeschichte gar nirgends zum Vorschein kommt.

Das Martyrium der heiligen Paduanerjungfrau Justina — im Fonde des Chores, eines der besten

Werke des Paolo Caliari (genannt Veronese), außer dem Meisterwerke aus dem 16. Jahrhunderte in Malerei, in Holz (die Chorstühle), in Marmor. Besonders an Reliquien ist die Kirche reich. Hier ruht der Leib des heiligen Lucas (hinter dem Grabaltar steht in der Lucaskapelle ein uralter aus massiven Eisenstangen angefertigter sargähnlicher Käfig — es war vielleicht früher der Sarg des heiligen Evangelisten), des heiligen Martyrs Arnald eines Paduaners und Abten bei St. Justina, des heiligen Martyrs Julian ebenfalls aus Padua, des heil. Martyrs Daniel Levita gleichfalls aus Padua.

Unter den Paduaner Notabilitäten, die auf dem hiesigen Cimiterio der Todesruhe pflegen — und unter denen lauter Gelehrte sind, die in den verschiedenen vier Fakultäten der uralten Paduaner Universität zu ihrer Zeit sattsam rumort haben — dürfte der auch außer Padua und Italien bekannteste Name jener der Philosophiedoktorin und Professorin Helena Cornaro sein, welcher auch im Hofe hiesiger Universität ein schönes Marmordenkmal — die Statue der Gelehrten in einer Nische — gesetzt worden ist.

Wer war in Padua und kennt nicht das Grabmal Antenors, des Zeitgenossen vom Trojanischen Krieg — welcher Antenor für den Gründer der uralten Stadt

Padua gehalten wird? Es ist ein sehr schöner, auf vier Säulen stehender Sarkophag, mit griechischer, weitläufiger Inschrift. Er steht an einer Straßenecke. Wer dieses Grabmal, aus dem romantisch Sträucher und Gräser, wie wilde Kapern herauswachsen und herabhängen, sammt Umgebung anschaut, der kommt auf absonderliche Gedanken, und stellt an sich die Frage: Ob denn diese Paduaner ganz eigene Gattungen von Demonstrationen besitzen, mit denen sie dem Gründer ihrer Stadt besondere Ehrfurcht und Dankbarkeit bezeugen, und die von den Ehrfurchtsbezeugungen, wie solche von andern Völkern gepflogen werden, sich wesentlich unterscheiden? —

In der Sackgasse vom Grabmal Antenors hinein steht wieder ein antiker Sarg auf vier Säulen, es ist mir unbekannt, welcher Heidengestalt aus vergangenen Zeiten oder welcher heidnischen Paduanergröße derselbe geweiht ist. — Bei diesem Sarge aber haben die Spuren monumentaler Geringschätzung (wenigstens nach der gegenwärtig in Mitteleuropa weltläufigen Anschauungs- und Urtheilsweise) ein Stadium erreicht — welches in der That deßwegen schon nicht näher beschrieben werden kann — weil die gegenwärtigen Eingebornen von Padua die im Ganzen sehr gemüthliche und gute Leute sind — nicht in weitern Kreisen durch die offene Publicirung

der angedeuteten Unfüge — in einen üblen Geruch gebracht werden sollen.

Der botanische Garten in Padua, ist abgesehen von seinem Alter, seinem Werth für die Wissenschaft — wie von der sinnreichen systematischen Eintheilung der Pflanzen und Baumgruppen zum Vortheil der Studierenden, auch sonst noch einer der lieblichsten Gärten der Halbinsel. Klima und Boden sind außerordentlich günstig, um den Süden und Norden der Pflanzen- und Baumwelt gleich üppig darzustellen. Volle große Cedern erinnern an den Libanon.

Cypressenkegel, tiefdunkel und undurchsichtig dicht, träumen in Gruppen miteinander, sammtene rundblätterige Wasserblumen schwimmen in den Bassins. Die breite rothgrüne Saxifrage mit ihren runden felberartig rauhen Blättern, hängt melancholisch von den Terassenmauern und von den Ballustraden aus istrischem Marmor nieder. Dichtschattige Plätze unter reich belaubten Baumgruppen gewähren zur Sommerzeit Kühlung. Die riesigen Kaktus in Baumformen und ganze Theile des Gartens tragen das Gepräge der südlichen Vegetation. Nur die mächtigen Palmen und die im Freien wuchernden Aloëen mit den klafterlangen Blättern haben die von Neapel an südwärts gelegenen Gärten voraus. Trotz der wunderbaren

Schönheit der lebenden Pflanzengallerie war außer den Gärtnern kein Mensch darin zu sehen, weder bürgerliche, geschäftliche, handeltreibende oder dem Genuß des von Kapitalien zehrenden Privatlebens hingegebene Paduaner sah man hier promeniren; noch lernbegierige, den Pflanzen gefährliche, in edler Wißbegierde Kräuter pflückende, entweder Herbarien anlegende, oder irgend aus Artigkeit Blumen präsentiren wollende Studiosen bedurften einer besondern Ueberwachung; es war Niemand, gar Niemand zu sehen. Freilich muß hier auch die Ferialzeit in Anschlag gebracht werden. Was möchte dieser herrliche Garten für Besucher herbeilocken, wenn er in irgend einer großen Stadt Deutschlands sich befände?

Hier in Padua dürfte es zu jener längst vorübergeschwundenen Zeit — in der man Medicinä-Doktoren in Massen creirte, gewesen sein — daß die Italiener das Sprichwort erfanden: „Il medico giovanne fa la gobba al cimiterio.“ „Junge Doktoren machen den Gottesacker bucklicht.“

Eine Menge von sonderbaren bemoosten Köpfen aus Marmor stehen auf den Ballustraden, es sind renommirte Lehrer der Kräuterkunde — und unter ihnen der erste Botanikprofessor der Welt — was jedenfalls ein origineller und geistreicher Gedanke ist — näm-

lich der weise König Salomo. Gewiß hat man ihn deßwegen hergesetzt, weil es im dritten Buche der Könige, IV. Hauptstück, 33. Vers von ihm heißt: „Und er redete über die Bäume, von der Ceder, so auf dem Libanon steht, bis zum Hysopp der aus der Wand wächst." Ob aber diese Gepflogenheit Salomos nach dem Lineei'schen System stattgefunden hat — das ist auch noch in Padua eine ungelöste Aufgabe. Mit eben dem Grunde könnte man freilich den König Salomo auch den Patron der Zoologen nennen — und sein Bild in Naturalienkabinetten aufstellen, dieweilen im nämlichen Vers auch von ihm gesagt wird: „Er redete über das Vieh und über die Vögel, und über das Gewürme, und über die Fische."

Dieser Garten wurde 1545 angelegt und ist der erste botanische Garten in Europa — ein Umstand der demselben nicht nur ein gelehrtes, sondern auch ein ehrwürdiges Ansehen verleiht — es ist auch seither diese Wissenschaft beständig im blühenden Zustande gewesen. Foscarini sagt von ihm in seinem Werke della letteratura Veneziana Nota 203: „fu il primo degli Orti publici vedutisi nell' Europa." Kurze Zeit darnach fingen auch die botanischen Gärten in Pisa, Florenz, Bologna und Leiden aufzublühen an.

Der erste botanische Lehrstuhl war hier schon 1533 gegründet, und mit dem Professor Bonafede besetzt. Freilich hat es darnach noch drei Jahrhunderte bedurft, bis der Lebensbaum dieser Wissenschaft sich so hoch in die Geheimnisse der Schöpfung hineinwipfelte, daß ein Botaniker zu Cassel (Rittgen) und an dieses Vorbild angelehnt ein Nachbeter und Nachtreter auf der duftigen Flur des getrockneten Blumenreichs in Wien die sinnreiche Behauptung aufstellte: „Der Mensch sei ein Blütenprodukt der Pflanzenwelt, und aus einer großen Blume herausgesprungen“.

Sind aber, unserer Meinung nach, die Professoren, welche diese Thesis an's Licht gebracht, auf eine Zeit lang vom Geist ihres Schutzpatrons des Königs Salomo verlassen gewesen; würde auch gewiß selbst der steinerne Salomo hier aus billigem Schrecken von der Ballustrade herunterfallen, wenn man ihm von dem neuen Produkt zwischen Ceder und Hysopp erzählen möchte.

18.

Der Palazzo della Ragione und der größte Saal der Welt. Seine denkwürdige Baugeschichte und jetziges Aussehen. Titus Livius und ein Pommerer. Das größte Roß zu Padua und die vier kleineren zu Venedig sammt ihrer Literatur. Palast Pappafava. Die Kapelle an der Stelle, wo der heil. Antonius gestorben. Der Einfluß des Franziskanerordens. Die Arenakapelle. Giotto und Cimabue.

Vom Palazzo della Ragione (wie er seit Jahrhunderten heißt) in dem sich der größte Saal der Welt befindet — wird viel gesprochen. Es ist uns vergönnt aus der Baugeschichte desselben einiges sehr Gründliche zu erwähnen. Er steht nämlich unter der Erde auf einem Wald von 90 ungeheuer massiven Grundpfeilern, die man in früheren Jahrhunderten auch im Erdgeschoße in vier mächtigen Reihen aufstreben sah — als die Hallen noch zu kühlen Spaziergängen dienten — bis man im 17. Jahrhundert die inneren Pfeilerreihen verpatzte, um Magazine und Kaufgewölbe daraus zu machen, und sie vermiethen zu können.

Dieser Saal — als Gerichtssaal ursprünglich verwendet, ist die einzige noch im Mittelalter gebaute Basilika, die zu dem Basilikazweck der Römer gebraucht wurde. 1172 begann der Bau — und wurde 1209 bis zu der Fensterhöhe des Saales fortgeführt,

1218 vollendet. Baumeister soll Peter von Cozzo gewesen sein. Ein Augustiner-Frater Giovanni der Architekt war, konstruirte 1306 ein Dach über den merkwürdigen Bau — wie er ein solches auf seinen Reisen auf irgend einem Palast gefunden. Die Eindeckung geschah mit Blei. Zum Lohn für seine sinnreiche Arbeit erhielt der Frater das alte Dach des Saales, um es für die Augustinerkirche zu verwenden, die nach der Urkunde bis dahin mit Stroh eingedeckt war. Mitunter haben sie es schon auch im Mittelalter verstanden Künstler großartig zu belohnen.

1420 brannte dieß Dach einmal in vier Stunden zusammen, und nun wurde auch die Zwischenmauer des Oberbaues eingerissen — und der Saal existirt seither in seiner ganzen Größe und Ausdehnung. Die Republik Venedig zahlte die Kosten der Restauration. Als ob die Elemente in ihrer Feindschaft gegen das Dach des Saales abwechseln wollten (freilich in ziemlich langen Zwischenräumen), riß im Jahre 1756 am 17. August ein gewaltiger in den Annalen verzeichneter Sturm das schwere Bleidach aus seinen Eisenklammern, daß es fast ganz herunterfiel. Niemand wurde dabei beschädigt. Der Senat in Venedig, der sich, was den Kostenpunkt anbelangt, immer nobel zeigte, besorgte wieder die Restauration.

Die Fresken von einem Pietro d'Abano 1420, restaurirt 1608 und 1744 belaufen sich auf 430. Ein wunderbarliches Gemisch von Geschichte — Aberglauben und Astrologie. Alles geht da nach planetarischem Einfluß vor sich, — wie Dante mitunter Maler (z. B. den Giotto) inspirirte oder inflammirte, Scenen aus der Divina comedia darzustellen, so hat hier der Astrolog Pietro Apponi statt der Mathematik — die Malerkunst in Bewegung gesetzt — um sein astrologisches System durch bildliche Darstellung zu verbreiten.

Die Venetianer haben vier weltberühmte Rosse — Rosse die schon nach Paris entführt und in glücklicheren Zeiten wieder retour gebracht worden sind, und die jetzt auf den Hauptbogen (arco maggiore) von St. Marko prangen, Rosse, welche den Hippodromus in Konstantinopel geziert haben, und die aus Griechenland stammen sollen, Rosse die seit Jahrhunderten mit den Anschauungen eines jeden Venetianers verwachsen sind, Rosse die im Jahre 1815 nach der Besiegung Napoleons mit einem Jubelfest in Venedig wieder in Empfang genommen worden sind, Rosse die eine eigene historische Literatur besitzen, (so z. B.: Dei quattro cavalli riposti sul pronao della basilica de S. Marco. Naratione storica (von Cicognara) Vene-

zia 1815 und die, was noch mehr ist selbst poetische Roßarbeiten hervorgerufen haben, (wie Beltoni; storia e poësie sui Cavalli di Venezia) — — — der Besitz dieser Rosse mußte den Neid der Nachbarstadt Padua schon lange erregt haben, denn Donatello machte nun auch Ein Roß, das kolossalste der Welt, es ist freilich nicht aus Erz gegossen, sondern nur aus Holz zusammengefügt und mit Gyps überkleidet — es ist aber der Goliath aller Rosse die je aus Bildhauerhänden hervorgegangen, und die Paduaner können nun stolz sagen: „Wir haben zwar nur Ein Roß aber ein rechtes und ordentliches, eines, wie seines gleichen Nirgends zu finden, und nun steht das größte Roß der Welt im größten Stall der Welt.“

Als ich das erste Mal diesen Saal ansah — waren eben einige andere Fremde in derselben neugierigen Absicht hineingekommen. Einer unter ihnen, steifleinenen Wesens, viereckigen Gesichtes, höchst norddeutschen, ja fast pommerhaftigen Ansehens, blieb mit verschränkten Armen und gesenktem Haupt vor der Inschrift stehen, hinter welcher die Gebeine des Titus Livius aufbewahrt und eingemauert sein sollen, während die andern ihren Zug um den Saal hielten und dem Explikanten folgten — ich sah

mit dem Handperspektive aus der Ferne auf den Mann hin, und es schienen Thränen klassischer Rührung über seine pergament-koderlichen Wangen zu rollen; die Schatten von einigen Kapiteln des hier zum Theile liegen sollenden Livius zogen an seiner düstern Stirne vorüber; dem Mann war sicher durch philologische Gnade der Glaube an die Echtheit der hinter dem Stein befindlichen Gebeine vom berühmten Römischen Geschichtsschreiber Titus Livius verliehen worden.

Merkwürdiger Weise steht dicht vor dem Grabmal des großen Historikers der Pranger oder Schandstein für böswillige Schuldner Paduas — dieser Stein war noch im vorigen Jahrhundert in Gebrauch. Jeder Zahlungsunfähige mußte auf diesem Stein stehend seine Insolvenz selber erklären.

Wir wüßten manche große Stadt — in der dieser Stein Tag und Nacht sehr gut bestellt sein könnte; ja, wir meinen, er dürfte kaum mehr hinreichen, und es könnte um dem Andrang für diese Menschenklasse zu genügen, die große Säulengallerie des Palazzo della Raggione die auf die Piazza delle erbe (Gemüse oder Krautmarkt) herausgeht — kaum mehr für das allgemein gefühlte Bedürfniß ausreichen.

Palazzo Trenti Pappa-Fava wird häufig besucht, wegen einer Gruppe aus Einem einzigen Stück karrarischen Marmor. Die Gruppe hat ungefähr 5 Fuß Höhe und stellt den Engelsturz dar, an 60 Dämonen in nackten Menschengestalten in allen Situationen des aus der Höhe Herabstürzens, bilden die Gruppe. Die Arbeit vom Paduaner Augustin Fasolato ist außerordentlich fleißig und anatomisch richtig. Besonders muß die technische Fertigkeit bewundert werden, vermöge welcher das Marmorgefüge bei dem vielen Meißeln, Schleifen und Poliren ganz blieb und selbst bei den dünnsten Zusammenhängen nie gebrochen wurde.

In Padua ist auch an der Stelle des ersten Franziskanerklosters jene Kapelle denkwürdig, die an dem Orte steht, an welchem bis zu 1806 her das Zimmer gestanden, in welchem der heilige Antonius starb.

Der ungeheure Einfluß des Franziskanerordens im Mittelalter findet begreiflich von Seite der modernen Socialphilosophen keine Würdigung. Franziskus, der um Gottes Willen und aus Liebe zum armen Mitmenschen die freiwillige Armuth übernimmt und überträgt — der aus Christi Worten das Saamenkorn: „Verkaufe alles was du hast, gib es den Armen

und folge mir nach", heraus nimmt und es in den lockern Boden seiner unterwühlten Zeit hineinwirft, daß es hochaufstrebend tausendfältige Frucht bringe, und die Armuth mit dem Reichthum versöhne auf friedlichem Wege, dieser Franziskus kann aufgeblasenen gottlosen Wüstlingen nur eine unbekannte und unverständliche Größe sein. Der Einfluß des heiligen Antonius auf Oberitalien ist auch noch nicht recht gewürdigt worden.

Der große Dante, dem nichts entgangen, was seine Zeit bewegte, hat dem heil. Franziskus und dem heil. Dominikus im 11. und 12. Gesang seines Paradieses das schönste herrlichste Denkmal gesetzt. Diese zwei Gesänge enthalten allein mehr kräftige und rührende Wahrheit, mehr klare Weltanschauung als alle Teufeleien des ausschweifenden und verzweifelten Lord Byron's zusammengenommen. Freilich der Dante ist für den gewöhnlichen Romanleser keine Speise, wer sich in den weiten Hallen des mächtigen Doms, den er geschaffen, orientiren will, der muß am Ende doch mehr gelernt haben, als die Oberflächlichkeit unserer Zeitbildung vertragen kann.

Die Zelle nun, in welcher der heilige Antonius, der Patron der armen Leute — seine Seele opferfreudig mit den Worten: „Ich sehe meinen Herrn" und mit

dem Lobgesang: „O gloriosa domina“ — seinem Gott übergeben; hat auch einen eigenen Historiker gefunden (Dr. Conzelli: Dell' Arcella di Padova. Notizie storiche. 1842.) — Es ist bemerkenswerth, wie der Italiener gewiß den nie vergießt, der für das Land oder die Stadt etwas gethan hat — und wie Würdigung des Verdienstes oder des gebrachten Opfers hier gewiß mehr zu finden ist — als in irgend einem andern Lande.

Die Augustinerkirche (Eremitani) in Padua. Vom Plafond strahlt eine wundervolle Harmonie von Weiß, Hellblau und Gold herab — diese Basilika macht einen lieblichen Eindruck, und man kann schon eine Zeit lang darin verweilen, wenn auch die Reisebücher darüber kein großes Wesen machen. Es hat eben über diese Kirche noch keiner voran mit der großen Hammelsglocke des Kunstspectakels geläutet. Mahlerei und Plastik haben hier so reiche und originelle Blüten ausgestreut, daß man diese Eremitanikirche ohne weiters eine der schönsten Basiliken Italiens nennen kann. Sie wurde erbaut 1276 (die Reisebücher schieben sämmtlich den Bau 12 Jahre weiter hinauf). Vor allen andern muß man hier die Bilder des großen Mantegna des ersten bedeutenden Perspektivmalers anschauen — der die Perspektive mit

Berechnung und Glück behandelt hat. In dieser Eremitanikirche sollten hochgelehrte Herren Professoren der Medizin, deren hochmüthige Seele vom Ruhm angeschwollen ist — sich einige Bescheidenheit holen. Bei der Kanzel ruht der einmal weltberühmte Valesnieri, Medizinprofessor in Padua. Ihm zu Ehren hat Linee eine Schlampflanze Valisneria getauft und zur Zeit seiner Blüte im zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts wurde er in Italien der Fürst der Aerzte genannt.

In kurzer Zeit hat nun diese medizinische Wunderlampe derartig ausgeprasselt, daß nicht einmal deutsche Conversationslexica, diese Fundgruben weltläufiger Gelehrsamkeit, seines Namens mehr erwähnen.

In der Capelle seitwärts des Hochaltars an der Epistelseite liegt ein anderer seiner Zeit berühmter Mediziner, er muß ein christlicher Mann gewesen sein und hat sich eben um die Eremitanikirche Verdienste erworben, nebenbei war er auch „unbesiegter Verfechter der Hallerischen Schule.“ Das Epitaph lautet:

M. S. E.

Leop. M. Galdani Bononiensis Medicus celeberimus Hallerianae doctrinae Propugnator invictus. Art. med. path. physiol. et anatom. in magno Patav. Lyceo

Professor praeclarissimus de hoc templo optime meritus, natus 1725 def. 1814.

In dieser Kirche hat ein Zeitgenosse Dante's Guariento † 1338 sich in seinen Fresken getreulich an Dante's Schilderung im Paradiso gehalten.

Neben der Eremitanikirche die renommirte Grab-Capelle der Familie Scrovigni, Madonna dell'Arena genannt, eine Bildergallerie des großen Giotto aus Florenz († 1336) des unsterblich gewordenen Hirtenbuben, an dem, da er seines Vaters Schafe weidete, Cimabue vorüberging und sah, wie der Junge eben eines von den Schafen mit einem spitzen Stein auf eine Schieferplatte zeichnete. Cimabue nimmt den Hirtenknaben mit nach Florenz und dieser überflügelt bald alle Meister seiner Zeit. Den Siegeslorbeer im Kunstgebiet reichte darum auch Dante seinem Zeitgenossen und Freunde.

Er machte ihn selbst für den Fall und für jene Zeit noch mit einer einzigen Terzine unsterblich, in welcher alle Tempel und Gebäude, in denen die Werke des großen Meisters noch bestehen, in Ruinen zerfallen sein werden — wie zu lesen im Purgatorio Canto 11. vers. 94—96.

Credette Cimabue nella pintura
Tener lo campo: ed ora ha Giotto il grido
Si che la fama di colui oscura.
(Erst meinte Cimabue er sei im Malen
Der Heros — bis ihn Giotto überragte
Daß bleich geworden seine Ruhmesstrahlen.)

Ueber 40 Fresken laufen aneinander fort an den Mauerwänden, rechts und links, wenig vom Boden erhoben, so daß man sie genau betrachten kann. Sie stellen Scenen aus dem neuen Testamente dar. Die 500 Jahre haben nun an diesen Bildern schon gehörig gearbeitet — und ein Restaurateur hat auch noch das Seine dazu gethan. Diese Herren besitzen bisweilen die Kunst Jahrhunderte zu ersetzen — und der stillen Wirksamkeit der Jahre an einem einzigen Tag hinlänglich vorzuarbeiten.

Die Zeit der Anfertigung dieser Bilder fällt in das Jahr 1306 — um diese Zeit war auch Dante in Padua und verkehrte mit Giotto (die lateinischen Schriftsteller seiner und der späteren Zeit nennen ihn Zotus). Es soll auch ein Porträt Dantes von Giotto irgendwo in Italien existiren, ich habe es aber nicht gesehen.

Wie doch Literatur, Poesie, Malerei und Geschichte in einer und derselben Zeit ineinander verwachsen sind, und zum rechten Verständniß sich gegenseitig ergänzen. Was hat man z. B. nur zu lesen und zu sehen und

zu wissen um den Dante recht verstehen zu lernen. Die Annunziatakapelle wurde von Enrico Scrovigno als Grabkapelle der Familie gebaut; den Vater dieses Heinrich Regnaldo Scrovigno der ein sehr reicher Bürger Paduas, aber auch ein Erzwucherer war — setzte Dante in die Hölle ohne seinen Namen zu nennen — er bezeichnete ihn nur mit seinem Wappen, einem blauen Zuchtschwein auf weißem Felde (Hölle, 17. Gesang, 64. Vers).

19.

Venetianisches. Die Gondel, ihre Beschreibung und Geschichte. Die Gondelführer. Ihre Partheien, Castellani und Nicolotti. Venetianer-Dialekt und Volkslieder. Der Markuslöwe. Der Buccentauro. Triest auf Venedig gesehen.

Die Gondel ist das eigenthümliche charakteristische Fahrzeug der Venetianer, schmal, lang, schwarz, der Schiffschnabel aus Eisen 4 Zacken und ober diesen das Eisen nach Art eines Löwenkopfes zugeschnitten — dessen Füße eben die 4 Zacken darstellen. So dient jeder Gondel der Markuslöwe, das Stadtwappen als Schild. Gegenwärtig gibt es an 1500 Gondoliere, die Führer der Lastbarken nicht eingerechnet.

Man vergleicht die Gondel wegen ihrer Länge, ihrer Schmalheit und ihres flachen auf der Oberfläche der Gewässer Hinfahrens mit einem eingebogenen Palmen-

blatt; denn die Gondel steht fast ganz aus dem Wasser heraus, und ist kaum eine Spanne tief eingetaucht. Inmitten der Gondel ist eine Art etwas größerer Souffleurhütte mit schwarzem grobem Tuch überzogen, diese Hütte heißt felze. Sie hat zu beiden Seiten Fenster, die nach Belieben mit Jalousien, oder mit dünnen schwarzüberzogenen Schub=Brettern verwechselt werden können; so daß man die Fenster zum Durchschauen vorschiebt, oder die Jalousien, um die Luft durch die Fugen streichen zu lassen, oder daß man mit den dünnen Brettern die Gondel ganz gegen Licht und Luft absperren kann. Den Eingang in diese Hütte bildet eine Glasthüre. Man kann darin mit genauer Noth aufrecht sitzen; im Nothfall haben 4 auch 5 Personen Platz, die drei Tabourets sind mit schwarzem Maroquin überzogen. Die Hütte kann auch weggenommen werden, so das man auf den Tabourets im Freien dasitzt und unbeschränkte Aussicht nach allen Seiten hat. — An der Gondel ist alles schwarz, die Gondel selbst, die Sitze, die Hütte, die Ruder. Im 15. Jahrhundert suchten die reichen Nobili sich gegenseitig an der Gondelpracht zu übertreffen; da kam das Gesetz: alle Gondeln dürfen keine andere Farbe haben als schwarz, nur den Gesandten wurden buntgeschmückte Gondeln erlaubt.

Der Gondoliere bedarf einer eigenthümlichen Geschicklichkeit, die Kanäle sind so eng, daß oft zwei Gondeln schwer aneinander vorüberfahren können; Lastbarken arbeiten sich auch in den Kanälen fort, unter vielen Brücken (es sind an 500) die mit sehr flachem Bogen über dem Wasser schweben, muß durchgefahren, oft muß den andern Fahrzeugen ausgewichen werden, oft muß die Gondel über Ecken, wobei immer gewisse ausgerufene Laute das Signal geben, daß wenn andere Gondeln, eventuell auch über die Ecke entgegenkommen, sie nicht zusammenstoßen, somit hat der Barcarolo, der am Hintertheil des Fahrzeuges stehend, rudert und lenkt, sein Augenmerk auf vielerlei Erscheinungen zu richten. Die Gondel ersetzt in Venedig den Fiaker, die Equipage und auch den Omnibus anderer Städte. Die Fahrzeuge zu 12 Personen, welche von der Eisenbahn durch den Canal grande und zu den großen Hotels führen, werden Omnibus genannt.

Jeder Hauseigenthümer, jeder Kaufmann, jeder etwas Begüterte, der in einer andern Stadt sich eine Equipage halten würde, hält sich hier seine Gondel, sammt dem Gondoliere; dieser wird während der Zeit des Nichtfahrens zugleich als Hausmeister, Fachino oder Diener verwendet.

Im Canal grande kommen mit Waaren beladen auch größere Fahrzeuge, wie Goeletten und Brigantinen herein und setzen ihre Güter ab — während in der Giudecca auch größere Segel durchschiffen. —

Plätze, an denen die Gondeln zu beliebiger Auswahl aufgestellt sind oder eigentlich schwimmend lungern, gibt es eine Menge, man nennt diese Stationsplätze Traguetti (offenbar das lateinische trajectus). Der Traguetto an der Piazetta ist der belebteste, hier kann man oft an 30 bis 50 Gondeln finden.

Als ich einmal vom Dampfer zur Piazetta in einer Gondel fuhr, befand sich in derselben auch ein junger Mann — der das erste Mal nach Venedig kam. Erschrocken wendete er sich zu mir mit der Frage: „Was ist das? Diese Menge Todentruhen? Sterben hier so viele Leute!" — Ich machte ihm eine Explikation der Gondel — worüber er sichtliche Beruhigung empfand.

Uebrigens herrscht in Italien über die Menge der Venetianischen Gondeln seit undenklichen Zeiten folgendes Sprichwort:

Non sono in Arno tanti pesciolini
Quanti in Venezia gondole e camini.
(Der Arno nicht so viele Fischlein hat
Als Gondeln und Rauchfäng die Venediger Stadt.)

Zum Schluße über die Gondel Göthes Vierzeile:

„Diese Gondel vergleich ich der sanft einschaukelnden Wiege
Und das Kästchen darauf scheint ein geräumiger Sarg;
Recht so zwischen der Wieg' und dem Sarg wir schwanken und schweben
Auf dem großen Kanal, sorglos durch's Leben dahin.

Castellani und Nicolotti. Die Castellani repräsentirten im Mittelalter zu Venedig die aristokratische, die Nicolotti die Volkspartei. Die Dogen begünstigten die letzteren in so fern, als sie ihnen sogar zustanden, sich eine Art Dogen zu wählen, der aber bei seinem Arbeitsberuf blieb, und nur bei gewissen festlichen Spielen die Ehre genoß, auf dem großen Balkon des Dogenpalastes neben dem wirklichen Dogen zu sitzen. Die Castellani wohnten an der Riva und um S. Marco, die Nicolotti jenseits des Kanals. Jetzt ist nur noch der Spaß geblieben, daß sich die Barcaroli oder Gondelführer je nach ihrer Wohnung diesseits oder jenseits des Canal grande, in diese zwei einstigen Parteiungen theilen. Die Castellani tragen rothe, die Nicoletti schwarze Mützen.

Die Parteiung zwischen Castellani und Nicolotti lebt übrigens auch noch immer in Volksliedern fort. Eine Anspielung auf die rothe Farbe der Castellani liegt in der in Venedig ziemlich bekannten Strophe des Volksliedes (im Venetianerdialekt):

O Teresina la mama te domanda
La mama te domanda: Cosa vuoi da me!
La me vol dare un zovene Castellano,
Un zovene Castellano, no lo voì, no, no!
Che tutti i zorni il me fa magnar i gambari,
Che fa magnar i gambari, no lo voì, no, no!

Deutsch ungefähr:

„O Theresina, die Mutter verlanget dein
Die Mutter verlanget dein." — „Was will sie von mir?"
„Du sollst einem jungen Castellano geschenkt sein!
Castellano geschenkt sein." „Ich will nicht, nein, nein!
Ich müßte Krebse essen Tag und Nacht schier,
Krebse essen; ich will nicht, nein, nein!"

Nun kann aber dieses Lied auch auf andere Manier zu Gunsten der Castellani gesungen und auf die schwarzen Nicolotti angewendet werden — das geschieht sehr einfach indem statt der Krebse, der Tintenfisch (Seppia) seines schwarzen Ansehens wegen in die Verszeile eingeschoben wird. So rivalisiren im Leben und im Liede noch immer Nicolotti und Castellani.

Der Schatten alter Parteiungen! Hier wandelt doch noch ein Schatten zum Andenken an die einstigen Streitigkeiten fort. Man könnte hier ein melancholisches Vergänglichkeitscarmen über alle diese in die Gruft hinab gestiegenen wällischen Streithanse, mit leichter Mühe anfertigen.

Die Welfen und Gibellinen in Italien überhaupt, die Medici und Pazzi zu Florenz, die Montechi und Capuleti in Verona (sammt ihren romantischen Repräsentanten, mit Romeo und Julie), die Doria und Fieschi in Genua, die Orsini und Colonna zu Rom, die Visconti und Sforza zu Mailand, die Tomelli und Geremei zu Bologna — alle, alle haben längst ausgezankt, und schlafen ruhig nebeneinander!!

Der Markuslöwe. Auf einer der zwei Säulen der Piazetta am Hafen. Er hält in seinen Tatzen das Evangelium; und sieht hinaus in die blaue Adria, wie ein Meereswächter auf seiner hohen Warte. Von 1797 bis 1815 mußte er im Käfig des Invalidenpalastes zu Paris als Gefangener weilen. Hier wurde ihm das eherne Evangelium von einem Kupferschmied gestohlen. Zwei Jahre nach der Wiederkehr auf seinen erhabenen Posten streckte der Löwe die leere Tatze in die Luft hinaus. Erst im Jahre 1817 wurde ihm ein neues Evangelium aus Bronze, dem alten ähnlich, wieder an die vorige Stelle gegeben.

Der Bucentauro war bekanntlich das prachtvolle Staatsschiff der Dogen, dessen sie sich bei feierlichen Veranlassungen, wie z. B. bei der jährlichen Vermählung mit dem Meere bedienten. Woher nun dies

Wort? Sprachforscher meinen, es käme von Ducentorum — ein Schiff mit 200 Rudern. Andere, die noch tiefer in das dunkle Gebiet der Sprachförschelei niedersteigen zu sollen vermeint haben, setzen das Wort aus Bu und Centaurus zusammen, letzteres war nämlich das berühmte Schiff, von dem Virgil bei Beschreibung des Leichenzuges redet, den Aeneas zu Ehren seines verstorbenen Herrn Vaters hat abhalten lassen. Die letztere Ableitung ist jedenfalls gelehrter als die erste und gibt ein glänzendes Resultat von philologischer Hellseherei. Wir wagen es in diesem streitigen Gebiet durchaus nicht, schiedsrichterlich auftreten zu wollen. Gewiß ist, daß vom Bucentauro nur mehr ein wurmstichiges Stück Holz vom Mastbaum, als Reliquie an die alte Dogenherrlichkeit sich im Arsenal erhalten hat. Auch dieser nun längst zerfallene und vermorschte Bucentaurus fand bis in die neueste Zeit herauf seine Biographen und Schiffschreiber, die im Geiste in die goldenen Kammern des kostbaren Seeungethüms hineingestiegen sind und in die bunten Seidengeschnüre desselben mit Liebe sich verwickelt haben. Der letzte davon, ein Ungenannter, ließ bei Luigi Plett in Venedig 1817: Il Bucintoro di Venezia — drucken. — Weil wir schon einmal in die Sprachforscherei uns versenkt haben,

wollen wir auch noch erwähnen, daß Ponte Rialto hergeleitet wird von Rivo alto. Unter dieser Bezeichnung kommt jene Gegend in allen alten Urkunden vor. Die jetzige Rialtobrücke, gebaut 1591, hat nach Sansovino 250,000 Zechinen gekostet.

Was doch die glänzende Nachbarschaft macht! Wer noch keine Seestadt und keinen Hafen gesehen hat, der ist über Triest und seinen Meeresanblick entzückt. Und wer nur von Venedig kommt, auf den macht Triest schon den langweiligsten Eindruck.

Einige Landhäuser fallen in Triest durch besondere Geschmacklosigkeit und das sichtliche Streben, gothisch oder byzantinisch sein zu wollen, auf. Es scheint unglaublich, wie blind die Menschheit ist. Statt aus dem nahen Venedig, wo die herrlichsten Vorbilder von Civilbauten in Hunderten vorhanden sind — sich Formen herüberzuholen, meint man mit ein paar sinnlosen Spitzbogen an Fenstern und Thüren — dem wiedererwachten guten Geschmack ein sinnreiches Opfer dargebracht zu haben. Es ist doch als ob unter der Wucht der daherrollenden Oeltonnen, Zuckerfässer, Kaffeesäcke, Wollballen und Stockfischbündel und anderer überseeischer Waaren jeder Rest guten Geschmackes zerquetscht werden müßte. Freilich sind auch die modernen Bauten und mitunter auch die mo=

dernen Restaurationen in Venedig selbst fürchterlich abgeschmackt, so z. B. auch der Patriachalpalast, der eine sehr zeitgemäße Selbstkenntniß und Bescheidenheit zur Schau trägt, indem er sich hinter St. Markus versteckt hat.

Und nun auf den Bahnhof. Ein Gruß an's Meer, das sich in der Abenddämmerung noch eine halbe Stunde lang in herrlichen Bildern und Staffagen präsentirt. Und fort geht es, während man im Waggon schlummert über Grignano, Nabresina, Prosecco, Sessana, Divaca, Preßtrang und Adelsberg! Ah! das klingt ja schon deutsch, und so wird man im Traume und Halbschlaf vom Italienischen in's Deutsche übersetzt — in demselben Zustand scheinen die meisten neuen Uebersetzungen angefertigt zu werden.

20.

Wieder etwas von Venedig. Die Kirche Moysé. Was nur Eine Sakristei enthält. Schnelle Besetzung von Pfründen. Die Pfarrer von St. Moysé. Ein Sonntagmorgen auf der Todteninsel. Gregor XVI. hier Noviz. Ein eigener Fall bei seiner Papstwahl. Fango, fango! Eine Deutsche im Gottesacker.

Es war kaum ein Halbjahr verflogen, als es mich wieder nach Italien hinzog. Mit Venedig ist die

vorige Nummer beschlossen worden — mit Venedig soll diese wider anfangen. Dieser Ausflug ist zunächst auf die Lombardie abgesehen. Beginnen wir mit der Kirche St. Moyſé in Calle Valarese — 100 Schritt vom Markusplatze.

In der Sakristei der Kirche St. Moyſé (welche Kirche in Reisebüchern als für Venedig zu unbedeutend gar nicht genannt wird), sind allein schon ein Paar Kunstwerke, deren sich in Deutschland jede Kirche rühmen würde. Den Vordertheil eines Altarsarkophages bildet ein Erzguß von Nikolini vom Jahre 1633, eine Kreuzerhöhung mit vielen allegorischen und phantastischen Figuren. Neben diesem Altar steht ein Crucifix, der Christus aus Elfenbein, von einem Tiroler, Namens Morleitner. Es ist derselbe, der die bewunderten Marmorbasreliefs aus der heiligen Geschichte in der berühmten Rosenkranzkapelle der Dominikanerkirche Giovanni e Paolo zu Venedig gemacht hat. Das Kreuz wurde vor nicht langer Zeit der Sakristei geschenkt. Es mag im Gelde seine 1000 fl. Werth haben. So sieht es in Venedig in der unbekannten Sakristei einer ungenannten Kirche aus.

St. Moyſé ist eine Kirche untergeordneten Ranges und doch besteht über dieselbe eine Monographie in Quart über 400 Seiten im Umfang unter dem Titel: Monu-

menta Ecclesiae Venetae Sancti Moysis. Ex ejus Tabulario potissimum atque aliuende, secundum Antistitum seriem deprompta digesta et cet. Venetiis 1758. Als Verfasser nennt sich in der Vorrede ein Nicolaus Coleti ecclesiae alumnus. Das Buch verräth einen großen Fleiß und viele technische Fertigkeit in Beziehung auf die lateinische Terminologie der Bau- und Kunstobjekte, man sieht, in Italien haben die Leute im vorigen Jahrhundert auch etwas gelernt und etwas verstanden, ohne daß sie so glücklich gewesen wären, gelehrt sein sollendes Kunstgeschwätz von Deutschland her in ihre Ohren sausen lassen zu können.

Es enthält diese Monographie auch außer der gewissenhaften Beschreibung von Bildern und plastischen Werken — kirchenhistorische und kirchenrechtliche Momente, die interessant genug sind, daß man ihrer theils erwähne, theils ihnen näher auf den Grund zu kommen suche. Darin ist oft die Rede von Dogenkanonikern (Canonico ducale) und von Patriachalkanonikern; interessant erscheint die Series der Pfarrer von St. Moysé am Schluß in der Beigabe (Mantissa). Diese Reihenfolge ist von 798 an bis 1755 fortgeführt. Die Besetzung nach dem Tode des Pfarrers muß immer ungeheuer schnell vor sich gegangen sein. In der kürzesten Frist war auch die Pfarre

schon wieder besetzt, gewöhnlich in der Sterbewoche, zumeist nach wenig Tagen. So stirbt ein Paulus Stella 4. Februar 1629 und gleich figurirt nach ihm ein Antonius Auramus electus 10. Februar 1629. Die ihm nachfolgende Series der Pfarrer (sie werden im Buch antistes, auch praesul genannt) folgt sich von dem letzteren an also:

Auramus obiit 22. Dec. 1641.

38. Petrus Pomelli electus 6. Jan. 1642 obiit 19. Dec. 1669.

39. Paulus Brini electus 23. Dec. 1669 obiit 7. Maii 1690.

40. Andreas Tremignonus electus 11. Maii 1690 obiit 3. Junii 1720.

41. Stephanus Stephanini electus 7. Junii 1720 obiit 3. Julii 1728.

42. Jacobus Coleghari electus 12. Julii 1728 dignitatem abdicavit 27. Aug. 1739.

43. Simon Joseph. Grassetti electus 31. Aug. 1739 obiit 31. Julii 1755.

44. Joh. Baptista Moscheni electus 4. Aug. 1755. Vivit. (Nämlich bei Herausgabe des citirten Buches.)

Aus einem so einfachen Katalog mit Sterbe- und Wahltagen läßt sich allerhand abstrahiren.

Einmal waren die Pfarrer nicht vom Wechselfieber geplagt, sie blieben bis zum Tode auf der Pfarre.

Dann — dauerte die Vaccatur der Pfründe immer gerade so lang bis Leichenbegängniß und Exequien des Verstorbenen vorüber waren. Wie wurde es nun mit dem Modus der Besetzung gehalten? — Es wäre eine dankbare Aufgabe für einen Canonisten, über die Patronatsverhältnisse und die Besetzungsarten im alten Venedig eine Abhandlung zu schreiben.

Es war ein Sonntag voll freundlichen Wetters; ganz geeignet, um auf dem Cimitero unter den todten Venetianern herumzuwandeln. Ich ließ mich daher mit einer Gondel auf die Todteninsel S. Michele e S. Cristoforo hinüberrudern. Die Insel ist an ihren Ufern mit der Friedhofsmauer umgeben. Monumente gibt es hier wenig, aber tausende und tausende von Gräbern. Spärliche Cypressen und diese mußten im strengen Winter dieses Jahres viel gelitten haben, sie waren theilweise gebräunt. Hie und da wanderten im großen weiten Todtensaal, über dem die lichte Sonne des Sonntags leuchtete — schwarzgekleidete Frauen, manche kniete sich auch nieder und sprach ein Gebet über die eingesenkte Leiche eines Betrauerten. Tausende von Eidechsen erfreuten sich des Frühlings und raschelten durch das Gras im Zikzak. „In den Millionen erlo-

schenen Augen, die hier den Prozeß der Verwesung schon durchgemacht haben, hat sich eben so gut die Pracht und Herrlichkeit aller Kunstschöpfungen der Dogenstadt gespiegelt — wie in Deinen Augen, und Deine Augensterne werden so sicher erlöschen, wie diese hier!" Der Gedanke drängt sich Jedem unwillkürlich auf.

An dem einen Ende der Todteninsel steht ein Kloster mit einem Kreuzgang auf Marmorsäulen; die Mitte des Gevierteß, der sogenannte Kreuzgarten, mit dichtem Strauchwerk geschmückt. Ingleichen ist da eine alte Kirche und die Todtenwächter sind an 20 Augustinerpriester und eine gleiche Zahl Laienbrüder. Man sagt sie reichen vollkommen aus, um hier unter der mindestens zwanzigfachen Anzahl der drüben wohnenden lebendigen Venetianer — Ruhe und Ordnung zu erhalten. Ihre Aufgabe ist für die Hingeschiedenen zu beten.

Auch über diesen Gottesacker ist eine eigene Monographie zu Venedig bei Gondoliere 1838 mit vielen Abbildungen erschienen unter dem Titel: „Il Cimiterio di Venezia (Isola di S. Michele e Cristoforo) Necrologie di Fabio Mutinelli."

Früher war hier ein Camaldulenser-Kloster — der nachmalige Pabst Gregor XVI. trat als Noviz in

dasselbe im Jahre 1783, im Jahre 1805 wurde er zum Abt gewählt und residirte im Kloster des heiligen Gregor zu Rom. Im März 1826 erfolgte seine Proklamation als Cardinalpriester; am 2. Februar 1831 wählte ihn das Conclave zum Pabst.

Ein seltener Fall, Gregor XVI. war Papst ehe er Bischof war; vor der Krönung mußte er sich in St. Peter zum Bischof weihen lassen. Als Pabst war er beides, wenn auch nur mit der Priesterweihe versehen, der Kirche Haupt und konnte Bischöfe ernennen ohne daß er Priester weihen konnte; er war auch mit der päbstlichen Jurisdiktion versehen, mußte aber von einem ihm untergeordneten Bischof erst die bischöfliche Weihe erhalten. Das fällt auf, weil es ein seltener Fall ist. Kniet doch der Pabst auch nieder vor dem einfachen Priester, wenn er von diesem das Sakrament der Buße, die Losspechung von seinen Sünden durch Gottes Macht empfangen will.

Der demüthige Noviz Maurus Cappellari, armer Leute Kind aus Belluno, mag sich wohl auch nicht sein künftiges Schicksal gedacht haben, als er hier in den Gräberarkaden auf und nieder wandelte in seinen Jugendtagen.

Eine andere merkwürdige Persönlichkeit dieses Klo=

sters war, freilich Jahrhunderte früher, Fra Mauro, der Anfertiger der berühmten Planisphäre im Dogenpalast. Eine Kopie davon kam nach Portugal und trug dadurch sicher zur Umschiffung des Kaps der guten Hoffnung bei; — ein Umstand, für welchen die Venetianer, wenn sie denselben voraus gewußt hätten, sicher dem forschenden Fra Mauro auf St. Michael sehr schlechten Dank gezollt haben würden. Denn von jener Zeit an beginnt der Verfall der Venetianischen Handelschaft.

Es gewährt einen eigenthümlichen Anblick so eine große Todteninsel ringsum mit Schutzmauern umgeben, um die herandrängenden Wasserfluthen abzuwehren. Nach einer Seite wird der Friedhof, d. h. die Insel eben vergrößert. Das geschieht auf folgende Weise: Unten werden Steine in's Wasser gesenkt — und auf diese legt man Schichten des kohlschwarzen Lagunenschlamms, der so aussieht wie die fauligen Farbstoffe — die aus einem Bach geräumt werden, der durch eine Reihe von Färbereien, Druck- und chemischen Fabriken hindurchgeht. Ich sagte zu einem Mann, der mir eine Art Custode dieses neuen Bauwerks schien: „Da werden ja die Todten förmlich in Koth begraben!“ Er erwiederte: „Ja freilich, das sei eben nichts anders als — fango.“

Fango — fango! Das Finale von aller Erdenherrlichkeit.

Als ich zu meinem Gondoliere kam, unterhandelten mit ihm ein paar Damen in Trauerkleidern — er ersuchte mich, ob ich erlauben wolle, daß diese bis zu den Fondamente nuove mitfahren dürften; — es war ein Nebengewinn für den Mann — und warum ihm denselben entziehen. Die Damen dankten mir freundlich — eine von ihnen ließ vor dem Abstoßen vom Ufer den Blick durch die offene Pforte über die weiten Gräberreihen streifen und wie zum Abschied rollte ihr noch eine Thräne herab.

Die Frau war eine geborne Deutsche. Auf meine hingeworfene Bemerkung, daß für einen Deutschen der Gedanke, für immer in Italien bleiben zu müssen, nicht angenehm sei, erwiederte die Dame: „Wo man seine lieben Todten hat — hat man auch eine neue Heimath gefunden. M i r ist es ein Trost, wenn ich denke, daß ich auch einmal h i er begraben sein werde."

21.

Ein Volksfest. Luftballon. Ein nationales Wettrennen in Säcken. Der Stolz, ein Deutscher zu sein, und ein Essigsieder. Der Mausfallenmacher und sein Fortschritt. Der Optiker aus der guten alten Zeit und sein merkwürdiger Kunstladen. St. Johann und Paul und die Dogengräber, Gedanken dabei. Der geschundene Bragadino. Die Kleiderstöcke der einstigen Dogen. Verdunstender Fumus.

Für den Abend war ein großes Volksfest angekündigt. In den öffentlichen Gärten sollte ein Luftballon aufsteigen. An 300 Fahrzeuge kamen an den Landungsplatz der Giardini heran, ein großer Theil der Signoria fand sich in reichgeschmückten Gondeln ein. Es war ein kleines Bild von der alten Venetianerherrlichkeit — zwischen den mächtigen Kriegsfregatten tanzten die Gondeln herum, wie Aale zwischen Wallfischen. Auf den Dächern jener Häuser, die den öffentlichen Gärten nahe stehen, wollte sich eine Menge von Leuten das Schauspiel — ohne Eintrittsgeld — anschauen. Das sind aber trotz der erhabenen Stellung, die sie einnahmen — allem Anschein nach keine Patricier gewesen. Vom Canal di Castello her ruderten kecke Buben sich an die Mauern heran, und kletterten wahrhaft katzenartig an den Löchern der steilen Remparten herauf, schwangen sich

über die Brüstung — und versuchten es gratis dem Schauspiel beizuwohnen. Einem dieser verwegenen Schlingel reichte ich noch hilfreiche Hand — er war eben daran sich nicht mehr halten zu können, und wäre häuptlings an 3 Klafter tief — in den fango der Ebbe hineingeplumpt. Der Kerl bedankte sich mit vielem Anstande.

Das langweilige Warten auf das Aussteigen aus den Gondeln war vorüber, der kühne Schiffer hoch in den Lüften hinabsegelnd den Lido entlang, nachdem er früher einige gasgefüllte Figuren ausgeworfen, die mit dem Ausrufe: „Un scherzo, un scherzo“ begrüßt wurden. Nun begann ein echtes Volksfest. Ein Dutzend Bursche bis an den Hals in Säcke eingebunden, machten einen Wettlauf. Sie mußten hüpfen — wer fiel, konnte sich nicht aufhelfen und war für den Ziellauf verloren. Ein heilloses Jubelgeschrei begann von allen Seiten. Einem der Läufer war unten der Sack zerrissen, er kam mit einem Fuß heraus — und lief somit ziemlich bequem der Erste dem Ziele zu. Der Unselige! er meinte diesen Riß in dem Sack seines Schicksals so ohne weiters als eine Begünstigung des Himmels benützen zu dürfen. Das Hohngelächter, welches ihm nachscholl — hätte ihn eines bessern belehren können. Kaum am Ziele angelangt, wurde der Arme unter

dem fürchterlichsten Gelächter von einer Unzahl von Fäusten durchgeprügelt, — in der That, ein schönes Ziel nach vollbrachtem Lauf! Ein bedeutender Krawall begann, die einen wollten: der Nächstfolgende sei Eigenthümer der Fahne und des Preises — die andern: es müsse ganz neu angefangen werden. Ich fand es nicht für gerathen, der diplomatischen Verwickelung bis zur Austragung derselben beizuwohnen — und zog mich eilig aus dem Tumulte zurück. Es ging schon zu volksfestlich her, und schien in deutsche Gepflogenheiten hinüberzuspielen. —

An einem schönen Morgen habe ich wieder so recht gefühlt — was es heißt ein Deutscher sein. — Im Cafè Austria auf dem Markusplatz redete mich ein junger Mann in deutscher Sprache also an: „Herr, helfen Sie einem Deutschen aus der Noth, kaufen Sie mir diese Uhr ab — hier (er öffnete seine sehr dünne und schadhafte Börse) ist mein ganzes Geld, ich bin aus Ungarn und will nach Hause.“ Der Mann war ein Essigsieder, hatte einige Zeit in Mailand gearbeitet — von seiner Kunst aber, wie es schien, nichts erübrigt, als eben — ein essigsaures Gesicht. Anfangs gab ich ihm wenig Gehör — als er mir aber dringend vorstellte — wie ihm nun dieser sein Zeitmesser — wenn er damit nothgedrun-

gen zu einem Venetianertrödler oder Juden gehen müsse — schmählich werde abgedruckt werden, erbarmte ich mich des jammernden Burschen, und zahlte ihm einen christlichen Preis. Er bedankte sich sehr und verschwand bald hinter den Coulissen der Mercerien, mich mit meiner Uhr und mit meinem Bewußtsein der großen deutschen Nation anzugehören, zurücklassend.

Die Trödler und Läden zwischen der Riva und Zaccaria bis gegen Giorgio dei Greci und Maria Formosa hin üben auf mich immer einen eigenen Zauber. Alte Bilder und alte Luster, Kirchenlampen aus Messing und in lieblichen Formen, allerhand brauchbares und unbrauchbares Geräthe zieht mich dermaßen an, daß ich nur durch den Gedanken des lästigen Transportes mich bestimmen lasse — keine Einkäufe zu machen.

Meinem Trappolajo, dem Erfinder der sinnreichsten Mausfallen der Welt, (siehe Seite 75) mußte doch auch ein Besuch abgestattet werden. Das Lob vom vorigen Jahre her, schien gewirkt zu haben. Sein Atelier hatte sich vergrößert. Eine Menge buntgemalter Vogelkäfige gaben den Beweis, wie der Mann mit der Holz- und Drahtkonstruktion — sich auf zierliche Zimmermöbel zu verlegen angefangen, und aus dem

beengenden Kreise der Mausfallenfabrikation siegreich herausgetreten sei. Auch hatte er bereits den gefährlichen Punkt glücklich überschritten, wo die Hühnersteige aufhört und das Vogelhaus anfängt, denn was sind unsere zierlichen Vogelhäuser anders als — durch Kunst zu irgend einer höhern Potenz erhobene Hühnersteigen?

Gegen Palazzo Grimani zu — wo ein Weg und ein Kanal neben einander laufen, befindet sich auch der Laden eines höchst merkwürdigen Optikers. Der Mann ist mit seinem gesammten Geschäft, mit seinem Laden und allen Instrumenten offenbar noch eine wohlkonservirte Mumie aus der Dogenzeit her. Spurlos ist an ihm fast ein Jahrhundert mit allen seinen Erfindungen und Verbesserungen im Glasschleifen und in der Technik der Einfassung vorübergerauscht. In diesem Laden sieht es noch höchst ehrwürdig und gemüthlich aus. Da prangen noch die großen runden Brillen im festen Kreis aus schwarzem Büffelhorn gebannt — oder auch in Messingspangen von der soliden Konstruktion eines kleinen Meßtisches. Perspektive mit Pappendeckelröhren — die äußerste mit einer Schlangenhaut überzogen, zieren den Auslagekasten neben mächtigen Sanduhren und Kompasse aller Art mit der Doppelschwankung in Holzschachteln deuten darauf

hin, wie hier vornehmlich auch für eine Gattung Seeleute Sorge getragen wird.

Der Mann interessirte mich — ich trat in seinen Laden, und kaufte ihm eine Sanduhr ab — um mich nebenbei über sein merkwürdiges Geschäft unterrichten zu können.

Die Billigkeit des Mannes ist erstauenswerth. Eine Sanduhr von 8 Zoll Länge und 4 Zoll Breite kostet 2 Lire (40 Kreuzer). Hier erfuhr ich nun auch, welche Qualität von Argonauten die hier befindlichen Gegenstände aufkaufen. Die Kundschaften des Optikers bilden die eigentlichen Schiavoni, d. h. jene Gattung von Dalmatinern, Wasserkroaten, und halbgriechischen und dreivierteltürkischen Küstenbewohnern, die mit ihren Doppelmastern, Oel, Wein, Reis, Holz, Korn und verschiedene andere Gegenstände nach Venedig bringen. Für die Sonn- und wetterbraunen Meeresbezwinger thut der Kompaß in der Holzschachtel denselben Dienst — wie jener im eleganten Messingreifen, den die noblen Dampfer und Kriegsfregatten beim Steuerruder aufgestellt haben.

Die Dominikanerkirche Giovanne e Paolo, Venedigs Nationalmuseum, die Niederlage seiner großen Todten; die Grabeshalle für Dogen; die Geschichte auf Steinplatten geschrieben, mit den colossalen Anfangsbuch-

staben von Statuen und den Randzeichnungen von Basreliefs, das Mausoleum für die Feldherrn der Republik, welche im Osten und Westen gekämpft, dort mit dem goldenen Halbmond, hier mit der silbernen Schlange der Visconti. Da knien, stehen, liegen und reiten sie herum die berühmten oder mindestens berühmt gewesenen Herren — jetzt in Marmor, Erz auch sogar manche in Holz — in allen Ecken und Enden der Kirche, die von Nikolaus Pisa gebaut sein soll.

Schon die Façade ist merkwürdig, neben derselben links das herrlichste Klosterportal — das Kloster dient jetzt als großes Hospital, und den Dominikanern, welchen es einst gehört hat und von denen die hiesige Pfarre versehen wird, ist ein anderes kleineres Haus neben der Kirche angewiesen.

Eine eigenthümliche Empfindung, wenn man hineintritt in den großartigen Schlafsaal, in welchem so viele erlauchte Leute unter den schattigen Bogen und Hallen den Todesschlaf durchmachen. Von den sieben Dogen aus dem Hause Mocenigo, liegen hier allein 3 begraben. Petrus Mocenigo 1476 wurde von Tullius Lombardus in einem prachtvollen Marmorkasten verewigt. Da findest du die Gräber und Monumente der Vallier, Zeno, Morosini, Loredan, Vendramin,

Cornaro, Marcello, Venier, Valipiero, Steno, Bembo — lauter Dogenherrlichkeiten. Da kündet dir der Grabstein Michielis, daß er plötzlich starb (1589) als er eben vor dem Senat eine Rede hielt, — da das Grabmal des Mark Anton Bragadino, wie der sich sein Denkmal theuer erkaufte. Nach der Vertheidigung von Famagusta auf Cypern (1571) hatte ihn der Pascha Mustapha schändlicher Weise mit den zwei Patriciern, Martinengo und Quirini zu einem Vertrag in sein Zelt gelockt, ließ vor seinen Augen die beiden Letztern niedermetzeln — dem Bragadino aber Nasen und Ohren abschneiden und ihn so durch Famagusta führen, das er kurz vorher so heroisch und siegreich vertheidigt; darnach wurde er an einen Pfahl auf dem Hauptplatz der Stadt angebunden und ihm lebendig die Haut abgeschunden, Mustapha sah von einem Balkon aus dem Schauspiele zu, und höhnte als er den Bragadino beten hörte: „Warum sein Gott ihm denn nicht helfe" — echt türkisch! Damit noch nicht zufrieden — ließ der Pascha die Leiche viertheilen, die Haut aber ausstopfen und auf einer Kuh durch die Stadt führen. — Noch nicht genug, diese Trophäe ward nach Konstantinopel geschickt, und dort im Serail als ein Muster türkischer Civilisation und Tapferkeit ausgestellt.

Ein Venetianer der in die Sclaverei der Türken gerathen war, und im Dienste des Sultans stand, entwendete aus Vaterlandsliebe die Reliquien des Feldherrn und trug sie zum Venetianischen Gesandten in Konstantinopel. Der Diebstahl wurde entdeckt, und der Sclave auf die roheste Weise furchtbar geschlagen. Wäre diese Scene in Deutschland vor sich gegangen, da hätte der Unglückliche wohl zu seinen Bedrängern sagen können: „Glauben sie meine Herren ich habe auch meine Haut gestohlen?" — Der Sclave bekam nach der Hand die Freiheit und der Senat gab ihm einen Monatsgehalt von 8 Dukaten auf Lebenslang. Jedenfalls sehr ehrenwerth. In neuerer Zeit könnte mancher Fürst nicht nur von der Haut, sondern von manchem ganzen Feldherrn mit gewissenhafter Ruhe sagen: „Der könnte mir gestohlen werden."

Die Republik ließ nun das Fell des Generals als die einzige Reliquie, die sie von ihm habhaft werden konnte — hier ehrenvoll beisetzen.

Außerdem gibt es hier noch Gräber und Monumente der Feldherren Pitigliano, Naldo, Cavalli, Capello, Giustiniani, 1616 auf dem Schlachtfelde gestorben, Baglione und anderen.

Wenn man nun hier herumgeht, da blühen die

manichfachsten Gedanken aus all diesen Steinkästen wie üppige Arabesken hervor.

Vorzüglich fühlt man sich von den Grabmälern der Dogen angeregt. Hier der Dogenpalast, der ihr Logis einmal gewesen, zum kleinen Steinkästlein zusammengeschrumpft: — das Miniaturpalais, in welchem die vermoderten Knochen ausruhen von der lästigen Arbeit den Dogenmantel zu schleppen, und wo der gebleichte Schädel den Druck des goldgestickten Horns nicht mehr empfindet.

Noch prangen im Palazzo ducale, angefertigt von den ersten Meistern ihrer Zeit, die großartigen Gemälde, welche die Pracht-, Pomp-, Sieges- oder diplomatischen Scenen aus dem Leben dieser Männer verherrlichen, dort also auf der Leinwand die gemalten Prunkgewänder, und hier die vermoderten beinernen Kleiderstöcke von ehemals — in schmutziges vermodertes Linnen gehüllt.

Wer einigen Hochmuth verspürt und vermeint, er müsse sich aufbäumen und zur Verherrlichung seines Amtes, das er bekleidet, die Nase in die Höhe halten, so daß er fast eines Dächleins benöthigte, um dem Regen den Eingang in dieselbe zu verwehren, der gehe hier eine Zeitlang zwischen den an die Wände wie große Schwalbennester hinaufgeklebten Särgen dieser

ehemaligen Herren auf und nieder; die haben es einst an Pracht und Macht, Kunst und Luxus allen Königen ihrer Zeit zuvorgethan — — da fehlt es nun gewiß nicht an reichem Stoffe zum Nachdenken; hier mögen in diesem Moder Gedanken der Demuth und Bescheidenheit aufwachsen. Der Hochmuth kann seine Flügel hängen lassen, in Anbetracht: wie alle Herrlichkeit dieser Welt nur flüchtig sich verdunstender Fumus ist, dessen phantastische Gestalten sich zumeist auflösen, ehe sie noch eine Consistenz erlangt haben.

So verhelfen diese Dogengräber zu einer sehr einleuchtenden Erklärung vom 4. Hauptstücke des Jakoberbriefes: „Denn was ist euer Leben? Ein Dunst ist es, der eine kleine Weile sichtbar ist, und dann verschwindet. Dafür solltet ihr sagen: „„Wenn der Herr will und wir leben, wollen wir dies oder das thun."" Nun aber prahlet ihr in eurem Uebermuthe. Jede solche Prahlerei ist gottlos. Wer also weiß Gutes zu thun und es nicht thut, dem ist's Sünde." —

Das 5. Kapitel desselben Briefes ist eine wahre Sturmpredigt gegen die Reichen. Freilich ist dieser angedrohte Sturm kein socialer von unten, sondern der des göttlichen Gerichtes von oben. Das im Verlauf der Geschichte bisweilen erfolgende Strafgericht durch Zulassung der Stürme, die aus den Schluchten

des Demos heraufbrausen, ist nur ein Vorläufer des ewigen Gerichtes. Leider hat man wenig Aengsten vor dem ewigen Gericht, und kümmert sich auch gar nicht um die kommenden Zulassungen in diesem zeitlichen Leben. — „Nun aber prahlt ihr in eurem Uebermuthe." Jeder solcher Prahler ist gottlos. So muß man sich zu den verschiedenen Predigten — die einem dahier die todten Beine und Steine halten, immer einen Kanzelspruch aus der heiligen Schrift auswählen.

Ueber die verschiedenen Benennungen von Kirchen, welche der seligsten Jungfrau Maria geweiht sind — nach den Namen besonderer Gnaden die sie spendet, wie z. B. Maria Trost (Ecclesia S. Mariae Consolationis), oder nach Ereignissen aus ihrem Leben (Monasterium S. Mariae a planctu) findet sich in den Urkunden der Venezianerkirchen in so fern Aufschluß, als diese zeigen — wie jene Benennungen schon im 15. Jahrhundert üblich gewesen und Kirchen und Klöster darnach genannt worden sind. Den Mauern nach noch bestehende, oder bereits zu andern Zwecken verwendete Kirchen, die der seligsten Jungfrau geweiht sind, tragen die verschiedensten Namen, so: Maria formosa, das Kloster S. Mariae de Virginibus, Mariae de Salute, Maria de Charitate, das Kloster S. Mariae majoris,

Maria gloriosa, das Kloster Jesus et Maria, die Kirche S. Mariae Poenitentium, das Kloster S. Mariae Gratiarum, die Kirche S. Mariae de Nazareth.

22.

Verona. Corn. Nepos und die Professoren. Catullus Plinius. St. Zeno. Die Baukunst des Mittelalters. Das Glücksrad als Kirchenfenster und seine Deutung. Der Kreuzgang von St. Zeno.

Wenn einem auch die originellen großartigen Bauwerke Veronas schon von früher bekannt sind, freut man sich doch immer wider auf ihren Anblick. Verona ist das Vaterland des Cornelius Nepos und der Veroneser Salami — jedenfalls ist die Stadt in Oesterreich und Deutschland durch die Letztere in weiteren Kreisen bekannt geworden, als durch den Ersteren; ein Umstand, welcher nach der Meinung der Philologen von der sinnlichen Verderbtheit der menschlichen Natur ein trauriges Zeugniß ablegt.

Die Kaiserbiographien des alten Cornelius sind eigentlich auch eine Gattung historischer Salami — eine lange Wurst, ausgefüllt mit dem Fleische der Thatsachen, mit dem feinkörnigen Pfeffer des Tadels, gehörig durch die Jahrhunderte her an der Luft ausgedorrt — und im sehr trockenen Zustande den Gym-

nasialschülern von ihren Professoren spaltenweise aufgeschnitten, und große altgebackene Brotschnitte der langweiligen Erklärung dazwischen gelegt, daß sich die jungen Herren durch das substanziöse historische Material den Magen nicht verderben. Die Studenten meinen aber gerade immer umgekehrt: „Je mehr Noten desto unverdaulicher!" — —

Auch für den geilen Catullus wird Veronesischer Ursprung in Anspruch genommen — dem langweiligen Landsmann Cornelius Nepos hat er wenigstens seine Gedichte gewidmet. Einige vermeinen, wenn der Catullus auch nicht gerade auf dem Fleck des heutigen Verona geboren sei — so habe wenigstens die Umgegend den Ruhm, ihn ihren Sohn zu heißen. Eine ehemalige Stadt auf einer Halbinsel des Gardasees (bei den Römern Lacus Benacus geheißen) Sirmium wird auch als sein Geburtsort genannt.

Daß der ältere Plinius und andere Notabilitäten der römischen Schriftstellerwelt auch hier geboren wurden, können wir getrost umgehen — nur des ersten Baukunstschreibers Vitruvius Pollio wollen wir darum gedenken, weil Verona sich des Mannes vollkommen würdig zeigt. Als gigantischer Bau — durch die Quadernmasse weltberühmt ist die Arena, — als eine der erhabensten Kirchenbauten im edelsten lombardischen

Styl steht St. Zeno einzig da in der Welt und schönere Basiliken als die von S. Fermo maggiore wären in der That nur an den Fingern einer Hand herzuzählen.

Verona bietet einen reichen Architekturgenuß. Wenn man in St. Zenone eintritt wird man völlig überwältigt von den kolossalen Säulenverhältnissen. Das schwach eindringende Licht spielt wunderbar an dem rothen Sandstein der in den gigantischen Hohlstäben der Säulenschäfte magische, halb vom Licht getränkte Schatten hervorbringt. Schon die riesenhaften mit Broncegüssen belegten Thore, verkünden uns die Meisterschaft der Kunst aus dem 12. Jahrhundert.

Das sind vielleicht die merkwürdigsten Broncethüren nach jenen von St. Giovanni in Florenz. Es ist doch etwas Herrliches und Eigenes diese Kirchenbaukunst des Mittelalters, diese Bewältigung des Materials im und für den Dienst Gottes. Ich möchte die Weihe eines Künstlers mit der Gnadenkraft eines Sakramentes vergleichen; — kann nicht ein so wunderbar aufstrebender Dom auch gewissermassen ein sichtbares Zeichen einer unsichtbaren Gnade genannt werden? Sind diese Meister im Steingefüge — die den Felsblock so zu bewältigen wußten, daß er nach Jahrhunderten den kommenden und gehenden Geschlechtern heilige Ehr-

furcht vor dem allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde einflößt, daß der Mensch den Segen der Erlösung in sich fühlt — sind diese Meister nicht Gottbegnadigt gewesen? Warum haben denn nur sie — in glaubenshellen und glaubensfreudigen Zeiten so großartige Kunstblüthen getrieben? Warum war die Zeit der Wirrnisse und des Verfalles im Glauben auch eine Zeit des Verfalles und des Elendes, der Hohlheit und Geschmacklosigkeit in der Kunst und in ihren Schöpfungen?

Von der Liebe zur Geschichte und zur Kunst, vom Verständniß der Kunstwerke und vom Fleiß historischer Forschung — einen Fleiß der in Italien schon seit Jahrhunderten geübt war, und von dem selbst wenig deutsche Schriftsteller eine Ahnung haben — oder von dem sie aus gewissen Parteirücksichten nichts wissen wollen — mag wieder hier in Verona nur Ein Werk über die Kirchen dieser Stadt Zeugniß geben. Es heißt: Notizie storiche delle Chiese di Verona raccolte da Giambatista Biancolini. Erschien zu Verona von 1749 bis 1771 in neun Quartbänden. Ein bedeutendes historisches Quellenwerk mit Massen von Urkunden, wie diese näher oder ferner auf diese zahlreichen Kirchen oder Klöster, oder Bischöfe oder Aebte sich beziehen, mit

Wappen und verschiedenen Abbildungen in freilich nicht sehr empfehlenswerthen Holzschnitten, aber doch hinwiderum so treu, daß man sich dabei zurecht finden kann.

Der Glockenthurm von St. Zeno wurde zu bauen begonnen 1045 und vollendet 1178. Die Kirche in ihrem gegenwärtigen Bau rührt von 1138 bis 1178 her. Das Fenster der Fronte stellt ein Glücksrad dar, an dessen oberem Theil ein König mit einem Scepter sitzt und in dessen eingehöhlter Rundung eine bekleidete und 4 nackte Gestalten liegen. Außen stehen an der Spindel die Worte:

En, ego fortuna moderor mortalia una,
Elevo, depono, bona cunctis vel mala dono.
(Ich, das Glück ich lenke die Sterblichen alle zugleich,
Erheb' und setz' ab, vertheil gute Gaben und schlechte.)

In der Kirche drinnen steht auf demselben Theil des Rades:

Induo nudatos, denudo veste paratos
In me confidit si quis, derisus abibit.
(Den Nackten geb' ich Gewand, Bekleidete ziehe ich aus
Und wer auf mich vertraut — wird sicher ausgelacht.)

Dieses Radfenster machte nach einer Inschrift rechts in der Kirche derselbe Meister Briolato, von welchem auch der Taufstein herrührt. In jener Inschrift heißt es nämlich: „Hic fortunae fecit rotam super eccle-

siam, cujus precor tene notam.“ (Derselbe machte auch das Glücksrad an der Kirche, schau es dir wohl an) — Was wollte aber der Meister mit diesem Rad symbolisch darstellen? Nirgends konnte ich eine Deutung finden, und mir wollte ohne Nachdenken für den ersten Augenblick auch keine einfallen.

In der heiligen Schrift kommt das Wort fortuna (Glück) nur ein einziges Mal vor und zwar im Propheten Isaias Kap. 65, Vers 11, wo der Fluch gegen die Juden beginnt mit den Worten: „Euch aber, die ihr den Herrn verlassen habt, und vergessen seid meines heiligen Berges, die ihr dem Glück einen Altar aufrichtet und Trankopfer darauf opfert, euch will ich mit dem Schwerte mustern“ u. s. w.

Vielleicht wäre die Erklärung des Rades zu geben, wie folgt: „Geht der Christ in den Tempel hinein — so soll er wissen, hier handelt es sich nicht um irdische Glücksgüter, die zugeworfen und weggenommen werden, die man so oft ohne Verdienst erlangt, und ohne Schuld verliert — was man da drinnen ernstlich will für's ewige Leben, das kann man auch erlangen — und was man da erlangt hat, das kann einem durch kein Umdrehen des Glücksrades entrissen werden. Lasse darum die Gedanken, von denen dein Herz nach den unstäten Gütern dieser Welt bewegt wird

herraußen, da du weißt — wie das Glücksrad sich dreht ohne Unterlaß, und wie doch ein jeder am Ende — mag er noch so hoch oben gesessen haben wie dieser König — nackt und entblößt von aller Weltherrlichkeit wieder aus dem Leben hinausgeschleudert wird.“ Darauf deuten auch die Verse von außen und im Innern; wie sie oben angeführt sind.

So arbeitet nun das Rad mit seinen Inschriften außen und innen dahin, daß der Glückliche oben sich nicht erhebe, der Unglückliche nicht verzweifle — hier ist das Land des Wechsels und Unbestandes — die wahren unveränderlichen Güter gehen von dem König der Gnaden und vom Herrn aus, der hier im Tempel seinen Thron aufgeschlagen (Jacobus I. 16. 17.): „Irret also nicht meine geliebtesten Brüder. Jede gute Gabe und jedes vollkommene Geschenk ist von oben herab, vom Vater der Lichter, bei welchem keine Veränderung und kein Schatten der Veränderlichkeit ist.“

In St. Anastasius halten Bettlergestalten aus Marmor auf gekrümmtem Rücken die großen Weihwasserschalen — was wollte der Meister, der diese wunderlichen Gebilde schuf? Die werkthätige Liebe ist auch nöthig zur Sündenvergebung — und das Almosen tilgt viele Sünden — vergesse des Armen

nicht, wenn du rein werden willst im Gnadenbrunnen, sei barmherzig daß du Barmherzigkeit erlangest!

In Reisebüchern und von Führern wird man in Italien wohl gewöhnlich mit ein paar Zeilen auf die merkwürdigen Kirchen aufmerksam gemacht, — Niemand aber erwähnt der Kreuzgänge, die sich häufig an den Kirchen befinden. Da ist nun auch bei St. Zeno ein Klostergang im Geviert — von so wunderbarer Schönheit, — daß einem Menschen, der einigen Sinn für Baukunst hat — alle Glocken in seinem Herzen klingen. Es war hier eine sehr berühmte Benediktinerabtei. — Deutsche Kaiser haben in den Sälen des Klosters Hof gehalten. Noch im Jahre 1749 erwähnt Biancolini von den herrlichen Gemälden und Fresken des Klosters — es war jetzt alles so wüst, öde und leer; keine Spur von einem Menschen — nur Staub und Todesschweigen.

23.

Der melancholische Garten Giusti. Seine uralten Cypressen. Verona von der Höhe. St. Fermo. Der Sarg der Julia. Abdämpfung der Romantik. Der neue Gottesacker. Die Paläste Veronas. Die Arena und ihre Komödien. Porta nuova.

Hinter dem Palazzo Giusti liegt ein sehr merkwürdiger Garten, er spinnt sich einen hohen Berg hinan, von

dem aus man die prächtigste Aussicht genießt und ganz Verona zu seinen Füßen liegen hat. Tausendjährige Cypressen begrüßen einem schon beim Eingange. Die Deutschen in Verona gehen gern hieher und zahlen ein paar Kreuzer Eintritt. So überraschend schön die Aussicht ist — so melancholisch stellt sich der ganze Garten dar. Er ist eben auch ein Stück untergegangener Herrlichkeit. Was haben diese mächtigen Cypressen schon alles mit erlebt — unter ihrem Schatten hörten sie die Verschwörungen der Montechi und Capuletti flüstern; sie ragten immer gleich stolz und hoch zum blauen Himmel hinauf, zur Zeit als Pipin hier geherrscht, der neben St. Zeno begraben sein soll, zur Zeit, da Scala als Capitano del Popolo fungirte und als Opfer einer Verschwörung auf dem Piazza dei Signori erdolcht wurde, zur Zeit der Can grande und der Visconti von Mailand — bis der Marcuslöwe seine Tatzen nach Verona ausstreckte — und Verona mit Venedig an Oesterreich kam. Immer ragten die melancholischen Bäume ungebeugt zum Himmel auf, und der Deutsche, von Haus aus zum Träumen aufgelegt und schweren melancholischen Geblütes — wandelt gerne sinnend unter ihrem kühlen Schatten.

Was für ein Anblick von der Höhe aus — ein

alten Thurm mit wunderlichen Säulen gewährt die beste Aussicht. — Die schwarzen verwitterten Steinmassen hie und da aus üppig grünem Laubwerk, wie es die erste Frühlingszeit hervortreibt, nur noch dunkler herauslugend — diese lombardischen Glockenthürme, die bleiern glänzende Etsch mit ihren uralten Steinbrücken mit zackiger zur Vertheidigung geeigneter Brüstung, die Festungswerke auf dem Berge, zunächst zu Füßen der Cypressenwald, und oben der blaue Himmel, welcher zum Kunstwerk ganz unentbehrlich ist, — das Alles gibt ein treffliches Bild von Verona.

Die Basilika von St. Fermo — mit ihrem zaubervollen Kunsthimmel aus Nußbaumholz, das in reichen Sculpturen Bildnisse von Heiligen umsäumt. Wie ist diese Basilikadecke in Farbe und in Arbeit in einem ernsten strengen imponirenden Styl gehalten! Mehr als 20 Meister haben die Oelgemälde und Fresken angefertigt. Verlassen wir aber nun die Andeutungen über Kirchenbauten — und pflegen wir ein wenig der Romantik; es ist ein guter und triftiger Grund dazu vorhanden.

Der Sohn eines reichen Bürgers aus der Schweiz, hatte sich dießmal zu mir gesellt, und war bis Mailand mein Gefährte. Der junge Mann wollte für

seine romantischen Gelüste auch etwas haben und doch den Sarg der Julie sehen, nachdem ihn Shakespeare's Stück hierüber in hochpoetische Stimmung versetzt. So fuhr ich denn mit ihm hin zum angeblichen Sarkophag der unglücklichen Julia.

Durch einen großen Garten voll Weinhecken gelangt man zu einem kleinen Haus — dort steht in einer Art Vorkeller der gerühmte Sarg, und ist zum Ueberfluß sogar eine Höhlung in dem Steine an jener Stelle angebracht, wo Julia's Haupt gelegen sein soll. Der Herzeiger behauptet nun freilich ohne Grund, daß Julia in diesem Sarg gelegen — es ist aber am Ende doch eine Art Tradition — und was für Gründe gibt es denn dagegen? Jetzt sieht man freilich kein Beinlein mehr von der edlen Braut Romeo's; der menschliche Leib ist eben ein Stoff, der schlechten Halt hat und nie ein gutes Ende nimmt. Die Romantik hat nun allerdings auch keine Befriedigung, wenn sie nichts vor sich sieht, als einen rauhen viereckigen Steinkasten. „Und das ist das Ganze?" fragte daher mein jugendlicher Begleiter. Ja wohl, erwiederte ich, — von der Julia, wie sie Ihnen ist im Wiener Burgtheater vorgezaubert worden, dürfte auch kein Staubatom in den vom Meißel geschlagenen Steinritzen sich vorfinden; die hat es

schon gar lang überstanden. Es werden gerade 555 Jahre sein. —

Die Geschichte ereignete sich — wie aus der Venetianer Ausgabe von 1539 zu ersehen, während Signor Bartolomeo della Scala in Verona regierte, also zwischen 1301 und 1304. Der englische Shakespeare-Exeget und Kritiker Malone behauptet, der Dichter habe wenig an dem Kern der Handlung, wie er in den alten Geschichtsbüchern sich vorfindet, geändert.

Der Garten in dem jetzt der Sarg sich befindet, war früher Gottesacker des Franziskaner-Klosters, also derselbe Platz auf dem die Schlußscene des 5. Aktes vor sich geht. Ulmen sieht man nicht hier — wie Shakespeare es andeutet; nur einige Pfirsich- und Aepfelbäume, die eben duftig in der vollsten Blüthe prangten; sonst war noch zur gehörigen Abdämpfung der Romantik an einigen Stricken gröbliche und abgeflickte Wäsche zum trocknen aufgehangen. Beim Sarge kommen Einem die Worte Capulets, des Vaters der Julia in's Gedächtniß:

Death lies on her, like an untimely frost
Upon the sweetest flower of all the field.
Accursed time! unfortunate old man!
(So wie ein Frost liegt auf der schönsten Blüte
Der ganzen Flur — so liegt der Tod auf ihr!
Fluch diesem Tag! Ich armer alter Mann!)

Hier soll das Grabgewölbe gewesen sein, das Shakespeare von seinem Romeo mit den hochtragischen Worten aufbrechen läßt:

Thou detestable maw, thou womb of death,
Gorg'd with the dearets morsel of the earth,
Thus I enforce thy rotten jaws to open
And in despite, I'll cram thee with more food.
(Verhaßter Schlund und Todesbauch, du hast!
Der Erde Theuerstes verschlungen mir,
Nun brech ich auf dir deine morschen Kiefern
Zum Trotze -- noch mehr Speise dir zu geben.)

Ich fragte den alten Mann — Besitzer von Garten und Sarg — wie groß wohl das Erträgniß seiner Weinhecken sei? — Er lamentirte, daß er schon seit 6 Jahren nichts bekommen, wegen der Traubenkrankheit. Ich sagte ihm, er solle Gott danken für den Sarg der Julia, der jedenfalls einträglicher sei als seine Weinpresse; der Alte erwiederte schlau blinzelnd: Es schaue zwar auch nicht gar viel heraus dabei, aber am Ende müsse es ihm doch aushelfen! Der Alte sollte tagtäglich für Shakespeare ein Vaterunser beten; denn dieser hat ihm und seinen Kindern durch die Weltverbreitung der Romeogeschichte ein Kapital von Romantik hinterlegt, an dem sie noch manche Jahre zehren können.

Weil nun hier schon so überflüssig lange von

Julia's Grab die Rede ist — kann wohl auch eine kleine Bemerkung über den neuen Gottesacker von Verona angeknüpft werden. Derselbe ist ein ungeheuer großes Gevierte, mit Grabeshallen in einfachen Säulen und Arkaden im Rundbogen eingeschlossen, — in welchem die verschiedenen Familienbegräbnisse angebracht werden. Der Eindruck dieses Gottesackers ist in wenig Worten gesagt: ungeheuer fad, über die Maßen öde und geschmacklos! Die Langweiligkeit und Geistlosigkeit dieses Bauwerkes vermag man in diesem Lande der Kunst — das so reich ist an den herrlichsten Exempeln ringsum, — auch um so weniger zu begreifen. Hätte man doch die Arkaden des Klosterhofes von St. Zeno copirt. Dieser neue Gottesacker ist nicht nur ein Begräbnißplatz für die verstorbenen Veroneser — hier — hat sich auch der Kunstsinn und der Geschmack ein Grab geöffnet, und die Kunst- und Geschmacklosigkeit ein Denkmal darauf gesetzt!

Die Palläste Veronas, obwohl in ihrer Art schön gebaut, machen einen düstern Eindruck. Sie werden eben insoweit erhalten — insoweit sie sich selbst erhalten. Aber man sieht doch die Bauten mit Wohlgefallen an, — hier hat der Geist der neuen lombardischen Kunst im 15. und 16. Jahrhundert gewaltet, die mächtigen Quadern des Erdgeschosses neh-

men sich ebenso solid, gewichtig und ehrwürdig aus, als die Halb- und Ganzsäulen zwischen den hohen Saalfenstern der obern Geschosse und die Giebelstatuen den noblen Prachtbau verkünden.

Da ist der Palazzo Canossa, Bevilacqua, Pompei, jeder voll richtiger Verhältnisse. Minder schön, weil überladen mit einem Flitterwerk von kleiner Ornamentik, erscheinen die Palläste Maffei, Pellegrini.

In Deutschland sind solche Bauten unpraktikabel, weil die hohen Steinsäle im Winter nicht leicht oder nur mit einem andauernden Schmelzofenfeuer in einer leidlichen Temperatur zu erhalten wären.

Die meisten dieser herrlich gebauten Palläste sind, wenn auch bewohnt, Ruinen. Die dem Bauwerk entsprechende Pracht, der dazu passende Luxus ist nicht mehr da — und darum gleichen sie auch mächtigen Steinsärgen, in denen eine verblichene und vergangene Herrlichkeit begraben liegt, — bis einst der Sarg selbst in Trümmer geht.

Meinem Gefährten zu lieb bin ich wieder in die Römische Arena gegangen. Es wurde eben eine Rittertragödie in dem großen Policinelkasten (so elendiglich nimmt sich diese Holzbude inmitten des colossalen Quadergefüges aus) abgespielt. Wie armselig und kümmerlich war Alles, das Aussehen des Helden und

der Heldin, wie fadenscheinig und arm das Ritterkostüme, wie dürftig das Spiel — — und dazu die helle Tagesbeleuchtung, die den Totaljammer erst noch recht augenscheinlich und handgreiflich macht, und da saßen in der Sonne einige hundert Veroneser theils auf Stühlen, theils auf den Steinquadern und sahen sich mit einer lobenswerthen Geduld und Ausdauer die Herabhaspelung der Tragödie an.

Vom Piazza Bra zur Porta nuova hinaus auf den Anfängen der Straße nach Mantua — ergeht sich Abends die elegante und unelegante Welt Veronas. Auch hieher hat der Wind die Luftballons der Reifröcke getragen. Die Damen mit dieser Gattung ausgebreiteten Gefieders sind wandelnde Tempelkuppeln, in denen der Oberleib und der Kopf, wie die Laterne auf Kuppelkirchen darinnen steckt. Wenn man an Einem Tage so viele Kirchenbauten sieht — spielen sich am Abend naturgemäß alle Bilder auf den Kirchenbau hinüber.

24.

Mailand. St. Ambrogio. Die reiche Geschichte dieser Kirche. Der heilige Ambrosius. Ein König und ein Bischof in Einem Sarg. Betrachtungen und Gedanken in dieser Basilika.

Ueber Mailand hat der Schreiber dieses — ebenso wie über Venedig und Verona schon früher einiges geschrieben — er wird sich aber nicht wiederholen, sondern noch von ihm Unerwogenes in den Kreis seiner Betrachtung ziehen.

Wieder sah er sich den Arco de la Pace und die 30.000 Menschen fassende Arena an. — Mit dieser letzten wollte Napoleon den Longobarden eine Freude machen und ihnen nach Sitte der römischen Imperatoren öffentliche Spiele im Pferde- und Wagenrennen, wie auch in Wasserspielen bereiten — zu dem letzten Ende kann die Arena mit Wasser gefüllt werden. Jetzt ist das Riesengebäude mit seiner kolossalen Kaisergallerie, die in mächtigen Säulen prangt — wohl im guten Stand erhalten; aber in der Arena und zwischen den Steinsitzen wächst üppig das Gras empor und der ganze Bau athmet die bekannte Langweile und Fadesse aller Bauten aus der Napoleonischen Kaiserzeit. Nur in höchst seltenen Fällen wird diese Arena jetzt zu öffentlichen Spielen benützt.

Wer kennt Mailand nicht, der in Mailand lebt — und umgekehrt, wie wenige kennen Mailand, die in Mailand leben. Der wichtigste und interessanteste Punkt der Lombardenstadt bleibt immer St. Ambrogio. Ueber diese Kirche ist 1645 zu Mailand — ein jetzt schon sehr seltenes lateinisches Werk in zwei Quartbänden, jeder weit über 1000 Seiten stark, erschienen. Es hat einen Petrus Puricellus, Erzpriester von St. Laurenz zum Verfasser. Mir war nur vergönnt, den ersten Band aufzutreiben, dieser reicht vom Jahre 387 bis 1201.

Dieser Band enthält einen wahren Reichthum von historischen und kanonischen Raritäten. Es sollen hier etwelche angeführt werden. Aus den 1172 Seiten wollen wir das zumeist unbekannte aber allgemein ansprechende über S. Ambrogio auf einige Seiten mit entsprechenden Betrachtungen zusammenstellen. Ambrosius ließ in Mailand vier Basiliken errichten. Die, welche jetzt seinen Namen trägt, weihte er den heiligen Gervasius und Protasius — die Leichname dieser Heiligen waren lange Zeit verborgen, bis Ambrosius sie auffand und in der Basilika beisetzte, deren Bau von ihm selbst geleitet war. So können wohl die Worte Gregors von Tours verdeutscht werden, wenn er in seiner Gloria Martyrum Cap. 47

hierüber sagt: „in Basilica quam ipse proprio aedificavit studio. Deßhalb wurde die — den beiden Martyrern geweihte Kirche von nun an die Basilika Ambrosiana genannt. Rührend ist der Brief (Ambr. Ep. 54), den der heilige Kirchenlehrer über die Auffindung der Leichname und den Kirchenbau seiner geliebten Schwester Marcellina nach Rom schreibt, er beginnt: „Da ich nichts, was während deiner Abwesenheit hier geschieht, deiner Frömmigkeit vorenthalten will, so sollst du wissen geliebteste Schwester, daß wir heilige Martyrer aufgefunden haben u. s. w." Im Verlaufe des Briefes heißt es: „Wir haben die Leichname in jene Basilika übertragen, welche gewöhnlich die Ambrosianische genannt wird." Sie sollen unter dem Altare beigesetzt werden nach seinen ferneren Worten: „Er über dem Altare der für Alle gelitten hat, jene unter dem Altare, die durch sein Leiden erlöst worden. Diesen Ort hab' auch ich zu meiner einstigen Ruhestätte erwählt, denn es ist billig, daß der Priester dort ruhe — wo er gewöhnlich das Opfer dargebracht."

In dieser Basilika haben sich seither viele Erzbischöfe und auch sehr große weltliche Herren (wie z. B. Kaiser Ludwig, gestorben in Mailand 875; König Lothar, gest. zu Pavia 949) zur Ruhe ge-

legt. Ein sehr denkwürdiges Grab fand man hier nach dem Zeugniß des Puricello im Jahre 1638, einen langen breiten Marmorsarg, in diesem eine Kiste aus dicken Eichenbrettern mit zwei ziemlich unverwesten Leichen. Die eine von Pipins Sohn, Bernhard, der ein Enkel Karl des Großen und König von Italien war. Er wollte seines Vaters jüngeren Bruder Ludwig den Frommen vom Throne stoßen, verlor aber die erste Schlacht, und der Mann der sich heldenmüthig im Kampfe mit den Sarazenen erwies, that nun einen Fußfall vor seinem Herrn Onkel, der ihn blenden ließ. Es dauerte eben etwas lange bis unter den kriegführenden Mächten die heidnischen Reminiscenzen sich verwischten und die grausamen Gepflogenheiten älteren Datums aufhörten.

Ist doch der Krieg selber eine Blüte im Heidenleben — und daher hat er auch in seinem Gefolge viel heidnisches Wesen mit Zähigkeit in der christlichen Zeit noch fortgeschleppt. Bernhard starb drei Tage darnach (817), und wurde mit seinem Freunde dem Erzbischof Anselm von Mailand in demselben Sarge begraben. Die Leichen sahen nach dem Bericht des Augenzeugen merkwürdig aus — der Holzsarg war mit Pech eingelassen. An der Leiche Bernhards ein hölzener vergoldeter Scepter — er selbst in einen fal-

tenreichen Seidenstoff von 30 Ellen mindestens gewickelt. Der Seidenstoff unter der Leiche vermodert — der obere Theil ziemlich wohl erhalten. Dabei lag eine schwere Masse von Seidenschnüren — es war nicht zu errathen — wozu sie gedient haben mochten. Die Füße von rothledernen Schuhen mit Lederschnüren umgeben, unten hölzerne Sohlen daran. Auch Sporen mit scharfen spitzigen Rädlein und viele Schnallen hatte man dem unglücklichen König mit in den Sarg gegeben. Es sollte wahrscheinlich an keinem Abzeichen der Ritterlichkeit fehlen.

Der daneben liegende Erzbischof — auf dem Haupte die Mitra — an der rechten Hand den Hirtenstab aus Holz, an einem Finger einen silbernen Ring vergoldet und mit einem Edelstein versehen.

Wenn man so Nachmittag in den kühlen Räumen der Basilika wandelt, und es fallen Einem diese Geschichten ein, diese hier vorgefallenen Kaiser- und Königskrönungen, wie sie in solcher Fülle kaum ein bestehender Bau auf dieser Welt aufweisen wird, diese Pomp- und Prachtaufzüge, die hier mit einem Lärm und einer Musik aus- und eingerauscht sind, von der es sehr zweifelhaft ist, wem man damit eine größere Verherrlichung zudachte — Gott dem Herrn

oder dem sterblichen Menschen, diese Hochzeitsfeste von denen eines der großartigsten das bei der Vermählung König Heinrichs (Sohn Friedrich Barbarossas) mit Konstantia der Tochter Rogers König von Sicilien 1186 — gewesen sein mag — wenn man denkt der Hunderte die hier unter den Steinen schlummern, und von denen viele in der Welt derartig rumort haben — daß der Widerhall des Lärmens noch in Chroniken und Geschichtsbüchern nachhallt — und sogar aus halbwegs brauchbaren Konversationslexicis ihre Namen und Thaten in ein Paar mageren Zeilen und Jahreszahlen herausknattern — und man geht dann hinaus auf die Straßen und sieht die glänzenden Equipagen in denen sich stolze Damen im breiten Luftballons-costüme so eitel wiegen, da fällt einem unwillkührlich ein:

„Wie werdet denn Ihr in tausend Jahren ausschauen, wer wird denn Eurer gedenken, wenn schon unter den hundertachzigtausend Mailändern die jetzt leben — diejenigen an den Fingern hergezählt werden können — die sich darum kümmern, ob hier ein König von Italien ein Enkel Karl des Großen begraben wurde! Unter den Tausenden die da täglich vorüber gehen und fahren, denkt sicher auch nicht Einer an dieß erst durch den Tod recht merkwürdige Freundespaar, an die zwei Männer die über Ein

Jahrtausend ruhig im Pech des Eichenkastens nebeneinander liegen.

O wie friedlich ist hier Scepter und Hirtenstab, Staat und Kirche; auf der einen Seite liegt das Scepter auf der andern das Pastoral, keine Uebergriffe, weder von hier noch von dort, und völlige Ruhe, dieweil hier der Tod herrscht!!

Anselm war wegen seines Bündnisses mit Bernhard eine Zeit lang des Erzbischofssitzes von Mailand verlustig — obwohl kein anderer seine Stelle einnahm. In der Folge versöhnte er sich mit Ludwig — und wurde restituirt.

25.

Die Tribune. Warum Paulus an der rechten Seite Christi, Petrus an der linken. Die Eide bei den Krönungen. Der Aberglaube mit Ambrosius Bischofsstuhl.

Der gute Puricellus geht bei seiner Geschichte der Basilika mit einer so seltenen Treue zu Werke, daß er außer anderen Genauigkeiten den vier Porphyrsäulen der Tribune ein eigenes Kapitel widmet. Es fällt uns nicht ein diese Treue zu belächeln — sie verdient gelobt zu werden; denn in einer der-

artig gewissenhaften Monographie täuscht man sich doch nicht, wenn man irgend etwas darin aufsuchen will.

Von einigem Interesse ist ein eigenes Kapitel über die Mosaiken der Tribune — es wird besprochen, warum an der Fronte derselben Paulus zur Rechten, Petrus aber zur Linken Christi steht, und warum sich diese Art Stellung auch auf den Tribunen anderer Basiliken, wie auch auf Münzen so oft wiederholt findet. Unter vielen andern Gründen dürften die des Kardinal Bellarmin die erprobtesten sein; — er führt drei Ursachen an: die erste, weil Paulus der Kirche mehr nützlich war als Petrus. Er hat mehr Heiden bekehrt, mehr Länder unter großer Mühsal durchwandert, mehr Schriften, und zwar von großem Ruhme hinterlassen. Die Kirche schaut aber beim ehrenden Gedächtniß ihrer Heiligen nicht so sehr auf die Ehrenstufe, welche diese auf Erden eingenommen haben, als vielmehr auf den Nutzen den sie der Nachwelt brachten. Denn, da die Kirche die Heiligen aus Dankbarkeit ehrt, muß sie jenen einen größern Dank erweisen, denen sie mehr zu verdanken hat.

Die zweite Ursache ist, weil Paulus Lehrer der Heiden, Petrus Lehrer der Juden war, die Heiden

aber wurden den Juden von demjenigen vorgezogen, der gesagt hat: „Der größere soll dem kleineren dienen“, darum hat auch Paulus den Vorzug.

Die dritte Ursache mag sein, weil Petrus von Christus noch im sterblichen Leibe die Berufung erhielt, also noch in der Trübsal (et quodammodo in sinistris constituto), Paulus aber schon vom unsterblichen Christus der herrschend zur Rechten des Vaters sitzt, berufen wurde.

Wir führen dieß unter andern auch an, um zu zeigen: wie sehr man sich auch inmitten des Mittelalters um die Kunstdarstellungen gekümmert hat, und wie in diesem verrufenen Mittelalter eine schärfere, oder auch eine verständigere Kritik in Anwendung gebracht worden, als in unsern Tagen. Es gab kein vages Herumsymbolisiren bei den Künstlern — ihre Darstellungen erweisen sich wohl durchdacht und wohl durchsprochen, und nichts geschah ohne irgend einer gewichtigen Ursache. Es muß hier nur noch beigefügt werden, daß das Werk des Puricellus die volle Approbation Urban VIII. an der Stirne trägt, ein Umstand durch welchen die obige Erklärung jedenfalls an Bedeutung gewinnt.

Wir erfahren im selben Buch: daß der Marmorstuhl hinter der Tribune, der noch jetzt als S. Am-

brosii Bischofstuhl gezeigt wird — für den jemaligen Mailänder Erzbischof bestimmt war, wenn hier Provinzialkoncilien abgehalten wurden — wie: daß auch von diesem Stuhle aus öfters die Krönungen mit der eisernen Krone geschahen — und daß der Kaiser nach der Krönung auf diesen Stuhl gesetzt wurde. Eine Skizze wie die Königskrönungen hier im vorigen Jahrtausend geschehen, gibt uns Sigonius aus einer Urkunde von 973.

Wenn er (der gekrönte König) nach Italien kam, begab er sich geraden Weges nach Mailand. Dort ging er am angesetzten Tage in die Kirche des heil. Ambrosius und wohnte der vom Erzbischof vollzogenen heiligen Handlung mit abgelegter königlicher Kleidung — und dafür angethan mit den Gewändern des Subdiacons — dienend bei (ministrabat). Darnach wurde er vom Erzbischof gesalbt, ihm die eiserne Krone aufs Haupt gesetzt, und er mußte einen Eid schwören, daß er Italiens Rechte immerdar nach Kräften schützen wolle.

Der getreue Chronist erwähnt, daß mit diesem Marmor-Stuhl Aberglauben getrieben worden sei, indem sich Frauen bei nahender Geburt auf denselben niedersetzten — um nach ihrer Meinung leicht und glücklich gebären zu können. Dieser Aberglaube wird sogar in

einem kanonischen Visitationsprotokoll besprochen, als der heilige Carl Borromeus 1566 diese Kirche visitirte und zwar mit den Worten: „In choro dictae Collegiatae adest sedes Archiepiscopalis, ubi quamplures habentur superstitiones, maxime a mulieribus praegnantibus“. (Im Chor dieser Collegiatkirche befindet sich der erzbischöfliche Stuhl, bei welchem verschiedener Aberglaube getrieben wird, besonders von schwangeren Frauen.)

Also ein Beweis — wie die Organe der Kirche mit abergläubischen Gebräuchen nichts weniger als einverstanden waren, selbst in einer wegen ihres Aberglaubens verschrieenen Zeit — und wie die kirchliche Autorität gegen derlei Mißbräuche von je aufgetreten ist.

26.

Eine großartige Scene mit dem heil. Bernhardus. Erklärung des Geläutes in Mailand aus einer Chronik. Löwen und Hähne als Symbole an Kirchen.

Hier am Altar der Ambrosianischen Basilica feierte auch der große Abt Bernhardus das heilige Opfer. Puricellus führt als seinen Gewährsmann Landulfus Cap. 42 Num. 360 an, wenn er über eine wahrhaft mittelalterliche Scene berichtet, welche sich einige Tage darnach zu Mailand ereignet. Manchen Bischofsitz hatte

der demüthige Mann schon ausgeschlagen, der ihm vom Pabst oder von den Conprovinzialbischöfen angeboten war. Hier zu Mailand ereignete sich nun eine Aufforderung, das eben vacante Erzbisthum in Besitz zu nehmen — wie eine solche so großartig und einladend selten vorgekommen sein mag. Bernhardus wohnte beim Gotteshaus S. Lorenzo. „Das gesammte Volk von Mailand — um den Abt zu seinem Erzbischof zu erlangen — zog nun in feierlicher Prozession zur Kirche des heiligen Laurentius mit Hymnen und Lobgesängen und dem (bei feierlichen Prozessionen des Ambrosianischen Ritus üblichen) Kyrie eleison, und begehrte den Heiligen zum Erzbischof. Tausende und aber Tausende — mit überfließenden Thränen der Freude und Rührung hoffen den Boten des Herrn von nun an in ihrer Mitte zu haben als Apostel — und an seinem heiligen Leben sich zu erbauen, und unter der Zucht der heiligen Liebe ihres Heiles um so sicherer sein zu können. Bernhardus aber fühlt — seine Entsagung sei ein Opfer vor dem Herrn und ein leuchtendes Beispiel in der ganzen damaligen Welt — in der das Drängen und Jagen nach Ehrenstellen manchen Schwachen irre machen mußte in der Hoffnung auf die ewigen Güter; und er sagt zu den Abgesandten des ganzen Volkes:

„Ich werde morgen mein Pferd besteigen (ascendam

palafredum meum*) und trägt es mich fort von euch — so werde ich das nicht sein, was ihr von mir verlangt.“ Den folgenden Tag ritt nun Bernhardus beim Morgengrauen nach Pavia.

Der Abt Guilielmus schreibt darüber in seinem Leben Bernhards: „Nicht hochmüthig und stolz wies er Ehrenstellen zurück, um in der Verachtung derselben seine Größe zu bezeugen — sondern in wahrer Demuth wußte er das so einzuleiten, daß er in Ruhe und ohne Aufsehen ihnen entsagte — wodurch eben diese Entsagung vollkommen ward, weil er nebenbei durchaus keine Bewunderung der Welt anstrebte.“

Im Jahre 1241 war noch der vom heil. Simplicianus, dem unmittelbaren Nachfolger des heil. Ambrosius, durch ein Provinzialdekret eingeführte Gebrauch, daß die Suffraganbischöfe abwechselnd durch Eine Woche den Dienst in dieser Kirche übernehmen mußten. Ungefähr 3 Miglien von der Stadt wohnte der Hebdomadarius. Hörte er nun die Glocke zum Gottesdienst in der Stadt, dann mußte er sich zu Pferde setzen und

---

*) Das Wort palafredus wird man in einem lateinischen Wörterbuch vergebens suchen, es ist das Italienische: palafreno (Reitpferd), im Mittelalter: palafredo, und als Italianismus im Lateinischen häufig gebraucht als palafredus.

schnell reiten — denn die Glocke erscholl so lange bis er angekommen war. Galuaneus Flamma in seinem Chronico majori Cap. 124 berichtet (1141) diesen sonderbaren Gebrauch und fügt freimüthig klagend bei: Cujus consuetudinis molesta pulsatio durat. (Die Gewohnheit dieser lästigen Läuterei dauert noch immer fort.) Der Verfasser des Chronoflorilegus, der 1399 schrieb, erzählt noch von diesem Gebrauche und sagt, er rühre vom heil. Simplicianus her, der 24 Canonicos stiftete und auch er fügt am Schlusse bei: Quae diutina pulsatio usque hodie perseverat.

Das war 1141 und 1399. Wer heut zu Tage, also nach weit über einem Jahrtausend, an einem Sonn- oder Feiertag in der Nähe des Domes von Mailand sich befindet und hört diesen beständigen melodisch klingenden Feuerlärm durch abwechselnde Schläge an 3 bis 5 Glocken fast den ganzen Vormittag hindurch, der mag sich mit dem Gedanken trösten, daß schon vor 700 Jahren der alte Galuaneus Flamma in Mailand geschrieben: Cujus consuetudinis molesta pulsatio durat.

Warum ist auf den Kirchthürmen der Dome ein Hahn, warum sind an den Pforten Löwen angebracht? (Die steinernen Löwen finden sich noch an vielen Domen Italiens.) Auch darüber finden wir wieder Aufschluß im Autor Durantus, wenn dieser über den Glocken-

thurm der Ambrosianischen Basilika schreibt: „Auf den Thürmen soll der Hahn nicht den Wind anzeigen wie er sich dreht — sondern er soll die Prälaten zur Wachsamkeit auffordern." Dasselbe gilt auch von den Marmor-Löwen vor den Kirchen, was der Mailänder Andreas Alciatus, da er von den Löwen vor der Metropolitan-Basilika redet, in folgenden Versen sagt:

Est Leo: sed custos oculis quia dormit apertis
Templorum idcirco ponitur ante fores.
(Wachsam hütet der Löwe, schlafend mit offenen Augen,
Darum setzt man ihn auch vor das Tempelthor hin.)

So viel von der Perle Mailands, der Ambrosianischen Basilika.

27.

Monza. Die eiserne Krone und ihre Geschichtsschreiber und Schicksale. Der ihr erwiesene angefeindete Kultus. Engländer und Berliner. Der erhabene Krönungsritus. Ein altes Marmorbasrelief.

Ueber **Monza**, wenn auch nur **bisweilen** die Krönungsstadt — doch **immer** die Stadt der eisernen Krone — hat der Verfasser nach seiner ersten Anwesenheit daselbst in dem Büchlein: „Kennst du das Land" schon Verschiedenes geschrieben, der eisernen Krone aber daselbst eine nur flüchtige Erwähnung gethan. In Erwägung, daß die wichtigsten Knotenpunkte der Historie

dieser Krone minder bekannt sind, soll hier einiges darüber gesagt werden. Die eiserne Krone ist construirt aus einem der Nägel, welche mit dem Kreuz Christi von der Kaiserin Helena, der Mutter Constantins des Großen, im Jahre 326 auf dem Calvarienberg aufgefunden wurden. — Diesen Eisenreifen trug Constantin unter seiner goldenen Krone. Von dieser Uebung Constantins spricht der heilige Ambrosius Mehreres in seiner Leichenrede über den verstorbenen Kaiser Theodosius in Gegenwart vom Sohne desselben, Honorius. (Ambros. in orat. in funere Theodosii.) Im Verlaufe dieser Rede heißt es: „Bonus itaque clavus Romani imperii, qui totum regit orbem, ac Principum vestit frontem ut sint praedicatores, qui persecutores esse consueverunt.“ „Eine gute Befestigung (so ist offenbar hier das Wort: „Nagel“ zu übersetzen) des Römischen Reiches, das den ganzen Erdkreis regiert, sie umringt die Stirne der Herrscher, daß sie jetzt Verkündiger der Lehre seien, die früher gewohnt waren, Verfolger derselben zu sein.“ Die Königin Theodolinde überließ die eiserne Krone sammt ihrem Schatz der Kirche zu Monza. Theodolinde hatte sie vom heiligen Pabst Gregor zum Geschenk bekommen. Bis zu Carl V. wurden 34 Könige und Kaiser theils zu Monza, theils zu Mailand, Pavia und Bologna mit dieser Krone gekrönt.

Ein Bartolomeo Zucchi, Schüler des heil. Philippus Nerius, schrieb eine Geschichte der eisernen Krone (historia della corona ferrata) und ein Franc. Lesmi, Canonicus von Monza, gab die Series der damit Gekrönten in kurzer Biographie heraus (Milano 1707). Einmal wurde die Krone vergraben, um sie zu sichern, einmal wurde sie nach Avignon geschickt. Ferner gab ein gewisser Justus Fontanini zu Rom 1719 eine Dissertatio de Corona ferrea Longobardorum heraus, welche nach Rom an die Congregation der Riten, von dem Erzpriester und den 18 Domherren, dann vom ganzen Klerus der Domkirche den weltlichen Kirchenvorstehern, dem Magistrat und ganzen Volk zu Monza geschickt wurde mit der Einleitung: „Ad sacram Congregationem Ritibus ecclesiae Catholicae Examinandis praepositam. Archipresbyter, Canonici duodeviginti, et omnis Clerus insignis Collegii et regiae Basilicae praecursoris, Praefecti fabricae et Magistratus cum universo populo Modoetiae (Monza). Fontanini schrieb nämlich eine 176 Seiten lange lateinische Abhandlung für die Rituscongregation zu Rom, die am Ende in die 2 Fragen an dieselbe Congregation ausläuft: 1) ob es dem Collegiatcapitel zu Monza auch noch ferner erlaubt sei, die eiserne Krone in jenem Kreuz zu bewahren, in dem sie bisher mit anderen Reliquien bewahrt wurde, und ob sie der öffent-

lichen Verehrung ausgesetzt werden dürfe? Für den Fall einer negativen Antwort die 2. Frage: ob es dem Capitel wenigstens erlaubt sei, die eiserne Krone (an gewissen Festen) auf den Hochaltar zu stellen, und sie in Prozession herumzutragen wie es früher üblich war? Die Congregation entschied am 7. August 1717 die erste Frage bejahend, wodurch die zweite ohnedieß zugleich ihre Erledigung findet.

Die Krone ist um des Nagels willen, der im Innern des goldenen mit 22 Edelsteinen gezierten Reifens herumläuft, eine Reliquie; der Reliquie gilt es also, wenn das Vorzeigen derselben mit einer gewissen Feierlichkeit geschieht, wenn man dabei Kerzen anzündet und Weihrauch in ein Thuribulum legt.

Das Schimpfen über diese Ceremonie, welches man sehr häufig theils aus Unverstand, theils aus Bosheit hören kann, besteht in mehreren Angriffen. Ein Engländer sagte mir in Mailand: „Es sei dieser Cult doch eine wahre Heuchelei, von der östreichischen Regierung angeschafft, oder ihr zu Liebe erfunden." Ich suchte den guten Mann durch die Thatsachen aufzuklären; als er nun vernahm, daß dieselbe Verehrung der Krone um der Reliquie willen unter allen Herrschaften Italiens — unter den Viscontis, unter den Oestreichern und Franzosen ge=

pflegt wurde, ohne irgend einer besonderen Rücksicht auf die eben herrschende Regierung; — da wurde er etwas calmirt, denn der Engländer ist der Mann, in dessen Kopf der feste Zwirn der Logik in regelmäßigen Nadelstichen applicirt, ebenso etwas zu Stande bringt, — als sich diese englische Solidität in jeder ledernen Cigarrenbüchse, oder in jedem festgenähten Reisekoffer ausspricht. Hat der gewöhnliche Berliner (von den vorurtheilfreien Berlinern ist hier natürlich nicht die Rede) aber einmal ein Vorurtheil dieser Qualität in seinem Kopf, — da wird alle Logik nichts helfen, es ist als ob in dem durch alle scharfen Laugen verwaschenen Zeug kein Stich mehr hielte, er wird dasselbe trotz allen Gegengründen f o r t u n d f o r t behaupten: „Consequenz heißt man das.“ — Einen Mann von ähnlicher Gehirnkonstruktion muß man eben in Ruhe lassen; wie es nämlich bei ihm eine Art Mechanismus ist — in Oesterreich und Italien über Alles zu schimpfen — so scheint er dagegen von der weisen Mutter Natur eine eigene Vorrichtung in seinem Gemüthe bekommen zu haben, durch welche es ihm nicht nur ermöglicht wird, sondern auch sehr vernünftig scheint — in pommerisch-brandenburgische Melancholie sich zu versenken, wenn er in stiller Wehmuth

vor den ledernen Hosen Friedrich II. steht, eines Mannes, von dem der Preuße nur mit Enthusiasmus sprechen darf; so zwar, daß es den Anschein gewinnt, — als ob jeder Stockpreuße, der von ihm redet, sich von der Glorienſonne dieses Mannes einige Strahlen zum Privatgebrauche für sein Sackfeuerzeug herabgebrochen hätte und beständig bei sich trüge. Außer den genannten Werken habe ich noch ein Buch über denselben Gegenstand vom italienischen Gelehrten Muratori vor mir liegen: **Ludovici Antonii Muratorii Bibliothecae Ambrosiani Collegii Doctor: De Corona ferrea, Mediolani Typis Malatestae 1719.**

Muratori bringt eine vor 600 Jahren (d. h. von 1719 an) übliche Krönungsliturgie aus einem Manuscriptcodex der Ambrosiana; die Liturgie muß in der That ergreifend gewesen sein. Die Antiphonen — aus auf den Akt bezüglichen Psalmenversen bestehend — mögen im feierlichen Chorgesang eine wahre Erschütterung hervorgebracht haben. Der Eitelkeit ist darin nicht geschmeichelt; der König wird wiederholt erinnert, daß er Gottes Diener sei — ihn als höchsten Herrn anerkennen müsse: z. B. „Dir gebührt Lobgesang auf Sion, Dir werde das Gelübde gelöst in Jerusalem.“ „Glückselig der Mensch, den Du unterweisest o Herr, und ihn lehrest Dein Gesetz.“

„Der Gerechte wird sein, wie ein fruchtbarer Baum der an vorbeifließendem Wasser gepflanzt ist," u. s. w. So hat die Kirche den Königen bei ihrer Krönung im eindringlichsten Gotteswort ihre Pflichten und und ihre Verantwortung in der feierlichsten Weise vorgestellt.

Wenn man die Mahnungen des krönenden Erzbischofes oder Erzpriesters, die Schwüre des Königs liest, wird man in der That erschüttert — und man lernt einsehen, daß eine Königskrönung im Sinne und nach dem Ritus der Kirche — für den König und für das Volk mehr als eine bloße Ceremonie war. „König sei gerecht — du bist deinem Gott verantwortlich, schütze das christliche Volk und vertheidige es gegen seine Feinde" (populum Christianum tibi a Deo comissum regia virtute defendas ab improbis), das ist der Grundton, der durch alle Ermahnungen an den König hindurch geht.

Auch ein Angelo Bellani hat eine eigene Apologetica über die eiserne Krone geschrieben, in welchem Buche er dieselbe als ein künstliches historisches und und kirchliches Monument erläutert.

Ueber das Recht der Erzpriester von Monza bei Sedisvacanzen oder sonstiger Verhinderung des Erzbischofs von Mailand die Könige zu krönen, sollen hier

nur deswegen einige Zeilen folgen, weil daraus ersichtlich, welche Achtung vor Recht und Herkommen auch in der Klerisei geherrscht hat. Oefter ereignete es sich, daß eine Menge von Erzbischöfen und Bischöfen bei der Krönung zugegen war — und es fiel keinem ein, das Recht des Erzpriesters streitig zu machen. So sieht man noch im Dome zu Monza ein Marmor-Basrelief von 1290, — auf welchem ein Krönungsakt dargestellt ist. Der Arciprete von Monza setzt dem König die Krone auf, und der Bischof von Köln, der von Trier und der von Mainz assistiren. Eine Scene, die jedenfalls die Zeit charakterisirt und beachtet zu werden verdient. Die Darstellung auf dem Marmor ist sonst außerordentlich naiv und unbeholfen.

Rechts vom Thronsitz steht ein Kredenztisch auf diesem sind 3 Kelche ersichtlich. Ober dem Kredenztisch ist in einem Haken eine Stange angebracht, und an dieser hängen an Stricken 4 Kronen nebeneinander — in einer Art wie ungefähr ein Klempner oder Töpfer in seinem Kramladen Kochgeschirre zum Verkauf aufhängt. Es stellen das offenbar die 4 Kronen aus dem Schatz zu Monza vor. Jesi hat darüber im 1. Bande seiner Memorie storiche di Monza Seite 173, eine längere sehr geistreiche kritische Abhandlung geschrieben.

28.

Der Park von Monza. Seine Geschichte. Die verklungenen hier stattgehabten Literaten-Versammlungen in den Schlössern Mirabello und Mirabellino. Dramatische Kunst und Volk in Mailand. Damen und Cigaretten.

Weil gerade von Monza die Rede — soll hier erwähnt werden, daß selbst der Park von Monza — der als solcher mit einer hohen 4 Stunden im Umkreis langen Mauer umgeben ist, einen gewissenhaften Historiker im Dr. Gio. Ant. Mezzoti gefunden hat. (Milano 1830).

Dieses Stück Paradies am südöstlichen Saume der fruchtbaren Brianza, wurde erst 1806 unter der französischen Regierung — mit der Mauer umschlossen, d. h. zum eigentlichen Park gemacht. Im Park sind reizend gelegen die Schlösser oder Villen, wie man sie nennen mag: Mirabello und Mirabellino, beide gebaut von dem reichen Mailänder Cardinal Durini um das Jahr 1770.

Der Schrift Mezzoti's verdanke ich den Aufschluß, daß in Mirabello — vor 80 Jahren ein reges literarisches Leben geherrscht hat. Der Cardinal Durini ein großer Freund der Wissenschaften und Künste hatte hier öfter den Sommer über Parini,

Balestrieri, Garrioni, Passeroni, Casti, Metastasio und andere mehr oder weniger renommirte Leute (der damaligen literarischen Epoche) um sich versammelt, welche hier die Speisezeit und die Abendzeit ausgenommen — in der herrlichen Gegend und Luft sich der Fabrikation ihrer Werke in Prosa und Versen hingaben — und die dann bei den Abendgesellschaften den Cardinal, der ihnen die leibliche Unterhaltung genügend verschaffte, — aus Dankbarkeit durch Vorlesung ihrer Werke mit genügender Langweile auf die Folter gespannt haben mögen.

Es mag eine himmlische Geduld dazu gehören, so ein Dutzend Poeten und anderweitige Schriftgebietiger, von denen manche mit allerhand originellen Knorren und Sonderbarkeiten ausgestattet sind — um sich zu haben; und der Cardinal muß ein Mann von viel Takt gewesen sein, wenn es ihm vergönnt war, diese Herren in guter Laune und einiger Harmonie beisammen zu halten. Doch muß aber auch dem edelmüthigen Kirchenfürsten entschiedene Anerkennung gezollt werden, für seine Anerkennung der Künstler und Gelehrten und für seine Werthschätzung der Kunst und Wissenschaft. Wer gescheite Leute um sich vertragen kann — nicht um der Schmeichelei, sondern um ihres Talentes und ihrer Gelehrsamkeit willen,

der gibt jedenfalls ein bestimmteres Zeugniß von Charakter und Talent — als jener der nur bornirte Leute liebt und genug ärmliche Genügsamkeit besitzt, an der Schmeichelei derselben sättigenden Genuß zu finden.

Also da unter den Hallen, die von mächtigen Granitsäulen getragen sind, saß einige Zeit ein gutes Stück des gelehrten und poetischen Italiens. — Man sieht das herrliche Waldgehölz vor sich in der Niederung, und hie und da schimmern durch die Baumstämme die silbernen Flächen des Lambro, der voll angenehmer Erinnerungen eben aus dem fetten Boden der fruchtbaren Brianza herausrollt. Die beiden vom Cardinal gebauten Schlösser Mirabello und Mirabellino — von denen die besagte Aussicht genossen wird, liegen eine Viertelstunde weit auseinander auf Hügeln mit dichtem Laubwerk und schattigen Spaziergängen gekrönt einander gegenüber.

So viel wäre genug über Monza. Willst du es oberflächlich anschauen, so steige auf den Campanile des Domes, — und laß deine Augen um die grüne Bergkrone streifen, und du wirst einen Theil der Brianza gewahr — und schau nach Süden, dort steigt silberbleich die Marmorkuppel vom Mailänder Dom hoch in die blauen Lüfte. Willst du aber Monza

nicht nur oberflächlich, sondern gründlich, ja abgründlich kennen lernen, so versenke dich in die sieben Quartbände, welche Antonio Francesco Frisi, ein Kanonikus am hiesigen Kollegiatkapitel, über die Kirchen und den einstigen Hof von Monza — in Mailand 1774 und 1794 herausgegeben hat, und deiner lobenswerthen Wießbegierde soll genügende Sättigung zu Theil werden, sintemalen diese Bücher auch mit vielen zierlichen Kupferstichen zur Verherrlichung der alten Königs- und Krönungsstadt Monza ausgeschmückt sind.

Es war einmal gegen 5 Uhr Abends und ich wandelte in Mailand über den großen Corso gegen die öffentlichen Gärten zu. Vom daselbst befindlichen Sommertheater hörte man die Orchestermusik herausrauschen, der Anschlag verkündete die Aufführung eines Dramas unter dem Titel: „Die Malerin von Bologna.“ Von der dramatischen Kunst wie sie gegenwärtig in Italien traktirt wird, läßt sich nicht viel kurzweiliges erwarten. Ich ging nur auf Einen Akt hinein, um zu sehen — was denn ungefähr bei diesem Publikum einschlägt und zündet — für was es sich allenfalls interessirt und bei welchen Scenen es seinen Beifall zu erkennen gibt.

Das Publikum des Parterres ist überall gleich

nivellirt und verwaschen. Die Leute auf den hohen Gallerien aber haben noch etwas kindliches an sich, und lassen laute Kundgebungen vernehmen, wenn sie von irgend einer Scene aufgeregt oder angezogen werden.

In Mailand wird außerordentlich viel auf Kostüme gehalten. Die beiden Hoftheater Canobiana und Scala entwickeln hierin einen Sammet-, Seiden- und Goldluxus — der einerseits auf den Reichthum der Stadt, andererseits auf die hiesige großartige Seidenerzeugung hindeutet. — Auch hier waren die Kostüme für ein Theater dritten Ranges wahrhaft prachtvoll und selbst beim Tageslicht ohne unangenehme Störung anzuschauen. Ich postirte mich so, daß ich die Bühne nur seitwärts sah, aber alles gut hören konnte, den Hauptaugenmerk spendete ich den obern Gallerien.

Eine Scene echt italienischer Eifersucht entspann sich zwischen der Malerin und dem Manne ihrer Liebe — die Malerin warf einige furchtbare Blicke auf die obern Gallerien, gleichsam als ob sie sagen wollte: „Gebt nun wohl acht meine lieben Leute, jetzt wird hier etwas losgehen, was in euren Herzen zünden wird.“ In stromartig fortrollender, gegen Ende zu, kaskadenartig hervorstürzender Sprache sagte nun die Malerin, wenn das, das, sich bestätigen

sollte, dann, dann, dann (noch ein versengender Blick auf die Gallerien, und unter convulsivischem, gellendem Geschrei) inesorabile vendetta!

Die „unerbittliche Rache" war wie ein Zündhölzchen in ein Pulverfaß gefallen, die Gesichter auf den Gallerien rollten ihre Augen wie Leuchtkugeln und ein stürmischer Applaus erfolgte. —

So hatte ich mich also die einigen Minuten nicht vergebens langweilen lassen, und doch eine Scene aus dem Zuschauerraum — für Betrachtung und Tagebuch gewonnen; — diese negerhafte Freude an der Rache macht einerseits einen peinlichen Eindruck und zeigt andererseits — wie das Volk in Anbetracht der Romantik sich noch ganz in die Ritterzeit hinein zu versetzen vermag.

Eine Mode, die mir bei einer früheren Anwesenheit in Mailand nicht sichtbar geworden, oder die vielleicht damals noch nicht so offen in's Leben getreten war — ist mir dießmal aufgefallen.

Auf einigen Balkonen des Corso zeigten sich junge Damen, sonst nicht zweideutigen Aussehens — in sehr noblen Wohnungen — die mit großer Behaglichkeit und mit auf bedeutende Uebung hindeutender Gewandtheit Cigarretten zierlich in den Händen hielten, und nicht vielleicht in leichten Wölkchen den Rauch auf-

kreiseln ließen, sondern völlig rauchfangähnlich dampften. Es sah nicht gut aus und stimmte widerlich. Obschon das Rauchen an und für sich gewiß keine Sünde ist, — erscheint es bei jugendlichen Frauengestalten dennoch Zucht und Ehrbarkeit verletzend; zumal auf dem Balkon, und gleichsam aller Welt zum Trotz.

29.

Zur weltberühmten Certosa. Der Weg. Die Außenseite. Der Platz einer Scene mit Franz I. von Frankreich. Die Grundsteinlegung. Aufhebung und Restitution.

Es war ein schöner Morgen, der mich sehr freute — an diesem Tage sollte das eigentliche Ziel meiner dießmaligen Wanderschaft erreicht werden; eine Visita alla certosa di Pavia und St. Augustin's Grab. Es gehen nach Pavia Post- und Gesellschaftswägen, und man kann wöchentlich sogar zweimal den Naviglio benützen, einen Kanal der den Ticino bei Pavia mit Mailand verbindet und der, wie im Gualuaneus Flama zu lesen, schon im Jahre 1180 von den Mailändern angelegt wurde. Aber alle diese Fahrzeuge wurden mir widerrathen. Der Cameriere vom Hotel zu den drei Schweizern (das neben dem königlichen Palast und dem Teatro Canobiana situirt und anzuempfeh-

len ist) besorgte eine leichte Calesche mit guten Rennern und versprach, die Fahrt solle zu meiner Zufriedenheit abgethan werden und zwar der Aufenthalt in der Certosa und Pavia miteingerechnet, könne das Gefährte um 6 Uhr Abends in Mailand sein. Der Cameriere ist ein geborener Innsbrucker und ein artiger gefälliger Mensch. War das Legno auch wie begreiflich theurer als die Post — so ging es auch bedeutend schneller, und man konnte nach Gefallen in der Certosa und in Pavia verweilen und nach Gefallen fortfahren — und durfte in der letzteren Stadt die sehr wenig im Rufe eines freundlichen oder vergnüglichen Aufenthaltes steht, nicht übernachten.

Also fortgesaust neben dem Naviglio und in einer fruchtbaren Ebene zuerst voll Wiesen und Baumwuchs, dann voll unter Wasser stehender Reisfelder. — Hier werden die Wiesen schon inmitte April das erste Mal abgemäht. Die ganze Straße hat eine frappante Aehnlichkeit mit jener zwischen Bologna und Ferarra — die durch den, dort neben der Straße laufenden Kanal des Reno noch gehoben wird.

Die freudige Stimmung, welche man fühlt, wenn man in die Nähe eines so großartigen Monumentes gelangt — nach dessen Anblick man sich zudem schon Jahre lang gesehnt hat — läßt sich schwer beschreiben.

Wie oft hatte ich mir schon Vorwürfe gemacht, daß ich einen frühern Aufenthalt in Mailand nicht zu einem Besuch der Certosa benützte!

Sie liegt an der Straße nach Pavia links — in einer wasserreichen Ebene. Man bekommt vom ganzen Baue nichts zu sehen bis man vor der Kirchenfaçade steht. Ich konnte es kaum erwarten die gerühmten Wunder christlicher Kunst und Baukunst vor mir zu sehen. Man fährt über eine Brücke, ein breiter Graben mit fließendem Wasser umsäumt das Kloster. Zwei Granitpilaster bilden das Thor eines Eisengitters, dieses führt in den geräumigen Hof vor der Kirche. Schon den Eingang zieren Fresken, Statuen und das von Engeln gehaltene Wappen der Fundatoren. Rechts im Hofe der sogenannte herzogliche Palast — gebaut für den Fall eines fürstlichen Besuches. Er sieht jetzt ziemlich vernachlässigt aus.

Hoch sprossen die Grashalme empor — nur inmitten ist ein Fußweg ausgetreten. Ruinenhaft liegen Steintrümmer rings umher. Es ist, als ob alles berechnet wäre, das Staunen beim Eintritt aufs höchste empor zu treiben durch den Gegensatz der Verwahrlosung von Außen, und der treu gepflegten großartigen Prächtigkeit im Innern.

Die Façade der Kirche, reich an Sculpturen in Marmor — im Gegensatz zu der innern gothischen Hauptform der Kirche, im sogenannten Bramantestyl ausgeführt, überrascht durch ein ganz eigenthümliches Aussehen und macht mit den vielfach an derselben angebrachten Bogen, Nischen, Statuen und Basreliefs einen zauberhaften Eindruck.

Freilich hat hier die Witterung das ihre gethan — die verschiedenen Marmorfarben sind durch den Temperaturwechsel, durch Luft und Regen um ihre scharfen Conturen gekommen, so daß ein in's Gelbe schillerndes Grau in Grau daraus geworden, was aber die kunstreichen Gebilde und Formen immer noch hinlänglich erkennen läßt. Diese Fronte wurde begonnen 1473 nach der Zeichnung des berühmten Architekten und Malers Ambrogio Borgognone da Fossano und mit Unterbrechung wurde daran gearbeitet bis 1555. Die Bildhauer Angelo Narini und Siro Siculi waren dabei vorzüglich beschäftigt.

Was für ein Reichthum an Sculptur liegt da vor deinen Augen aufgerollt: — den Sockel der Façade bilden allein 60 prächtig gearbeitete Medaillons aus carrarischem Marmor, größtentheils Kaiserbüsten darstellend. Unzählige Basreliefs verwirren das Auge — sie enthalten Darstellungen aus der heiligen

Geschichte — an 10 berühmte Bildhauer haben daran gearbeitet. — Arabesken, kleine Candelaber, prachtvolle Fenster, auch in Serpentinstein und Porphyr angebrachte Ornamentik schwirrt vor deinen Augen.

Wie prachtvoll und zierlich ist das Hauptthor, rings umgeben von Basreliefs, die auf die Gründung und Geschichte der Certosa bezüglich sind, hunderte von Figuren, alle in die kleinsten Details ausgeführt; über 60 Statuen stehen in den Nischen. Im Fries des obern Mittelfensters sind die Worte zu lesen: „Mariae Virgini Matri Filiae Sponsae Dei.“

Also das der Tempel gegründet vom mächtigen Johann Galeazzo Visconti (Sohn Galeazzo II., Herrn von Pavia, später Herzogs von Mailand) — dem auch der Mailänder Dom sein Entstehen verdankt. Der Mann ist der Gründer von zwei einzigen Weltbauten, — denn es gibt nur E i n e n Dom von Mailand, nur E i n e Certosa bei Pavia!

Beim Eintritt mag man jener großartigen Scene gedenken, die sich hier mit König Franz I. nach seiner Gefangenschaft in der Schlacht bei Pavia ereignet. Karl V. hielt den König in der Certosa drei Tage lang eingeschlossen. Es war im Jahre 1525 an einem Sonntagsmorgen, als die Sieger den König in die Kirche führten — und die Karthäuser

in ihrem Chor mit lauten Stimmen eben in der Terz den 71. Vers des 118. Psalmes beteten: „Bonum mihi, quia humiliasti me, ut discam justificationes tuas.“ (Es ist gut für mich, das ich gedemüthigt worden, auf daß ich deine Gerichte erkennen lerne.) Der König soll gebeugt vom Unglück mit wahrhaft christlicher Resignation den Vers, in dem eben sein ganzes Geschick gelegen, laut mitgebetet haben. (Taegius hat die Schlacht bis zur Gefangennehmung beschrieben und der Benediktiner von Mölk Pez, die Schrift 1736 zu Nürnberg herausgegeben.)

Am Ende des großen Parkes, der vom Schloße zu Pavia an mit einer stundenweiten Mauer umfangen ist, fünf Miglien von Pavia, eine halbe Miglie von der Straße nach Mailand gegen Osten zu, liegt die Certosa. Am 8. September des Jahres 1396 war der Herzog Johann Galeozzo Visconti mit großem Gefolge hieher gezogen, um in Gegenwart seiner Söhne Johann und Philipp wie auch der Bischöfe von Pavia, Novarra, Feltre und Vicenza feierlich zur Kirche und Karthause den Grundstein zu legen. Auch die Prioren der damals berühmten Karthausen Italiens von Gorgona, Ravenna, Siena und Pontignano fanden sich ein. Nachdem der Bischof von Pavia Wilhelm Cantuario die Hochmesse vollendet,

senkte der Herzog den ersten Stein in den Grund — und versprach eine reichliche Dotation. Seine Certosa lag ihm so sehr am Herzen, daß er noch wenige Tage vor seinem Tode in seinem am 21. Aug. 1402 abgefaßten Testamente (zu Melegnano) alle Schenkungen von der Stiftungsurkunde des Jahres 1399 feierlich bestätigte. Er starb darnach am 3. September in der Vollkraft seines Mannesalters im 47. Lebensjahre. Bis zur Vollendung des Gotteshauses mußten die Karthäuser jährlich eine gewisse Summe an den Bau verwenden, nach der Vollendung mußte diese Summe nach dem Willen des Stifters an die Armen ausgetheilt werden. So besagt es ein alter Denkstein, der in der Nähe des prunkvollen Marmorgrabmals Viscontis eingemauert ist. Bis zum Jahre 1542 wurde die jährlich bestimmte Summe an den Bau gewendet, von dieser Zeit an konnte sie an die Armen ausgetheilt werden. Das Einkommen stieg so, daß die Karthäuser in kurzer Zeit darnach alljährlich eine viel größere Summe an die Armen vertheilten, — als zu welcher der Stiftbrief sie verpflichtete.

Nun war der Glanz und die Pracht des Gotteshauses aber auch so weit berühmt geworden, daß der Historiker Guicciardini in seiner Geschichte Italiens von demselben sagen konnte: „es sei dieß Kloster viel

schöner als irgend ein anderes in Italien." Hier verkündeten 386 Jahre (1396—1782) die Karthäuser Gottes Lob und gaben ringsum im Lande die laute Lehre vom geduldigen Tragen freiwillig gewählter Armuth. 1782 wurden sie unter Kaiser Joseph II. aufgehoben, 1843 durch Kaiser Ferdinand I. wieder hergestellt. Was wird nun unter der sardinischen Aufklärung das Loos der Karthäuser sein?

30.

Eindruck der Certosa. Kuppel, Chor, Kapellen, Grabmäler. Viscontis Grabinschrift. Professoren von Pavia.

Was für ein eigenthümlicher durch Pracht völlig erdrückender Anblick beim Eintritt in die Kirche! Oben die Flächen zwischen den Ribben ein blauer Azurhimmel voll glänzender Goldsterne. Die Zwischenpfosten der Fenster schlanke, reich verzierte Kandelaber, die Gewölbe gothisch, das Material durchgehends weißer Marmor.

Die Wandflächen durch Nischen mit Statuen und Basreliefs getrennt — ganz im Gegen-

satz zu den gothischen Ribben — ein erstaunlicher Reichthum von Sculpturen, mit einem Wort eine Prächtigkeit der Verzierung, die alle Phantasie weit überflügelt, die genialste Musterkarte von allen Uebergangsformen durch drei Jahrhunderte hindurch entstanden.

Die Kirche bildet ein lateinisches Kreuz, hat 3 Schiffe und von der Längenseite der Seitenschiffe hinein auf jeder Seite 7 Kapellen, mit Eisengittern geschlossen, die überaus reich mit Erzgüssen geschmückt sind.

Zwischen den Capellenpfeilern, die kolossalen Statuen der Evangelisten und der ersten Kirchenlehrer aus Marmor.

Gespenstisch anzusehen sind die gemalten Karthäuser, welche an den Wänden des Mittelschiffes aus gemalten Fenstern herabschauen, ähnlich jenen gemalten Herren, die aus gemalten Fenstern in den großen Saal des Pallastes Papafava zu Padua mit großer Naturtreue herabsehen.

Ein Anblick, der nach dem Eintritt Dein Auge fesselt — ein kühner Prachtbau — dessen Du Dich freust, und der Dir das Herz erweitert — ist die

herrliche Kuppel, die inmitten des Kirchenkreuzes auf vier kühnen Bogen, die von vier mächtigen Pfeilern getragen werden — in einem Achteck zu schwindelnder Höhe emporsteigt. Feine zierliche Marmorbalustraden zeigen in ihrer Vertiefung eine Gallerie, die um die Kuppel läuft. Feine gewundene Goldsäulen (in der italienischen Bausprache cordoni grossi genannt — weil sie als Schnüre betrachtet dick und stark sind) schließen die Flächen des Achteckes von einander ab. Zierlichkeit und Geschmack der Architektur, Reichthum der Goldornamentik und die Schönheit der Fresken wetteifern mit einander. Das Kuppelgemälde stellt die Vision des heil. Johannes nach der geheimen Offenbarung dar, ausgeführt von Alessandro Casolani.

Wenn der Verfasser den Eindruck, den diese Kuppel auf ihn gemacht, hier niederschreibt, so ist er natürlich weit entfernt, sein Urtheil und seine Geschmacksrichtung irgend wem aufnöthigen zu wollen — er will aber auch eben den Eindruck, den er empfunden hat, sich weder von einem anderen Urtheil, noch von einem anderen Vorurtheil verkümmern lassen. Die Architektur dieser Kuppel dünkt ihm die herrlichste unter denen, die er gesehen hat, größer sind die Maße natürlich in St. Peter zu Rom, weiter und kühner sind die Bogen im Dom zu Florenz, höher strebt die Kuppel im Marmor-

koloß zu Mailand, verschwenderisch reich an Gold sind die Gewölbe der Annunziata zu Genua, magisch in ihrer Mosaikpracht ist die Hauptkuppel von St. Marco zu Venedig, durch Kunst und Alter ehrwürdig steigt vom Tribunenbogen die mosaikreiche Kuppel von St. Giovanni in Florenz empor, und die des Baptistriums zu Pisa, aus dem Fundament zuerst in Granitsäulen und Marmorpfeilern herauswachsend, auf denen das Peristyl mit seinen Pilastern ruht — wölbt sich hinwieder auf diesen wie ein Triumph der Baukunst empor; aber die Kuppel der Certosa, in der alle Kunst so lieblich und harmonisch zusammenklingt, scheint doch alle anderen an Schönheit zu überragen. Unten ist der Kuppelraum durch ein großartiges Broncegitter abgeschlossen, die Zeichnung hiezu machten die Mailänder Villa und Ripa und ausgeführt wurde es vom Erzgießer Scagno 1660.

Dort, wo der Chor und das Presbyterium beginnt, trennt eine äußerst zierliche Marmorwand mit Nischen und feingearbeiteten Säulenbündeln diesen Raum von der übrigen Kirche. Bassini machte hiezu die Zeichnung und der Bildhauer Robbiano aus Mailand führte sie aus im Jahre 1575.

Jetzt tritt man ein in Chor und Presbyterium. Da könnte man wohl an zwanzig Seiten anfüllen — nur

mit Aufzählung der Werke in Malerei und in Sculptur und in Erzgießerei — die hier wie in einem großen riesenhaften Kunstsaal aufgehäuft sind — das ist am Ende ermüdend zum Lesen und ermüdend zum Schreiben. Conte Nava hat über diesen Chor und seine Kunstschätze eine eigene umfangreiche kritische Abhandlung in italienischer Sprache geschrieben. Derselbe Graf hat aus den Urkunden die Namen der namhaften Künstler in Malerei, Sculptur, Ciselirkunst, Erzgießerei, Architektur, Goldarbeiterei, Steinschneidekunst, Emaillirkunst und Glasschmelzerei, Zeichnenkunst und Marmormosaik gesammelt — und nicht weniger als hundertundzehn Meisternamen zusammengebracht, die in dieser Kirche an Gottes Altar die Werke ihrer Kunst niedergelegt haben.

An den carrarischen Marmorplatten des Chores, wie auch an vielen anderen Orten der Kirche und des Klosters sieht man folgende zwei abgekürzten Worte in Stein geschnitten, oder auch in Erz gegossen: Car. Gra. Diese Worte sind eben das Monogramm der Certosa von Pavia und heißen so viel als Cartusia Gratiarum (Certosa delle Grazie), weil das Gotteshaus der heiligsten Jungfrau unter dem Titel unserer Frau der Gnaden (nostra Signora delle Grazie) gewidmet ist.

Wenn wir hunderte von werthvollen Kunstgegen-

ständen übergehen — so müssen wir doch des großartigen Grabmales erwähnen, welches die Karthäuser ihrem Fundator errichten ließen. Im rechten Kreuz der Kirche erhebt sich ein Marmorbau, der wenige seines Gleichen hat an Schönheit und Größe. Er kann sich kühn mit den prachtvollsten Grabmälern der Päbste zu Rom messen. Den Plan hiezu zeichnete Galeazzo Pellegrini im Jahre 1490, vollendet wurde es 1562. In reichgeschmückten Marmorhallen auf 6 Pfeilern und mit 6 Rundbogen liegt auf dem Sarkophag die fürstliche Gestalt mit edlen schönen Manneszügen, das Herzogsdiadem auf dem Haupt und das Schwert an der Seite. Die Ruhmes- und Siegesgöttinnen sitzen zu Häupten und zu Füßen des Sarkophages. Kriegsembleme und Guirlanden zieren in Basrelief die Pfeiler, im oberen Stockwerke steht eine Marmorstatue der heil. Jungfrau mit dem Jesuskinde (von Benedetto de Brioschi). Auf der entgegengesetzten Seite sitzt Visconti auf seinem Herzogsthrone. Sechs große Basreliefs stellen Scenen aus Viscontis Leben dar. Ober der Statue als höchste Spitze des Monuments halten zwei Frauengestalten das Wappenbild der Visconti, die gekrönte Schlange, ober ihr seine Kriegsrüstung, — das Wappenbild umgeben Sphynxe, allegorische Figuren und Candelaber.

Das Werk scheint unter einem Römer zur Ausführung gediehen zu sein, nach der Inschrift in der Mitte der Frontispice des Architraves: Joannes Christophorus romanus fecit. — Auf dem Sarkophage steht folgende Inschrift: Joanni Galeatio vicecom. Duci Mediol. primo (ac priori ejus uxori) Cartusiani memores gratique posuere (MDLXII) die XX. decembris.

Uebrigens liegt Visconti weder in diesem Sarge noch unter dem Denkmale begraben — man weiß nur, daß er in der Kirche beigesetzt wurde — wo aber seine Gebeine liegen, ist nicht mehr bekannt. Merkwürdigerweise hat dieses Grabmal in dem französischen General Berthier einen zweiten Begründer gefunden. — Der Mann hat sich durch seine Entschiedenheit um die Nachwelt ein großes Verdienst erworben. Die fanatischen Jacobiner stach nämlich das fürstliche Wappen der Visconti beleidigend ins Auge — und das furibunde Lumpenpack war daran, dieses wundervolle Werk dem Boden gleich zu machen — was eben durch den Muth Berthiers verhindert wurde.

Ueber dem Grabmal ist eine lateinische Inschrift auf einer großen Marmortafel, die über die Thaten Viscontis im Lapidarstyl Kunde gibt. Sie besagt wie Joannes Galeaceus das Militärwesen in Italien zuerst gehoben, wie er ein unermüdeter Krieger gegen

Barbaren und feindliche Heere, ein Rächer von Unrecht, ein Vertheidiger seiner Freunde, ein Vermehrer seines Reiches gewesen; — wie er mit freigebiger Hand prachtvolle Tempel zu Gottes Ehren neu aufgebaut und Klöster gestiftet, in Jerusalem eine Kapelle und einen Altar errichtet, wie er ein kluger und gerechter Schiedsrichter in seinem Lande, und ein Krieger gewesen, wie er großartige Schulen für sämmtliche Wissenschaften zu Pavia gestiftet, und den Lehrern Jahresgehalte gegründet *) (doctoribusque annua salaria instituit), wie er die Schlösser und Burgen bis zur Unüberwindlichkeit befestigt, wie er die Völker vom Tyrrhenischen Meere bis an die Gränze Venedigs unter seine Botmäßigkeit gebracht, wie er Herzog geworden u. s. w. bis er starb und sein Herz nach Viennam Allobrogum (Wienne in Frankreich) zu bringen, seine Gebeine aber in der Karthäuserkirche bei Pavia, in seinem Testamente beizusetzen befahl. Visconti regierte 24 Jahre.

Und trotz dieser pomphaften Inschrift — weiß man nicht mehr wo sein Leichnam ruht! Ein merkwürdiger Mann dieser Visconti — gewaltthätig, tapfer, listig,

---

*) Die Lapidarschrift scheint offenbar von einem der dankbaren Professoren zu Pavia herzurühren.

treulos und doch auch immer wieder zur Buße und zu Werken der Versöhnung geneigt. Jedenfalls ein sehr begabter Mensch mit großen Anlagen — getragen von Herrschsucht und Ehrgeiz! Seine Speichellecker waren die Professoren von Pavia, sie hoben seine Thaten zum Himmel empor und suchten sich dadurch ihre Gehalte zu erhöhen; ein Professorenwitz, der sich bis auf die neueste Zeit fortvererbt haben und sogar schon in deutschen Landen vorgekommen sein soll. Doch wieder zur Certosa.

31.

Sacristeien. Lavabo. Klosterhof. Refectorium. Bibliothek. Das Innere einer Karthäuserwohnung. Der Garten. Tagesordnung und Spaziergänge.

Daß sich der Leser von der Pracht der Kapellen einen Begriff machen könne, dürfen außer den Bildhauern nur einige Namen der Maler genannt werden, von denen die Gemälde darin herrühren als: **Borgognone, Morazone, Volpino, Carlone, Pietro Perugino, Raffaello d'Urbino.**

Die alte Sacristei, gebaut 1478, wieder eine Kunstsammlung, an der außer den prachtvollen Holzsculpturen — sich Gemälde von mehr als 20 Meistern befinden,

darunter Guido Reni, Parmigianino, Caracci, Mantegna u. a.

Ebenso ist die neue Sacristei, aufgeführt im Anfang des 17. Jahrhunderts — eher eine herrliche Kirche zu nennen. Sie hat einen Altar sammt Presbyterium, ist hoch und groß und besitzt ebenfalls eine Masse von Kunstwerken.

Das sogenannte Lavabo, der Waschbrunnen — ist wohl auch ein Unicum in dieser Art. Vier große Bildhauer des 15. Jahrhunderts Angelo Marini, Siro Siculi Amadeo und Alberto da Cararra, haben daran ihren Kunstfleiß erprobt, die Gemälde rühren von Farinati, Christofori de Motis (1477) und Bernardino Luini her. Statuen, Büsten, Basreliefs und Bilder aus Marmor vereinigen sich — und lassen diesem Lavabo den Triumph, daß es das schönste in der ganzen Welt sei — nicht streitig machen.

Meint man nun durch den unermeßlichen Kunstreichthum der Kirche gesättigt zu sein, und tritt man hierauf zuerst in den kleinen und dann in den großen Klosterhof — so sieht man sich wieder in eine neu anregende Kunstwelt versetzt. Marmorsäulen und rothe Terracotta-Arkaden mit den lieblichsten Capitälern, welche mit den Halbcapitälern an den Wänden correspondiren, deren jedes eine andere Detailzeichnung enthält, und auch hier wieder die

Räume erfüllt mit Heiligengestalten, Engeln, Arabesken und Basreliefs und kunstreichen Friesen. Auch da wiederum ein herrliches Lavabo für die Karthäuser, wenn sie in das Refektorium gehen oder aus demselben kommen. Ober dem Lavabo ist in einem Terracotta-Basrelief sinnreich ausgeführt der Heiland beim Brunnen sitzend im Gespräch mit dem samaritanischen Weibe. Von hier sieht man die Kirche mit ihrer auch von außen majestätischen Kuppel in den Klosterhof hereinschauen. In der That der lieblichste, bezauberndste Architekturanblick, den es geben kann! Unten im Vordergrund die zierlichen Säulen und Arkaden, und durch die lichten und leichten durchsichtigen Luftpyramiden, die schlank nach oben wachsende Kuppel mit ihren zierlichen Gallerien und Colonnaden, die sich kunstreich übereinander erheben, und die heiter und lichtdurchbrochen erscheinen — wenn die Sonnenstrahlen durch die innere Rundung von Fenster zu Fenster dringen, ein Umstand, der den Riesenbau mit Licht und Luft vermählt — und es naturgemäß erscheinen läßt — daß er aufstrebt zum ätherischen Himmelslicht, zu seiner Heimat und seinem wahren Element.

Von diesem Hof aus tritt man in das Refektorium — jetzt in der Mitte durch eine Wand abgetheilt — im Ganzen aber länger als die Sixtina und fast eben so hoch; in den Grundformen der päbstlichen Kapelle

also jedenfalls ähnlich. Ein letztes Abendmahl von Semini (1767) ziert die eine Wand, das Licht fällt wie bei einer Kirche, aus hoch oben angebrachten Fenstern herein. Sonst sind hier noch Bilder von Borgognone und Gaudenzio Ferrari aus der Raphaelischen Schule.

An diesem Tage war eben ausnahmsweise gemeinschaftliches Mittagsmahl und die Tische gedeckt. Das Tischgeräthe sehr einfach aber rein. Kleine Glasphiolen enthielten den Wein, größere das Wasser und standen bei jedem Gedeck. Eine Kanzel in der Höhe einer Kirchenkanzel mit dem Eingang von außen durch einen Corridor dient zur Vorlesung während des ganzen Mahles.

Wir erwähnen noch die beiden Kapitelsäle — der eine für die Priester, der andere für die Laienbrüder, — auch in ihnen ist die Kunst gehörig repräsentirt. Eine bedeutende reiche Bibliothek sieht man durch eine Gitterthüre — es ist ein großer kirchenähnlicher Saal mit dichtgefüllten Bücherschränken. Daraus nehmen sich die Patres — und stellen sich die Bücher in die Separatbibliotheken ihrer Wohnungen.

Durch den Custode der Kirche, welcher ein Laie ist, ließ ich mich dem Vicarius des Klosters melden und

ihn ersuchen — ob es mir nicht zugestanden würde eine Karthäuserwohnung im Innern besichtigen zu können. Der sehr freundliche Mann — an die fünfzig Jahre alt — ein geborner Franzose aus Marseille — kam sogleich aus seiner Thüre heraus — und lud mich in der höflichsten Weise ein — gleich seine Wohnung in Augenschein zu nehmen. Da gab es nun für Winter und Sommerszeit zu ebener Erde und im ersten Stock überall 3 Gemächer — das eine zum Schlafen, mit einem sehr armen auf einem Schragen befindlichen Strohsack, über dem eine Wollendecke liegt, (auch als Leibwäsche darf nur Wolle und nicht Linnen verwendet werden), und einem miserablen Ofen, die Möbel aus unbemaltem und unpolirtem Holz — eben auch nur das nöthigste — in einer Stube eine Hobelbank mit Tischlerwerkzeugen und einer bedeutenden Masse frisch gefallener Hobelspäne — in demselben Gemach auch eine Handbibliothek mit circa 300 Bänden. Im Mittelzimmer ein Betschämel mit einem Nischenaltar, welchen 8 etwas über einen Fuß hohe Heiligenstatuetten aus Marmor auf Marmorkonsolen verzieren. Alles ganz echt und regelrecht karthäuserisch, auch hier die Kunst nur Gott zu Ehren und für den Gottesdienst, während alles was Comfort und den lieben Menschen- und Leibdienst angeht, sehr ärmlich und der übernommenen

Entsagung sehr würdig aussah. Aehnlich auch die Gemächer im oberen Stockwerke.

Von dem unteren Mittelzimmer ist der Ausgang in das Gärtchen. Hier ein Vordach, unter dem Werkzeuge zur Gärtnerei standen und ein niedlicher aus kleinen Quadersteinen rund heraufgemauerter Ziehbrunnen. Hier kann sich also der Karthäuser das frische Wasser jederzeit selbst beschaffen — er braucht hiezu keinen dienenden Bruder. Im Garten, der von einer fast Stockhohen Mauer umschlossen ist — blühte in den Blumenbeeten (am 21. April) schon Alles bunt durcheinander. Auf hohen grünen Stengeln wiegten sich blaue, rothe, violette, goldgelbe und dunkle Blüthen. Es schien, als ob sich die Farben der Cultusgewänder hier präsentiren sollten. Neben der Thüre, die aus den offenen Arkaden des weiten Hofes in die Wohnung eines jeden Karthäusers führt, ist eine Drehscheibe, in welche der dienende Bruder die Speisen stellt. Der Zellenbewohner schlägt dann mit einem hölzernen Hammer von innen zweimal an das Holz — zum Zeichen, daß er gesund und am Leben ist. Das, die ganze Conversation mit der Außenwelt.

Es war mir eigenthümlich zu Muthe, als ich sah, wie hier in der Certosa Alles, was Gott und seine Verehrung angeht, mit der würdigsten menschen-

möglichen Pracht in Material und Kunst gehalten und gepflegt wird; während hinwieder alle menschliche Leibespflege gering geachtet, hier aller Luxus fern gehalten wird; wer wird es mir da verargen, wenn ich an umgekehrte Karthausen dachte, wo alles, was unsern Herrgott und seine Ehre angeht, höchst saumselig betrieben wird, während aller Luxus sich dem leiblichen Menschenleben zuwendet; — das hat wohl seinen Grund, wenn man vergißt, daß der Menschenleib ein Tempel des heiligen Geistes sein soll, der ganz andere Zierrathen in seinem Innern braucht als die Drapperien des luxuriösen Weltlebens, und wenn man dafür den Menschenleib für den Tempel hält, auf den alle möglichen Opfergaben hinaufgehangen werden müssen und der über Alles gehegt und gepflegt werden soll.

Zu den kanonischen Gebetstunden wird mit einer Glocke das Zeichen gegeben. Durch einen Gang, der für Besucher nicht zugänglich ist, gehen die Cönobiten in den Chor. An gewöhnlichen Tagen versammeln sie sich in demselben dreimal 1) in der Nacht zu Matutinum und Laudes, 2) zur Conventmesse, die im alten gregorianischen Gesang abgehalten wird — nach welcher sie zwei und zwei in die bestimmten Kapellen gehen, um die heilige Messe zu celebriren und sich gegenseitig am Altar zu dienen und 3) am Abend zur Vesper,

welcher mehrmals in der Woche das Officium Defunctorum nachfolgt. An Sonn- und Festtagen wird das ganze Officium im Chor gesungen, so daß die Mönche innerhalb 24 Stunden 6 Mal in den Chor gehen. An Festtagen ist nach dem Speisen ein Gespräch erlaubt, dessen Inhalt jedoch von dem Leben in ernster Betrachtung nicht abziehen darf.

Ein Tag in jeder Woche (die Charwoche ausgenommen) ist gemeinschaftlicher Spaziergang in's Freie unter dem Geleite des P. Vikars, — es ist strenge verboten, während des Weges mit Jemandem auf der Straße ein Gespräch anzuknüpfen. Auch in der Zelle darf keiner eine Visite empfangen außer mit Erlaubniß des Oberen. Frauen wird natürlich der Eintritt gar nicht gestattet.

32.

Zelle. Fasten. Laienbrüder. Klosterfriedhof. Abschied. Wie der Bau der Certosa zu betrachten ist.

In der Zelle hat der Karthäuser zu leben, zu betrachten, zu lesen und zu studiren. Zur Erholung dient die Arbeit im Garten oder in der kleinen Werkstätte, die jeder besitzt, der eine hat eine Hobelbank, der andere eine Drechselbank, der dritte wählt zu seiner

Erholung die Buchbinderei, die Gartenarbeit läuft nach Belieben nebenher. Die Brüder verfertigen Rosenkränze, illuminiren Heiligenbilder u. s. w. Sie fasten an 8 Monate des Jahres. Da wird nur ein Mal des Tages gespeist, von 11 bis 3/4 12 Uhr. Abends muß sich jeder mit einem Stück Brod (frustulum panis) und Wasser begnügen. Fleischspeisen werden in der Karthause nie genossen. Die Laienbrüder, welche arbeiten, sind vom strengen Fasten bisweilen dispensirt, aber Fleischspeisen dürfen sie auch niemals essen.

Das Noviziat der Laienbrüder dauert 9 Jahre, während dieser Zeit heißen sie Fratres donati (geschenkte Brüder). Nachdem sie ihre feierlichen Gelübde abgelegt, werden sie Fratres conversi (bekehrte Brüder) genannt.

In der Regel speist Jeder in seiner Zelle allein, mit Ausnahme der Sonn- und Festtage, in den Octaven von Ostern, Pfingsten und Weihnachten und an jenem Tage der Woche, an welchem gemeinschaftlicher Ausgang ist. Da wird immer gemeinsame Mahlzeit im Refektorium gehalten. Im Advent und der Fastenzeit besteht ihre Nahrung nur aus Gemüse und Eiern, ebenso an jedem Freitag, in jeder Fastenzeit.

Auf der Karthause bei Pisa steht folgender Spruch

des heiligen Bernhard: O beata solitudo, o sola beatitudo! (O selige Einsamkeit, o einsame Seligkeit!)

Nun noch zum Schluß des Karthäuser- und — jedes Menschen-Lebens, zum Gottesacker. Zum Friedhof der Karthause gelangt man durch den Kapitelsaal der Laienbrüder, der auch zugleich als Todtenkapelle dient; hier werden die Leichname aufgebahrt. Der Gottesacker ist ein mäßig großes Viereck, ein freier Raum mit Graswuchs — umgeben von Arkaden. Inmitten des Gottesackers erhebt sich aus einer im Octogon geformten Basis eine Säule aus rothem Marmor — der eine Kugel als Kapital aufgesetzt ist, ein Kreuz aus cararischem Marmor, in dessen Mitte das Basrelief eines Salvators und an den Kanten die Embleme der 4 Evangelisten. Unter der Kugel stehen einige Worte in den Säulenschaft eingehauen — die obwohl sie von der Zeit schon sehr gelitten haben, doch noch zu entziffern sind. Sie lauten: Respice, mortalis factus est creatura Creator. (Bedenke, der Schöpfer ist ein sterblich Geschöpf geworden). Ganz deutlich steht dabei die Jahreszahl MCCCCIIII. — Ober der Eingangsthüre in dem Rundbogen derselben ist ein uraltes Marmorbasrelief angebracht. Es stellt die Auferstehung Christi dar, unten mit der Inschrift aus Kap. VI. Vers 4 des Römerbriefes: „Quomodo Christus surrexit . . ita

et nos". — (Wie Christus auferstanden, werden auch wir auferstehen.)

Hier erwarten nun jene in ihrem Leibe die Auferstehung, die den Glauben an dieselbe in Mund und Herzen getragen und ihn durch ihr ganzes Leben der Buße und Entsagung bezeugt haben. In der That die schönste Inschrift für einen Gottesacker. Man sollte sie auf dem Eingang eines jeden christlichen Begräbnißortes anbringen. Wie ein Lichtstrahl vom Himmel wird dieß Wort den Trauernden in die Seele hineinleuchten — wenn sie einen ihrer lieben Hingeschiedenen unter Thränen der Wehmuth begleiten auf seinem letzten Gang der irdischen Wanderfahrt. Was für ein kräftiger siegreicher Trost liegt in diesen wenigen Worten — — und was für ödes und blödes Zeug voll carnaler und sentimentaler Winselei muß man bisweilen an Thüren zu Gottesäckern lesen!

Als ich mich in den Wagen, vom Schauen ermüdet und trunken, hineinwarf — und dieser schon aus dem Corte hinausrollte — konnte ich nicht umhin, durch ein „Fermo" an den Kutscher, mir noch einen minutenlangen Rückblick auf die Kirchenfaçade zu verschaffen. Dann ging es fort — ich schloß die Augen und ließ die Eindrücke noch einmal vorüber passiren, was zum Behalten des Gesehenen sehr vortheilhaft ist

— und vorüber gings an den langweiligen Reispflanzungen und den öden ärmlichen Bauernhäusern gegen Pavia zu.

Merkwürdiger Weise nimmt das Gedächtniß für architektonische Anschauuugen durch Uebung zu — und wenn bei Jenem, der es nicht gewohnt ist, im raschen Wechsel die Bilder nach einander einzusaugen, darnach alles bunt und wirr durcheinander läuft — ordnen sich die Bilder klarer und haften fester, wenn man sich daran gewöhnt hat, vieles nach einander zu sehen, und zwar mit der Intention, sich auch etwas zu merken. Also hat auch hier die Uebung ihr Gewicht und ihre Geltung, denn durch sie vermag man jene Confusion wenigstens theilweise zu bemeistern, die einem befällt, wenn man ungeübt ist, und die einer Musik gleicht, welche alle gesehenen Gegenstände zum wirren Tanz auffordert, indem sie sich dann vor unsern Augen herumdrehen.

Jetzt erst dachte ich mich in die Empfindungen des starren pedantischen Baustyl-Kritikasters hinein, welche derselbe aussprechen dürfte, wenn er die Certosa sieht. Er wird klagen über das Durcheinander der Style — über den Mangel an Einheit — über das Auseinandergehen des gothischen Poles bis zum Rococco-Pole und über dieß und über das!

Wer mit diesem Maßstab daher kommt — der ist nicht fähig einen Bau zu verstehen, welcher 4 Säcula lang gewachsen und der das Gepräge von 4 Jahrhunderten an seinem Wachsthum trägt.

Das ist kein Glashaus von Pflanzen, das ist kein Garten, den man in ein paar Jahren plausibel herstellen kann, das ist ein gewaltiger Kunstwald — wo hier an der stämmigen Eiche unten das hellgrüne Moos wächst — dort auf der Fichte die Mispel sich breit macht — hier Ahorn- und Haselstauden, Rothbuchen und Pinien abwechseln und oben drüber ruht als Einheit der helle blaue Himmel, und es singt und klingt aus allen Zweigen — da hört die Kritik auf und fängt die Freude an — da eröffnet die Empfindung ihren reichen Quell — und da rauscht wie ein Wasserfall harmonisch das Windessausen, das durch die Wipfel und Kronen der Bäume fährt.

33.

Pavia. Hypokrates und Galenus von Pavia. Die alten Apothekenschilder. Das Marmormonument des heil. Augustin. Beschreibung desselben.

Was macht doch dieses Pavia für einen schauerlichen Eindruck von Oede, Langweile und Ungenieß-

barkeit. Es war schon sehr heiß — und in einigen Kaffeehäusern des Corso versuchten es einige Studiosen der Stadt einiges Leben einzuhauchen. Aber ach, was für ein Leben? Dasselbe was der berühmte Bologneser Professor Galvani den todten Froschschenkeln eingeelektrisirte. Uebrigens ist es den jungen Leuten noch hoch anzurechnen, daß sie es in Pavia überhaupt aushalten; ich möchte lieber in Padua 10 Jahre, als 4 Jahre in Pavia studiren.

Kaum abgestiegen, wurde ein Cicerone gemiethet — und der erste Weg ging in den Dom zu St. Augustins Grab. Auf dem Wege dahin fielen mir auf der Straße zwei Männer auf — die in kurzen schwarzen Röcken ein so lebhaftes Gespräch führten, und dabei mit den Händen so gelehrt agirten, als ob sie die Gedanken aus dem tiefen Brunnen der Wissenschaft heraufhaspeln wollten. Der eine trug einen weißen Bart, wie wir dieselben in Deutschland nur mehr bei den Theatereinsiedlern zu sehen gewohnt sind, und wie einen solchen in der Wirklichkeit der alte Turner Jahn getragen. Auch der andere Herr trug einen Bart von derselben Länge und Dichte — aber schwarz. Ich fragte wer denn diese Herren seien; und erfuhr, daß mir die unverhoffte Ehre zu Theil geworden, den Hypokrates und Galenus, will sagen

die zwei medizinischen Sterne erster Größe von Pavia zugleich zu sehen, wobei mir nur die Bedauerniß ankam, daß diese Herren, außer ihren griechischen Bärten, ganz nach der letzten Mode einhergingen, und daß sie nicht lieber den ehrwürdigen Gesichtsschmuck durch eine griechische Kleidung zu heben suchten. Daß man sich trotz der eindringlichen Ehrfurcht den die griechischen Büsten auf dem Parisermodejournal hervorbringen, nicht auch einer kleinen heiteren Stimmung enthalten kann, dürfte wohl selbstverständlich sein.

Hier sah ich die Köpfe auf den Apothekenläden — die mir so oft in meiner Knabenzeit Bewunderung abnöthigten, weil ich meinte ihre große Gelehrsamkeit habe in der Kenntniß von dem Inhalte sämmtlicher Büchsen, Flaschen, Tigeln und Schubladen bestanden, welche auf den Brettern der Apotheken mit ihren beschriebenen Blechschildern, wie ein gegen sämmtliche Krankheiten bewaffnetes — leider selten siegreiches Heer — in Reih und Glied nebeneinander stehen, hier sah ich also ein Paar von diesen ehrwürdigen Apothekenköpfen lebendig vor mir, was nicht wenig dazu beitrug, die Berühmtheit Pavias in meinen Augen noch um einige Ellen höher steigen zu lassen.

Doch waren die Gedanken an diese beiden Herren,

wie ein jetzt unbrauchbares Spielzeug bald über Bord geworfen, als ich in Sicht des Domes von Pavia kam, — wo jetzt der Leichnam eines der größten Menschen ruht, mit denen das Geschlecht je von Gott begnadigt worden.

In einer hohen Kapelle des rechten Kirchenkreuzes ist das Grabmal des großen Kirchenlehrers, seine Gebeine ruhen in der Mensa des Altares, über dem ein mächtiger Katafalk aus einer Welt von weißem Marmor sich erhebt. Der Kirchendiener räumte das Antipendium weg, und nun konnte ich kniend durch ein Glas den silbernen Sarg bemerken. Derselbe wird alljährlich am Festtage des heil. Augustinus (28. August) herausgestellt.

Das Monument des heiligen Kirchenlehrers ist, unsers Wissens besonders in Deutschland so ziemlich gar nicht bekannt. Es hat wohl wegen seiner allegorischen Figuren für den Künstler, überhaupt aber für jeden Katholiken ein hohes Interesse, und verdient daher mindestens eine kurze Beschreibung.

Das Denkmal (l'Arca di Sant' Agostino, wie es hier genannt wird) bildet ein längliches Viereck und ist in 4 Stockwerke durch Gesimse abgetheilt, in denen es von Statuen, Basreliefs und Ornamenten wimmelt. Das erste Stockwerk steht auf einer Ein-

lage von schwarzem Marmor. Die Längenseiten sind durch 4 Pfeiler in 3 Abtheilungen, die beiden Breiten sind durch einen Mittelpfeiler in 2 Abtheilungen geschieden. Vor jedem Pfeiler steht eine ganze Figur, jede Abtheilung enthält zwei Nischen, die durch niedliche gewundene Säulen gebildet werden, in jeder Nische in Basrelief ein Apostel, dessen Name unten am Piedestal, sammt den 12 Glaubensartikeln in gothischen Buchstaben eingemeiselt ist, so daß um die Apostelbilder das volle Credo geschrieben steht. Die Statuen stellen die Religion und die göttlichen Tugenden dar. Der Glaube — eine erhabene Frauengestalt, das wallende Kleid an der Brust geschlossen, der Saum vom rechten Arm zurückgeworfen, hält sie in der Rechten ein Kreuz, in der Linken einen Kelch; das Haupt ist mit einem Schleier verhüllt (die Figuren dürften von 1 und ½ Schuh Höhe sein). Die Hoffnung ebenfalls eine Frauengestalt, der Blick ist voll Begeisterung zum Himmel gewendet, reich und schwellend rollen ihr die Haare über die Schultern, das Haupt mit einem Kranz aus Rosen und Hiazynthen umwunden — in der Linken hält sie ihr Oberkleid, mit der Rechten eine Palme, aus welcher oben Blumen sprießen. Die Liebe hat den Blick zum Himmel gewendet, in ihrer Linken hält sie zwei Kinder, die

liebkosend ihre Arme emporstrecken, in der Rechten hält sie ein Herz, das umschleierte Haupt ist von einem Kranz aus Glockenblumen umwunden. Die vierte Figur stellt die Religion dar — sie steht auf einem Felsenriff mit einer einfachen Tunica bekleidet, — wellenförmig rollen ihr die Haare über die Schultern, ein einfacher Kranz aus vierblättrigen Blüthen liegt auf ihrem Haupte, in der Rechten eine Schrift, in der Linken eine Palme.

Auf der andern Längenseite die 4 Cardinaltugenden. Zuerst die Klugheit mit 3 Häuptern, das mittlere ernst und bedächtig, das zweite ein nachdenkendes Frauengesicht, das dritte Jugend und Vorsicht vereint. — Die Rechte der Gestalt hält den Zeigefinger erhoben, die Linke trägt 3 Bücher. — Die Gerechtigkeit ebenfalls bekränzt, ein vom Haupt herabwallender Schleier — in der Faust der Rechten ein Schwert, in der Linken eine Wage. Die Mäßigkeit trägt ein einfaches Gewand, welches vom Haupt zu den Füßen niederwallt, das Haupt mit Blättern bekränzt. Sie gießt aus einem Krug, den sie in der Linken hält, Wasser in ein von der Rechten gehaltenes Gefäß.

Die Stärke hat als Mantel eine Löwenhaut um die Schultern hängen, der Löwenkopf dient als Haupt-

bedeckung, die vordern ineinandergeschlungenen Tatzen des Felles halten dasselbe an der Brust. Das Unterkleid liegt eng an den Lenden — und fällt in leichten Falten etwas über den Gürtel herab. In der Hand hält sie 2 Halbkreise, auf einer sind die 4 blasenden Winde, auf der andern 7 Burgen dargestellt. An den Schmalseiten Lucas und Marcus mit ihren Symbolen, inmitten Paulus. Alle drei in Basrelief, dabei in Statuen die Sanftmuth und Armuth. Die Sanftmuth einen Blätterkranz auf dem Haupte, hält in der Linken ein Lamm, das sie mit der Rechten liebkost; sie sieht auf ihre Nachbarin hinüber. Die Armuth in einfacher Tunica, auf dem Haupte einen Blätterkranz, in der Rechten einen Oelzweig, in der Linken eine Palme.

Auf der andern Schmalseite St. Stephan und St. Laurenz, in der Mitte St. Paulus, der erste Eremite. Ihre Namen mit gothischer Versalschrift auf der Basis. An der Seite 2 Statuen; eine die Keuschheit, in einer einfachen Tunica in den Armen Rosen und Tulpenzweige, in den Händen ein Thier, wie ein kleines Kaninchen.

Der Gehorsam eine ernste Matrone, sie trägt ein Joch auf der Schulter, verschiedene Blumen bilden den Kranz, sie hält den Zeigefinger an den Mund,

in der Linken trägt sie ein Buch. Hier steht auf dem Gesimse im schwarz eingelegten Marmor in römischen Zahlen MCCCLXII.

Ober dieser Basis — der eigentliche Kern des Monumentes: die auf der Bahre liegende Gestalt des heiligen Augustinus. Acht Pilaster, die oben durch Rundbogen verbunden sind, geben dem Ganzen das Aussehen eines zierlichen griechischen Tempels. Auf der Bahre, deren Marmortuch in reichen Draperien rings herabfällt, liegt mit kostbaren bischöflichen Kleidern angethan, der heilige Kirchenlehrer in Lebensgröße — in seinen Händen ein offenes Buch — das Haupt etwas erhoben, als ob er im Buche lesen würde. Sechs Jünglingsgestalten im Diakonenkleide umstehen die Bahre und halten das über dieselbe herabfallende Linnen.

An der Ecke vier Heilige. Zu Häupten St. Gregor — eine Taube auf der rechten Schulter, die mit ihrem Schnabel an sein Ohr reicht — angethan ist er mit dem Pluviale, in der Rechten eine Schriftrolle, in der Linken ein Buch; dann St. Hieronymus im Eremitengewand, ebenfalls Rolle und Buch in Händen. Zu Füßen St. Ambrosius, auf dem Haupte die Mitra, Schriftrolle und Buch in Händen. Neben ihm St. Simplicianus mit einem langen Bart,

das Haupt verhüllt, in der Linken eine Rolle, in der Rechten einen Stab.

Außer diesen Figuren sind noch an jedem der 8 Pilaster 4 Figuren, theils Heilige, theils allegorische Gestalten darstellend angebracht. Ebenso sitzen wieder 12 Figuren auf den Pilasterkapitälern — (weil an den Eckpilastern an jedem zwei). Es ist schwierig für alle diese Figuren die rechte Auslegung zu finden. Daß die 4 heiligen Kunstgenossen Claudius, Nicostratus, Symphorianus und Simplicius, welche unter Diokletian das Martyrium erlitten, hier vom Bildhauer angebracht wurden — zeigt von einem besonderen Bekenntniß desselben, indem er damit auch seine christliche Kunstrichtung ausgesprochen hat. Unter denselben steht in Versallettern: Quatuor Coronatorum, — wodurch somit leicht zu errathen ist — was sie vorstellen sollen.

Im Gewölbebogen die Gestalt Gott Vaters — umgeben von Erzengeln, Cherubim und Heiligen.

Das dritte Stockwerk wieder von Pilastern getragen, mit Heiligen-Statuen und Basreliefs aus dem Leben des Heiligen umgeben. Da sieht man Ambrosius auf der Kanzel zu Mailand predigend, unter den Zuhörern Augustinus durch die Aureola (den Heiligenschein) um's Haupt erkennbar. Dann viele bekannte Scenen aus

dem Leben des heiligen Patriarchen von Hyppo. Am schönsten dargestellt und wahrhaft ergreifend ist der Tod seiner Mutter der heil. Monica. Acht Brüder tragen den Sarg in die Kirche, hinten folgt Augustinus — die Hände in der Nähe des Hauptes seiner theuren hingeschiedenen Mutter auf die Bahre gelegt. Ausdruck und Haltung von einer Innigkeit die zu Thränen rührt.

Das vierte Stockwerk — in gothischen Säulen und Bogen gleichsam die Krone des Meisterwerkes bildend, enthält das Wirken des Heiligen in Lehren, Liebesthaten und Wundern. Viele Figuren und Basreliefs.

Das ganze Monument ist vom Kupferstecher Sacchi gestochen, ich konnte aber keinen Abdruck davon finden. Ferreri gibt in kurzer Uebersicht an: die Arca enthalte außer den 50 Basreliefs und den 95 Statuen, gegen 420 ausgeführte Köpfe, deren Augen sämmtlich aus Metall eingelegt sind. (Die meisten Handbücher für Reisende, geben irrig 290 Figuren an.)

Wäre doch diese Grabkapelle lichter; es ist hier um die Mittagszeit von 11 bis 1 Uhr an einem hellen sonnigen Tag so dunkel, daß ein Kurzsichtiger

nur mit Anwendung der schärfsten Lorgnons, besonders in den obern Theilen des Monumentes sich zurecht finden kann.

34.

Geschichte des Monumentes. Gefahren desselben in der Zopfzeit und unter der Franzosenherrschaft. Der kunstsinnige Meister. Geschichte des Leichnams vom heil. Augustinus.

Wann und von wem ist dieß Monument errichtet worden?

Eine einzige Urkunde gibt einen sichern Haltpunkt. Der Prior der Augustiner-Eremiten an der Kirche San Pietro in Ciel d'oro in Pavia Antonio da Tortona stellte aus Klosterschriften im Jahre 1578 eine Genesis hierüber zusammen, die auf Pergament geschrieben, noch existirt. Darin wird im gemüthlichen Styl von Klosterchroniken erzählt, wie diese Arca zu bauen begonnen wurde am 14. Dezember 1362 in dieser unserer Sakristei (in questa nostra Sagrestia) unter dem Priorat des Maestro Bonifacio Bottigella, der in Paris mit dem celebre Dottore Egidio Colonna, Romano studierte, welcher später als Bischof von Lodi diesem Kloster viele Wohlthaten erwies. Wann die Arca vollendet wurde, kann nur conjecturabel aus den Aufschreibungen geschlossen werden — es dürfte dieß

1397 geschehen sein. Oefter scheint den Patribus der Faden ausgegangen zu sein. — Johann Galeazzo Visconti ordnete nun in seinem Testamente an, es solle das Unternehmen auf seine Kosten fortgeführt werden — allein es wurde kein Geld von den Erben verabfolgt. Nun schrieb man eine Collecte an alle Augustinerklöster aus — es ging Geld ein zum Fortsetzen. Rührend ist — wie sich in Pavia reichlich verschiedene Stände betheiligt haben — von denen jetzt in deutschen Städten eher zum Monument irgend einer verliederlichen Tagescelebrität als zur Arca des Kirchenlehrers etwas zu bekommen wäre. — Es heißt in der Urkunde: E vero ancora, che molti gentiluomini e gentil donne di Pavia, lo egregio studio universale (die Universität) i devoti mercanti (die frommen Kaufleute) il Ven. Collegio dei Signori Medici (die ehrwürdige medizinische Fakultät) e quello degli spectabili Notari (ingleichen jene der angesehenen Juristen) hanno date larghe elemosine et cet. Der Chronist hat, wie zu ersehen, diesen Corporationen Beiwörter angethan, die wir in unserer Zeit in Verbindung mit diesen und ähnlichen Vergesellschaften zu lesen, nicht sehr in der Uebung haben.

Und sollte nun die Zopfzeit, welche mit ebenso großer Beharrlichkeit als durchdringlichem Scharfsinn

darauf ausging, die Kunstwerke einer schönen Zeit entweder total zu ruiniren, oder wenigstens nach Möglichkeit zu verunstalten, — sollte diese Zopfzeit an einem wahren Festessen für dieselbe — an dieser Arca ohne schadenbringende Begier vorübergegangen sein? — O nein!

Man nahm sich gegen Mitte des 18. Jahrhunderts vor, der Arca eine Basis zu geben; wurde nun Maß und beiläufiges Gewicht der Arca nach Rom geschickt und dort ein Altar aus Marmor mit Bronce-Verzierungen im Geschmack jener Zeit angefertigt.

Die herrliche wundervolle Arca kostete nach der Aufzeichnung 4000 Goldgulden, (der Gulden vielleicht zu einer Venetianischen Zechine oder zu 18 Franken berechnet); dieser Altar, der nur die Basis dazu abgeben sollte, kostete 10,000 römische Scudi, also über 50.000 Franken. Was für ein Sündengeld für einen betrüblichen Kasten aus Marmor!

Sehr gut sagt Ferrari, der über diese Geschichte einen Bericht geschrieben, ironisch: „Dieses neue Weltwunder wurde 1738 zu Rom in Tiberschiffe gepackt und zum Theile über das Mittelländische Meer zum Theil über das Adriatische den Po und Ticino herauf nach Pavia gebracht — und im Jahre 1743 die Aufstellung vollendet."

Wenn der unbekannte Kunstheld, der die Arca gemacht, (denn offenbar ist der Plan das Werk eines und desselben Meisters) aus dem Grabe aufgestanden wäre und seine Arca auf einem an und für sich hohen, noch durch die 3 Stufen mehr erhöhten Altar gesehen haben würde, zudem auf einem Altar dieser Kunstqualiät — er würde sich mit großer Befriedigung — daß er unter dem Künstlerschlag der so etwas hervorgebracht, nicht mehr zu wandeln braucht, wieder in seine Grube hineingelegt haben.

Der Meister hat nämlich sein Werk für die gewöhnliche Menschengestalt zum Anschauen berechnet. Nun aber wurde der Leib des heiligen Augustinus, der mit der Gesichtshöhe gleichstehen soll — so hoch placirt, daß er fast unsichtbar geworden, und die feine Arbeit der Basrelief und Statuen der obern Stockwerke waren aus der für das Werk berechneten Perspektive ganz verschoben worden. Indessen — der 10.000 Scudi-Altar ging 1799 in Trümmer.

Der Meister der Arca aber ist unbekannt! Ist das nicht charakteristisch! Der Mann, der ein Dutzend unserer renommirten Bildhauer, deren Namen in allen Zeitungen prangen, gemächlich in seine linke Hand nimmt, ohne daß er es nöthig hätte den Meißel wegzulegen, so daß vielleicht mancher Schlägelschlag der

Rechten vom Meißel abprallen und auf einen oder den andern dieser modernen Köpfe zur Berichtigung ihrer am Schädel nicht sehr ausgebildeten Kunstorgane hinüberglitschen würde, ist unbekannt — sein Name nirgends aufgeschrieben.

Denken wir ihn uns, wie er Jahre lang in der Sagrestia bei S. Pietro in Ciel d'oro zubringt — ganz versenkt in seine Arbeit und voll Freuden, wenn ein Kopf nach dem andern lebendig aus dem Marmor wächst — und seelenvergnügt, wenn ein kunstsinniger Mönch kommt, der im Blick oder in wenig Worten zu verstehen gibt, wie er eingegangen in des Meisters Sinn — oder wie er im Gegentheil lächelt in harmloser Ironie, wenn einer kommt der nichts versteht, und der in ausgesponnenen und in's breite gewebten Worten sein Nichtverstehen zu verhüllen sucht.

Denken wir ihn uns, wie er den Marmor zum hellen Spiegel seiner Gedankenwelt macht — von der Ueberzeugung getragen, daß er hier ein Werk schaffe, Gott zu lieb, in seinem Dienst, zu seiner Verherrlichung; — dann werden wir auch verstehen, wie dieser Mann in Erwartung der künftigen Welt — für die er durch Darstellung der vergangenen thätig war, in seiner gegenwärtigen einen Himmel

der Zufriedenheit in sich getragen hat — von dem moderne Kunstjünger keine Ahnung haben, die der Tages-Kunst huldigen, wenn sie auch ihre Namen durch rostzerfressene und halb zerquetschte Zeitungstrompeten wiederholt hindurch erschallen lassen. *)

Als im Jahre 1799 die Augustiner in Pavia dem allgemeinen Geschick erlagen, d. h. aufgehoben wurden, ließ der Bischof Bertieri die Arca, sammt der Altarbasis in einen Saal des Domkapitels übertragen. Im Jahre darauf wollte die französische Regierung — die Arca zu Geld machen, die Statuen verschachern und die Basrelief-Platten als Baumaterial verlicitiren. — Durch die Anstrengungen und Demonstrationen des Domkapitels, gelang es diese Schmach von der damaligen französischen Regierung (welche von diesem Artikel übrigens noch genug besitzt) hinwegzunehmen. Schon waren die Bronzen vom Altare herabgebrochen und sammt den Altarsteinen verkauft — zum Zeichen, daß es auch mit der Arca Ernst sei und daß es der Regierung am guten Willen nicht fehle.

*) Vasari vermuthet nur, die Arca sei das Werk der zwei Brüder Agostino und Agnolo Sinesi (tom. XII. ediz. de Classic. Ital.).

Die Arca blieb also stehen, bis 1823 Luigi Tosi Bischof von Pavia wurde. Diesem lag es am Herzen die Reliquien des heiligen Augustinus sammt der Arca wieder der öffentlichen Verehrung auszusetzen. Da gab es nun hunderte von Bogen zu schreiben und Streitigkeiten zu vermitteln und bureaukratische Aktenberge zu übersteigen — endlich wurde eine Kapelle am rechten Kreuz des ohnedieß unvollendeten Domes angefügt — und die Arca darin wieder auf einen Marmoraltar gesetzt, in dessen Mensa der Silbersarg des Heiligen eingeschlossen ist. Am 27. Aug. 1832 konnte die Kapelle eingeweiht werden, und seither steht nun Sarg und Arca darin.

Also hier St. Augustins Leichnam! — Selbst der Leichnam, der Träger dieses großen erhabenen Geistes — war noch manchem Geschick unterworfen!

Eingesenkt (430) in der Kirche des heiligen Stephanus zu Hyppo (früher die Friedenskirche genannt) ließen die Arianischen Vandalen, welche die Stadt bis auf den Grund zerstörten, doch in heiliger Scheu die Kirche des Friedens — ob ihres ehrwürdigen Bewohners im Frieden, und schonten auch des Kirchenlehrers Bildersammlung.

Im Jahre 508 wollte der heilige Fulgentius die Leiche nach Sardinien bringen — sie fiel aber

in die Gewalt der Sarazenen, die wußten, man werde großes Lösegeld für dieselbe bezahlen. Der Longobarden-König Luitprand löste die Leiche aus — ließ sie nach den Annalen des Baronius im Jahre 714 nach Pavia bringen, in drei Särge von Blei, Silber und Marmor einschließen, den Namen des heil. Augustinus in mehreren Stellen eingraben und einmeißeln, wonach dieselbe in eine ausgemauerte Grube versenkt wurde.

An diesem Orte fand man sie nach einem Jahrtausend (1695) wieder auf, 1728 wurde die Reliquie vom damaligen Bischof von Pavia untersucht und von Benedikt XIII. anerkannt.

Jetzt ruht sie im besagten Grabmahl des Domes.

35.

Gelehrte Heilige und Volksheilige. Die unterschiedene Verehrung derselben. Augustinus und Antonius von Padua. Ambrosius und Karolus Borromäus. Der Dom. Die alte Longobardenkirche S. Michaele. Die Geschichtsschreiber Pavias.

Die Grabkapelle war leer — Niemand kniete am Altar, um dort zu beten. — Rosenkränze an denen in der Medaille St. Augustins Bildniß wäre, bekommt man in Pavia gar nicht — in der That ein eigen-

thümliches Geschick, wenn große Heiligkeit mit ebenso viel Genie und Gelehrsamkeit im Bunde war.

Das Volk findet sich eben mehr von den Männern des Volkes angezogen. Am Grab des heiligen Antonius zu Padua werden heilige Messen celebrirt von Morgen bis Mittags ununterbrochen, und von Betenden ist er umrungen den ganzen Tag lang. Er war ein Heiliger aus dem Volk und für dasselbe, darum lebt er auch durch Jahrhunderte in der Tradition Paduas fort. Heilige werden auch nur von Gott im Jenseits nach Gebühr geehrt — die Ehre von Seite der Menschen im Diesseits hängt von den manigfachsten Umständen ab — gut, daß der Mensch der wahrhaft nach Heiligkeit strebt, auf die Menschenehre im Leben und nach dem Tode seine Hoffnung nicht zu setzen braucht.

Freilich hat Augustinus in Padua nicht gelebt, es ist keine lebendige Tradition da, und selbst der Ort, wo sein Leichnam verborgen wurde, um ihn vor den barbarischen Einfällen damaliger Zeit zu schützen — ist über ein Jahrtausend lang unbekannt gewesen. Lauter Umstände, die bei diesem Vergleich mit dem heil. Antonius auch in die Wagschale zu legen wären, — wenn nicht in der Kirche des heil. Ambrosius zu Mailand — derselbe Fall stattfände. Auch diese Kirche ist sehr wenig besucht. Im Tumult der Großstädte wird auf

die Heiligen vergessen — auch in der Grabeskapelle des heil. Karl Borromäus — die im Dom, im Herzen Mailands täglich von 5 bis 10 Uhr Morgens geöffnet und beleuchtet ist — fand ich öfter nicht eine Seele drinnen. Es werden in der Folge bei Brescia über diesen Punkt noch einige Bemerkungen zu machen sein.

Der Dom ist bedeutend groß, obwohl nur zur Hälfte fertig — wie St. Petronius in Bologna. Man spricht davon ihn auszubauen, das dürfte aber schwer gehen, denn es stehen dem Vorhaben viele Häuser im Wege. Der Bau wurde begonnen 1488 von Rocchi, einem Schüler Brammantes, später versuchten sich inwendig verschiedene Baustyle. Beim jetzigen Haupteingang der Kirche — wird rechts ein 2 Klafter langes Holzmodell der ganzen Kirche gezeigt, welches eigenthümlicher Weise so eingerichtet ist, daß man eine Kerze hineinstellen und dann durch den untern Holzboden den Kopf wie aus der Gruft auftauchen lassen kann — um im Innern des Modelles Rundschau zu halten.

Den ehrwürdigsten und interessantesten Anblick in ganz Pavia bietet die Fronte der St. Michaelskirche.

Ein uralter lombardischer Bau — denn seine Restauration reicht schon in's 11. Jahrhundert hinauf.

Die verwitterten Steine der unteren Parthien mögen die Spuren eines Jahrtausends an sich tragen, das ganze gibt ein anziehendes Bild romanisch-lombardischer Bauweise — wie man es in der Lombardie so ausgeprägt vielleicht nur noch in Brescia finden mag. Auch in dieser Kirche wurden, wie ich es im 12. Kapitel von Muratori's Buch über die eiserne Krone gefunden, Könige mit derselben gekrönt. Da steht man so allein — in der Kirche keine Seele — und außer derselben in der Straße rechts hinauf und links hinab auch keine Seele. Nur die tausendjährigen Statuen an der Front schleppen dich mit der magischen Gewalt ihrer verwitterten Augensterne in die graue Vergangenheit zurück. Während du von den gekrönten Königen keinen Staub mehr findest — ragt der Tempel noch unerschütterlich zum Himmel empor!

Es hat doch dieß Pavia eine große Vergangenheit hinter sich. Die Pavianer Historiker lassen merkwürdig genug — ihre Geschichte nur von der Römerzeit bis zur Unterwerfung des Gebietes von Pavia unter Mailand 1359 laufen, mit diesem Jahre schließen sie ab. Von da an hat Pavia keine Geschichte und keine Politik mehr. Visconti, der Pavia eroberte, hat dieses in seiner Städtehungerigen Weise aus der großen Reisschüssel, in welcher Pavia

wie ein Pudding darin liegt, glücklich herausgefischt und ohne Schmerz verschlungen.

Es klingt fast tragisch, wenn der Pavianer Historiker Carpanelli auf der letzten Seite seiner Geschichte Pavias — nach Viscontis Eroberung der Stadt ausruft: „Jetzt spricht man nicht mehr vom Vaterland." „Ne piu di patria si favello." (Compendio istorico delle cose Pavesi. Esposto da Pietro Carpanelli. Pavia 1817. Capo X.)

36.

Klassische Erinnerungen bei einem Mittagsmal in Pavia. Die Köche der Römer. Ihre Speisegesetze. Ihr Luxus. Cato. Horaz. Julius Cäsar. Wie und welcher Trost aus den Klassikern zu schöpfen?

Pavia macht im Ganzen den Eindruck einer sehr wenig besuchten Stadt. Das beste Hotel hier genügt kaum den bescheidenen Anforderungen eines Mitteleuropäers. Es ist unglaublich, welch ein großer Trost bisweilen aus den klassischen Studien geschöpft werden kann — denen man sich in der Jugend so oft gezwungener Weise hingeben muß. Auch im croce bianca zu Pavia fand ich Veranlassung mich auf die prophetischen Worte eines meiner Lehrer zu erinnern, der zu

uns Schülern sagte: „Wie oft in Ihrem Leben werden Sie Gelegenheit haben, sich zu erfreuen an der Kenntniß vieler Stellen aus den Klassikern, die sie jetzt in der unbesonnenen Jugendzeit für überflüssig halten!"

Mir fiel jetzt ein wie die Römer zur Zeit als der Luxus seine Höhe und die Republik ihr Ende erreichte, für einen Kochsclaven, welcher sich gut auf sein Geschäft verstand, 100,000 Sesterzen, d. i. 12,000 fl. rheinisch oder 25,000 Francs, bezahlten. Es gereichte mir um des armen Wirthes willen zu einem großen Trost — daß derselbe gewiß auf eine bedeutend billigere Weise in Besitz seines gegenwärtigen Koches gekommen sein mußte. Diese gelehrten Gedanken machten mich auf die saure Brühe in etwas vergessen. Als das Rindfleisch erschien, fiel mir ein, wie sich die Römer bei großen Mahlzeiten ganz eigentlich einstudirter Vorschneider bedienten.

Diese Männer hatten unter sich sogar eine Gattung Hoch-, Vor- und Aufschneideschulen begründet. Wie die Zöglinge der Chirurgie Uebungen an hölzernen Gliedmaßen anstellen, so waren zur Zeit des römischen Luxus eigenthümliche hölzerne Bratenphantome zur Uebung aufgestellt. Das hier aufgesetzte Rindfleisch schien nun dazu geeignet, mich an jene Holzstücke zu erinnern; und die Freude an derlei klassischen Re-

miniscenzen trug viel dazu bei, mir die gute Laune nicht zu verderben.

Es fiel mir ferner ein, wie Cato mit seiner bekannten eisernen Strenge gegen den Tafelluxus losdonnerte und Gesetze dagegen erließ — und ich dachte mir: gewiß ist der Wirth dieses Hotels so glücklich, ein Exemplar von jenem Gesetz zu besitzen und er mag aus Pietät für seine großen römischen Vorfahren — um dem Verfall der Sitten in Italien nach Maßgabe seiner Kräfte Einhalt zu thun — das Catonische Gesetz wieder in Ausübung zu bringen versuchen.

Beim Gemüse — welches das eigenthümlichste gewesen, welches mir je im Süd und Nord der Halbinsel vor die Augen kam, und das ich nach dem deutschen Grundsatz: „Man muß nicht von Allem haben" unberührt ließ, fiel mir das strenge Speisegesetz von Licinius Crassus ein; — und ich nahm mir vor zu Hause jenes Fragment einer Rede aufzusuchen, die von einem Orator zur Einführung dieses Gesetzes gehalten worden ist — es lautet:

„Die Helden der Küche und des Luxus erklären keine Mahlzeit für ausgesucht, bei welcher nicht jede Speise in jenem Moment fortgetragen und durch eine pikantere ersetzt wird — in dem sie am besten schmeckt. Das gilt für den Gipfel eines Eßvergnügens, bei Leuten,

die auf Verschwendung und Vornehmthuerei mehr halten als auf eine eigentliche Unterhaltung. Sie stellen den Grundsatz auf — außer der Schnepfe dürfe man von keinem Vogel Alles essen. Sie erklären eine Mahlzeit für schuftig, bei welcher das Geflügel nicht in solcher Menge aufgetragen wird, daß sich die Gäste an den Keulen allein sattessen können. Wer von dem oberen Theile des Vogels etwas ißt — wird für geschmacklos erklärt. Wenn der Luxus in der Weise zunimmt, so bleibt am Ende nichts übrig, als daß sich die Gäste die Mahlzeit von anderen vorkosten lassen, um sich auch durch das Essen nicht anzustrengen — da die Ausstattung der Tafeln und die Pracht der Speisetriclinien (Sophas) mit Gold, Silber und Purpur sich schon reicher findet, als selbst bei den unsterblichen Göttern."

Wieder gereichte es mir zur klassischen Beruhigung, daß diese meine Mahlzeit nicht geeignet sein konnte, die Eifersucht der Götter im mindesten zu erregen; ja daß im Gegentheil — wenn schon die Götter mit der menschlichen Schwäche des Neides gedacht werden — diese Götter in meiner gegenwärtigen Lage die größte Befriedigung finden konnten.

Selbst beim pollastro alesso (gesottenem Huhn), dem Hilfs- und Nothnagel der italienischen Küche, sollte

mich die eingepfropfte klassische Bildung meiner Jugend nicht im Stiche lassen. Ich bemerkte zu meiner Freude, wie der Wirth ein Antithierquäler, ein Mann des Lichtes und der Freiheit und ein Feind der Gefangenschaft und Finsterniß selbst für Hühner war — denn die Feinschmecker des alten Roms fütterten Hühner, Kapaunen, Haselmäuse und Hasen mit Kastanien in eigenen Fallen und an finsteren Orten, weil Mangel an Bewegung und Licht geeignet ist, bei diesen Thieren die Fettbildung zu befördern; auch wurden sie, um selbe besonders schmackhaft zu machen, im Most von Falernerwein erstickt. Daß von allen diesen grausamen Zwangsmaßregeln im Leben und Sterben bei vorliegendem Pollastro nichts stattgefunden, daß dieses Huhn ohne in einer finsteren Hühnersteige gestopft zu werden, seine Tage in Freiheit und Licht zugebracht, ja daß der Lebensfaden desselben sich eine geraume Zeit über die Tage der Jugend hinausspinnen konnte — das Alles war mir zur Gewißheit geworden.

So konnte ich — Dank der klassischen Bildung — in Reminiscenzen an die Römischen Zustände und in heiterer Stimmung an mir ein Mittagsmahl vorübergehen lassen, welches einen andern, der in das Alterthum und seine Gebräuche minder eingeweiht gewesen wäre — zu einer kleinen Verzweiflung gebracht hätte.

Selbst dem Horaz, der doch auch etwas aufs Tafeln und Bechern hielt, war die Verschwendung auf Leckerbissen schon Veranlassung zu einem satyrischen Gedicht von 100 Zeilen, in welchem er sich von dem Gaumenkünstler Catius Küchenrecepte und Regeln über die Eßkunst mittheilen läßt. Horaz hätte hier in dieser Richtung nicht Einen Hexameter zu Stande gebracht. Freilich muß zur Ehre des Wirthes auch erwähnt werden, daß dieses Gastmahl bedeutend weniger kostete als jene berühmten des Kaisers Vitellius — welcher zu diesem edlen Zwecke einst an Einem Tage Eine Million zur Verherrlichung des römischen Ruhmes verlaborirt hat, oder als das des Calligula, welcher den Tribut von drei Provinzen in einer einzigen Mahlzeit durchbrachte.

O es war doch eine große Zeit — die Zeit des klassischen Alterthums, als sie ihre vollen Blüthen entfalten konnte, als der geraubte Reichthum der Welt im Genußleben aufzugähren begann — als selbst Cäsar Brechmittel einnahm, um wiederholt den Tafelfreuden sich hingeben zu können; und war auch bei dem sehr frugalen Mahle in Pavia vom Schwelgen keine Rede — so war mir doch die Freude zu Theil geworden, in der Erinnerung an die Tafeln der Römer — wie ich in meiner Jugend hierüber ebenso eingänglichen

und genauen wie auch begeisterten Unterricht empfangen — in etwas der klassischen Schwelgerei zu huldigen.

Das ist zudem außerordentlich billig und man kann sich nicht leicht den Magen damit verderben.

Daß ich mich beim Dessert an die oben erwähnten Prophetenworte meines einstigen Lehrers mit salbungsvoller Dankbarkeit erinnert habe, brauche ich wohl nicht erst weiter erwähnen zu dürfen.

In Beziehung auf mittelalterliche Reminiscenzen warf ich mir die Frage auf — ob hier nicht vielleicht die Kochkunst aus der Longobardenzeit als ehrwürdige Reliquie aufbewahrt worden sei.

37.

Die Universität in Pavia. Das weltberühmte anatomische Museum.

Die Universität in Pavia hat drei Höfe, jeder bildet ein Viereck aus lichten hohen Arkaden, die auf Marmorsäulen ruhen. Es ist jedenfalls ein würdiges Universitätsgebäude und hat viele Aehnlichkeit mit der sogenannten Brera in Mailand, ein Palast, welcher ehedem Jesuitencollegium war und Maria in Brera (auf der Wiese) genannt wurde, jetzt dient der groß-

artige Bau als Palazzo delle science et arti, weil er die öffentliche Bildergallerie, die Sammlung von plastischen Marmorwerken und Gypsabgüssen, die berühmte Brerabibliothek mit 1000 Manuscripten und 70,000 Büchern, wie auch Münzcabinet, Sternwarte und dergleichen enthält. Es ist diese Brera eine ganz materielle Grundlage zu einer Universität — in den unteren Räumen tummelt sich das lärmende Volk eines großen Gymnasiums. So viel hier als beiläufige Erwähnung einer der ersten Bildergallerien der Halbinsel.

Besonders ausgeposaunt als eine der ersten anatomischen Sammlungen in Italien wird das bezügliche Kabinet, eigentlich die Säle der hiesigen Universität. Dem besagten Ruhme wollen wir keinen Abbruch thun, weil uns hierin kein wissenschaftliches Urtheil zusteht. Eine Frage nebenbei aber dürfte uns erlaubt sein. Soll nicht bei anatomischen Sammlungen wenigstens jene Gattung Grauenhaftigkeit vermieden werden — welche unterbleiben kann, ohne der Wissenschaft irgend einen Eintrag zu machen? In einem langen Zinktroge liegen in Spiritus ungefähr gegen ein Dutzend abgeschnittene Köpfe, der Trog ist oben mit verkitteten Glastafeln geschlossen. Müssen nun diese Köpfe gerade in einem so plumpen Behältniß

daliegen, welches eher den Anschein hat, als wäre es das Reservoir irgend eines sehr viel beschäftigten Scharfrichters, der gar keine Zeit findet, mit seinen vielen Köpfen Ordnung zu machen und sie aufzuräumen, oder könnten diese besagten Köpfe nicht — in so weit es eine derartige wissenschaftliche Sammlung zuläßt — in irgend einer andern, nicht so plump cumulativen Darstellungsform präsentirt werden?

Doch — das Ganze ist nur ein neuer Beweis — wie Köpfe nie gut behandelt werden, selbst abgeschnittene nicht!

Als ersten Spaziergang Pavias rühmt Förster die Brücke über den Tessin mit „schöner Aussicht". Die Brücke aus Stein ist ganz gedeckt — hat in der Mitte eine gemauerte Johanneskapelle — von der schönen Aussicht aber habe ich keine Spur gefunden. Was für ein öder unheimlicher Anblick, diese Sandbänke, Auen und kahlen Steinhäuser — nur auf einer Anhöhe gegen Osten schaut das Collegium Borromaeum, ein theologisches Seminar herunter.

Wenn Einer von Italien nichts anderes zu sehen bekäme als Pavia — der möchte sich von der Halbinsel und ihrer Herrlichkeit einen saubern Begriff machen.

Hier in Pavia, welches damals Ticinum hieß, hat Anicius Manilius Torquatus Severinus Boëthius sein

Buch vom Trost der Philosophie (de Consolatione Philosophiae) im Kerker geschrieben. Hier wurde er im Thurme im Jahre 525 auf Theodorichs Befehl enthauptet und später sein Leichnam in der Kirche S. Pietro in Ciel d'oro beigesetzt. Kaiser Otto III. ließ ihm 300 Jahre später ein prächtiges Mausoleum errichten. Pabst Silvester II. machte hiezu die Inschrift in lateinischen Hexametern. Weniger bekannt ist, was ein alter Biograph von ihm erzählt, daß er drei Werke im Kerker unter dem Drucke der Ketten, ohne irgend ein Buch — abgefaßt: das erste nach dem Beispiele des Socrates, eine Apologie oder Vertheidigung gegen seine böswilligen Ankläger, das zweite: gegen Simachus ein Buch von der heiligsten Dreieinigkeit — und das dritte: die 5 Bücher vom Trost der Philosophie.

So wurde dem römischen Consul am Ende seiner Tage arg mitgespielt vom Ostgothenkönig Theodorich — der den elenden Verläumdern Basilius, Opilio und Gaudentius, die sämmtlich Arianer waren, Glauben schenkte — und dem edlen Mann das herbste Loos zu Theil werden ließ.

Die Neidhammel konnten den Ruf der Gelehrsamkeit und des Talentes — welchen Boëthius sich erworben — nicht vertragen, und darum suchten sie ihn

zu verderben. — Auch der Neid wird von einer Art Geilheit gestachelt — die blind auf den Gegenstand ihrer Leidenschaft losrennt — unbekümmert um die Verachtung der Nachwelt — und nur lüstern nach dem zeitlichen Unglück des verhaßten Gegners, der sich den Haß der Elenden eben durch seine besten Eigenschaften zugezogen.

Merkwürdig bleibt wie Boëthius (der der größte Polyhistor seiner Zeit gewesen, da er viele Werke theils lateinisch schrieb, theils aus dem Griechischen übersetzte und zwar über Logik, Rhetorik, Musik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie, Metaphysik, Mechanik u. a.) sein 5. und letztes Buch: **De consolatione Philosophiae** mit dem vollsten Gottvertrauen schließt: „Es bleibt der Allwissende über uns — den Guten Lohn, den Bösen Strafe ertheilend. Nicht vergebens beten wir zu ihm und hoffen wir auf ihn — wenn wir nur recht und in Wahrheit beten — wird es auch nie erfolglos sein. Verabscheut das Laster, ehret die Tugend, erhebt in der Hoffnung auf Gerechtigkeit euren Geist und sendet in Demuth Gebete zum Himmel. Sucht es euch nicht zu verbergen, es ist euch als eine heilige Pflicht auferlegt, zu wandeln in Gerechtigkeit, denn was ihr thut, liegt offen da vor den Augen des Alles sehenden Richters". Es ist in diesem Schlußwort der Kern der wah-

ren Lebensphilosophie enthalten. Das Gewissen ruft zum Gebet und fordert auf zum Wandel vor Gott in Gerechtigkeit. Dieses Buch „De consolatione Philosophiae“ beherbergt eine Menge sehr tiefer Gedanken, die auch der christliche Ascet brauchen kann.

Boëthius der tieferfahrene Denker weiß die menschlichen Leidenschaften alle an der Wurzel mit fester Hand zu packen; er duldet keinen Schein und keine Heuchelei. Er zeigt den Jammer der Wurzelsünden, der Wollust, der Habsucht, der Ehrsucht. Wie trefflich sind seine Worte im 3. Buch: „Dignitatibus fulgere velis: Danti supplicabis: et qui caeteros praeire honore cupis, poscendi humilitate vilesces“. (Du willst im Glanz von Würden Dich erfreuen? Dann mußt Du bitten bei dem, der sie austheilt, und wenn Du an Ehren Dich über andere erheben willst — mußt Du in kriechender Bettelei verächtlich Dich erniedrigen!“)

So ist Boëthius reich an kräftigen durchdringenden Stellen! Doch wozu hier in Pavia diese Citate aus seinem Buch? Pavia ist nämlich eine so furchtbar langweilige Stadt, daß man es einem, der darinnen herumgeht, nicht verargen darf, wenn er zu einem in ihr selbst bereiteten Heilmittel — zum „Trost der Philosophie“ seine Zuflucht nimmt.

Beim Abschied aus dem Gasthofe — in dem der Wagen mich geführt und der am Corso zunächst der Universität gelegen ist — erfuhr ich, daß dieser — das erste Hotel in Pavia sei. So sehr ich früher bedauerte in diese Speiseverpflegung gerathen zu sein — so sehr wünschte ich mir jetzt erst noch Glück dazu.

Wieder zurück durch die endlosen Reisfelder nach Mailand. So ein Reisfeld macht einen doppelt unangenehmen Eindruck. Einmal ist es ziemlich öde anzuschauen — und dann gedenkt man dabei auch der sumpfigen miasmatischen Gegend, die wohl dem Gedeihen des Reises sehr zuträglich ist — in der sich aber der Mensch nicht wohl befindet.

38.

Auf dem Comersee. Die Villa der Herren Gebrüder Plinius. Der Baumeister in Piacenza beim Fenster hinausgeworfen. Der Parallelwurf aus dem Pragerschloß. Villa Collabiano und der große Joseph Frank. Sein Monument, und was die Leute sagen. Aktien auf Unsterblichkeit. Plan zu einer Walhalla.

Ein Tag für den Comersee. Mittelst Bahn und Dampfschiff läßt sich diese Partie in einer außerordentlichen Geschwindigkeit abmachen. Man fährt um $^1/_2$6 Uhr nach den Bahnhof. Um 6 Uhr fliegt der Train in zwei Stunden nach Camerlata. Rechts bilden riesige Glet-

scher den Hintergrund von hellgrünen Bergen. Von Camerlata fahren die Pferdewagen in 20 Minuten in das belebte fabrikenreiche Como zum Hafen. Hier steht der Dampfer bereit, der über den ganzen See fährt — den aber der Reisende, welcher die Schönheit des Comersees betrachten will, nur bis in die Mitte des Sees auf den schönsten Punkt, d. h. in das Städtchen Bellagio benützt.

In der That eine Villenpracht an diesem Lacus Larius — wie ihn die Römer geheißen — die ein glänzendes Zeugniß ablegt — wie geistreich es die reichen Leute seit jeher verstanden haben, sich im behaglichen Nichtsthun ein angenehmes Leben zu verschaffen. Die historisch merkwürdigste Villa dürfte wohl die der beiden Plinius sein. — Man schließt aus Plinius Epist. IV. 30, wo von der täglich mehrmals ausbleibenden Quelle die Rede ist — daß dieß die Villa Pliniana sei, weil eine Quelle mit demselben Zustand noch heute sich hinter diesem Hause findet. Es ist einer der schönsten Uferpuncte des Sees, den sich der genußsüchtige Historiker ausgewählt hat. Von dichtem buschigen hellgrünen Laubwerk des aufsteigenden Berges ist das imposante Haus überragt — wie ein breites silberfunkelndes Band rauscht seitwärts ein Wassersturz nieder. — Von der Ferne gesehen hat es den Anschein, als

ob das ganze Gebäude sich auf ein üppiges grünes Pfühl gebettet hätte, um darauf auszuruhen. Die Ruhe und Behaglichkeit des Hauses soll sich am Besitzer desselben wiederspiegeln. Gegenwärtig gehört die Villa der Mailändischen Fürstin Belgiojoso.

Die Villa — wie sie jetzt dasteht — ist zwischen 1560 und 70 von Giovanni Anquisola (nach Bertolottis Buch: Viaggio al laco di Como) gebaut. Dieser Anquisola befand sich unter jenen 4 Herren aus und in Piacenza, welche die besondere Auszeichnung genossen, vom Herzog Peter Ludwig Farnese (einem seiner liebenswürdigen Eigenschaften wegen historisch bekannten Herrn) eigenhändig im Schlosse zu Piacenza aus dem Fenster hinausgeworfen zu werden.

Ein schönes Seitenstück zum Hinauswurf jener 3 Herren (1618) auf dem Prager Schlosse, Graf Slawata, Martinitz und dem Secretär Philipp Fabricius. — Ueber diesen böhmischen Fall berichtet der spanische Bischof Palafox y Mendoza in einem politischen Zwiegespräch (Madrider Originalausgabe) folgenden — in Deutschland unbekannten, sehr ergötzlichen Zwischenfall:

Nachdem die Herren unten angekommen waren, sagte der Sekretär, der auf den Grafen Slawata fiel: „Verzeihen Euer Gnaden, wenn ich Ihnen wehe ge-

than habe, ich that es nicht mit Fleiß.“ Der Graf antwortete: „Ich glaube es Ihnen gern, Herr Sekretär!“

Sie liefen dann alle drei davon und kamen glücklich durch, obwohl aus dem Fenster viele Schüsse ihnen nachknallten. Das erzählte Graf Slawata dem Bischof Palafox selbst, als dieser in einer politischen Mission in Oestreich war. In der That — dieser Sekretär gibt ein Beispiel von unerschütterlicher, hartnäckiger und geistesgegenwärtiger Höflichkeit.

Nicht weit von der Villa des Plinius wird man am linken Seeufer neben der Villa Collabiano eine Pyramide aus Quadersteinen gewahr — die sich ein Herr Frank, Professor der Medizin aus Pavia — auf testamentarische Anordnung — selber setzen ließ und dazu 25,000 Franken bestimmte. Wie zerschmetternd oder wenigstens wie schmetternd klingt die erhabene einfache — eines Helden, dessen Schwert das Leichenmesser, dessen Schlachtfeld der Secirtisch war — angemessene Inschrift:

Joseph Frank
1851.

Wer ist dieser Joseph Frank? fragt da fast jeder Reisende. Elender! Den Joseph Frank kennst Du nicht, den Mann, der durch seine Pyramide es so meisterhaft verstand, die Deutschen wie die Wällischen

lächerlich zu machen? In der That, ein Gedanke eben so kolossal als pyramidal. „Wie mag der Mann auf den Einfall gekommen sein? fragten einige Deutsche auf dem Dampfer. Einer antwortete: „Offenbar eitle Sucht, nach dem Tode in goldenen Lettern hier zu glänzen vor allen denen, die da vorüberfahren, allen Reisenden seinen Namen und sein Andenken in den kolossalen aufeinander gelegten Steinblöcken aufzudrängen". — Ich versuchte noch eine andere Auslegung. Frank besaß eine Villa in der Nähe. Er sah nun in der Diagonale hinüber am jenseitigen Ufer die Villa Pliniana — die offenbar wegen der berühmten Namen ihrer einstigen Besitzer — die Augen aller Reisenden auf sich zieht. Da mochte nun dem berühmten Medizinprofessor der Gedanke durch den Kopf gefahren sein: „Tausend Element! Ich will dem Plinius am diesseitigen Ufer Opposition machen, ich will die Aufmerksamkeit der Seefahrenden zertheilen, den Plinianischen Ruhm in zwei Hälften zerspalten — und die Leute, welche diese Wasserstraße passiren, sollen so gut von mir reden als sie von Plinius reden! Geld habe ich, und ich werde mir den Plan etwas kosten lassen. Ich will meinem Ruhm mit 30,000 Liren nachhelfen, mein Kopf soll wie ein Herrscherhaupt (da ich doch im Gebiete der Wissenschaft ein kleiner König war)

auf dem goldenen Riesengroschen eines Medaillons erglänzen, und in den Reisebüchern wird dann stehen: „Am Comersee sieht man rechts die Villa des Plinius, links das Denkmal des großen Frank“.

In der That ein kostbares Frankenstück diese Denkmünze des Professors mit ihrem geistreichen Kopf! 25,000 kleine Franken um Einen großen Frank daraus zu machen. Eine Bagatelle.

Mir fielen die beiden langbärtigen lebendigen Weisen aus Pavia ein, die ich in den Straßen der Universitätsstadt frei herumwandeln zu sehen so glücklich war! Ob auch diese durch Denkmäler an den Ufern des Comersees einst verewigt werden? Wer kann das wissen? Die Bärte würden dem Gießer des Medaillons jedenfalls einige Hindernisse bereiten. Er müßte dieselben entweder rasiren, oder sie in vergoldetem Messingdraht aus dem Basrelief herauswachsen lassen — wo sie dann in die Seefluthen hinaushängen würden, von den silbernen Wellen hin und her gespült, wie jene Gattung von Wassergräsern, deren dünne Fäden in dichten Massen in die Fluthen hineinhängen, und da in ihrer Bewegung dem Spiel der Wellen folgen. Ein Kunstwerk wie es noch nicht dagewesen — wie es bisher dem kühnsten Genius der Erzgießerei noch nicht eingefallen und mittelst welchen Kunstwerkes die Meister

desselben **Scultore** und **Fonditore** zugleich sich an die Bärte von Hypokrates und Galenus anhängend in das Reich der irdischen Unsterblichkeit hinüberschweben könnten. Dann wäre auch Frank nicht mehr allein, sondern in Gesellschaft — und es könnte so, wenn das Beispiel Nachahmung fände, sich nach und nach eine Akademie aus Medaillons und Messingköpfen um den Comersee versammeln, die Seetiefe würde symbolisch die unergründliche Gelehrsamkeit der Versammelten darstellen — ihre Ruhe und ihr Schweigen würde von ihrer Weisheit und Bescheidenheit Kunde geben; und der Reisende möchte mit Vergnügen eine Walhalla unter freiem Himmel sehen — deren blaues Dach die Berge tragen, eine Walhalla, in die man sich wie bei den Lebensversicherungen durch den Erlag einer gewissen Summe zur Unsterblichkeit einkaufen könnte! Auch diese Einkaufung wäre hinwiederum durch den Riesengroschen oder Herkulesdukaten des Medaillons angedeutet.

So kreiselten sich die Gedanken noch lange in weiten Wellenringen fort, kein Wunder, war doch auf einmal in den klaren See — der gewaltige monumentale Steinbrocken des Frankmonuments hineingefallen — und das hierdurch verursachte Wellenspiel — muß sich darnach auch in den engeren oder weiteren Gedankenkreisen eines Reisenden darstellen.

39.

Bellagio. Villa Serbelloni und ihr Hesperidenhain. Aussicht. Bankier und Villa. Hotel Florenz. Theologie und Galanterie eines Engländers.

In Bellagio mittelst einer Barke ausgeschifft — war es das erste, den schönsten Punkt des Comersees, die dem Duca Serbelloni zugehörige Villa auf dem Berge zu besuchen. Es fand sich eine Gesellschaft aus dreien, außer mir ein englischer Gentlemann, der nur englisch und französisch sprach und ein Westphale, der sich seit 20 Jahren in Amerika etablirt hat; beide waren des Italienischen unkundig und ihnen somit meine Gesellschaft erwünscht.

Man nimmt sich einen Führer, der durch die engen verschlungenen Gäßlein, die den Berg hinansteigen, mitgeht, von diesem wird man an dem Parkthore einem Unter- dann später wieder einem höheren Gärtner überliefert, was Alles seine guten Gründe hat. Unter Weinhecken führt der Weg aufwärts. Bilder auf Bilder rollen sich nach und nach auf, immer in weiteren Rahmen, je höher man emporsteigt — oben der blaue Rahmen des Himmelsgewölbes — unten der grüne Rahmen des Sees und zu beiden Seiten Gegend und nichts als Gegend. Daß es hier schöner ist als in Pommern,

wird Dir selbst der verbissenste Berliner nicht abstreiten, obwohl Du ihm wirst zugeben müssen, daß Pommern doch auch hinlänglich reich ist an schönen Parthien — die freilich — um recht verstanden und genossen zu werden, echt preußische Gefühle von Nöthen haben.

Ist dieser Garten — und die Aussicht von diesem Garten — doch eine Pracht, wie man eine ähnliche vielleicht in der Welt vergebens sucht.

Der Charakter der Gegend stellt sich ganz anders heraus, als der vom Golf zu Neapel oder zu Sorrent — es gibt eine Menge von Momenten, die den Platz zu einem der originellsten in der Welt machen.

Einmal im Park die üppigste Vegetation des Südens. Orangenhaine, mächtige Gruppen von Camelien im April im vollsten Blüthenschmuck — ganze Boskete von Magnolien mit ihren röthlich-violetten hohen Blüthen, die in der Nähe den Champagnergläsern an Form und Größe gleichen, und die von weitem angesehen dem Magnolienbaum das Ansehen eines tiefgrünen herrlichen Christbaums geben, welcher über und über mit flammenden Kerzen besteckt ist. Hier machen sich an den Wegen wieder die duftigen Rhododendron bemerkbar, durch ihre hochrothen Rosen und durch ihren lieblichen Geruch. Die italienische Cypresse mit ihrer Kegelform wechselt mit

der orientalischen, die ein Symbol der Zerfahrenheit (gegenüber dem Zusammenhalten ihrer europäischen Schwester) die Zweige weit hinausstreckt, daß zwischen denselben der blaue Himmel durchschaut. Ueppige Cedern und Pinien hauchen ihren Frühlingsduft aus, die scharf stinkende Sabina kriecht hie und da als Umzäunung der Wege schlangenartig am Boden fort; und am Oelbaum keimen die ersten Blättertriebe. Alles, alles im Freien, alles in der üppigsten Blüthenpracht — nur die Palmen haben es für gut befunden in einem mächtigen hohen, dem Süden zugekehrten Glashause zu wohnen — sie sind, wie oft stark ausschauende Menschen, sehr empfindlicher Natur und können den mindesten Frosthauch nicht vertragen.

Das ist der Platz auf dem man wandelt — nun aber erst die Aussicht in die Tiefe ringsum. Die drei Seezungen Lago di Como, di Lecco, und die Collico übersieht man von diesem Vorgebirge zugleich. Städtchen, Dorfschaften und Massen von Villen in allen Farben; für einen Kurzsichtigen hat es den Anschein als hätte der See — wie es am Meeresufer der Fall ist — an seine Ufer große vielfärbige Muscheln herausgeworfen, die nun daliegen im üppigen Grün; hart am Strande, hie und da eine etwas weiter auf

die Anhöhe hinaufgeschleudert. Von einigen Partien des Parkes senkt sich der Abhang geradewegs an 30 Klafter tief in den See hinein; man sieht senkrecht an das Felsenufer unten — das durch die Wassermoose, welche einige Fuß tief unter der Seefläche durchleuchten — bis die dunkle Untiefe angeht — dem grüngoldenen Flammen eines Riesensmaragds verglichen werden kann. Barken fahren so langsam einher, daß man ihre Bewegung kaum bemerkt, der Größe nach eher Weberschifflein als einem Fahrzeuge gleichend.

In der That die Erdenherrlichkeit — in der vollsten Entfaltung ihres Zaubers. Ein Gymnasialschüler, welcher die Aufgabe hat, beschreibende Poesie zu pflegen — könnte bei diesem Anblicke selig werden, und wenigstens drei Bogen gutes Schreibpapier verschildern, wornach ihm noch obendrein für den gehabten Genuß — den See und seine Ufer mittelst Poesie und Tintentigel aus der Wirklichkeit heraus und auf die Schreibtheke hinaufkonstruirt zu haben — die Belohnung kaum entgehen dürfte, daß sein schriftlicher Aufsatz den andern Schülern als Stylmuster zum angenehmen Geruch, guten Beispiels und zur Darnachachtung vorgelesen wird.

Während der Engländer die gewöhnliche englische Schweigsamkeit durch „very fine“, „very beautyful“ unterbrach, dachte ich mir ungefähr folgendes: „Wenn

dir nun Jemand die Villa Serbelloni schenken würde, mit der Verpflichtung hier in diesem Paradies den Sommer zuzubringen, und wenn dir auch die Geldmittel, welche die Erhaltung von Haus und Park verlangen, angewiesen würden — ich thät mich ohne Bedenken für den Antrag bedanken.

Wer an ein daherrollendes Fahrwasser von Thätigkeit gewohnt ist — der kann sich mit dem melancholischen Zauber des dolce far niente am stillen See nicht recht vertragen. Es dürfte auch kaum ein Irrthum sein, wenn man annimmt, daß die reichen Leute, welche in den hunderten von Villen am Comersee hausen, den größten Theil des Tages über von einer Langweile geplagt sind, von der sich ein Mensch, der nicht in ähnlichen Verhältnissen wie diese „Glücklichen" hier — zu leben gewohnt ist — gar keine rechte Vorstellung machen kann. Es gibt ganz gewiß Villenbesitzer — denen es in der geträumten und sich selber hinaufgelogenen Seligkeit allhier nicht einer der geringsten Genüsse ist, wenn sie denken, daß nun die Welt — d. h. ihr Lebenskreis, von ihnen spricht: „Er ist auf seine Villa am Comersee gegangen." Der emporgekommene plötzlich reich gewordene Bankier hat mehr Freude, wenn er mit aufgeblasenen Backen verkündet: „Ich werde einige

Wochen in meiner Villa am Comersee zubringen" — als wenn er diese Wochen hier wirklich zubringt; und trotz allen Bemühungen die Spinnenweben der Börse, die Tausendfüße von Viertel und Achtel nicht aus seinen schmutzigen Kopfwinkeln hinauszufegen vermag.

Ein paar Wochen nach meinem Besuche auf dieser zauberhaften Villa, las ich in den Zeitungen: „Der Duca Serbelloni ist zu Bellagio mit Tod abgegangen." Der Duca ist fort — die Villa ist da!

Nun begaben wir uns in's Hotel Florenz, dessen Besitzer Mela heißt. Auf dem Wege durch die engen Bergsträßlein Bellagios zeigte sich auch der Pfarrer von Bellagio vor seinem Hause und grüßte uns, die Fremden, sehr freundlich. Er trug einen grünen Rock, schwarze Strümpfe und sehr breite weiße Strumpfbänder, eine originelle Tracht; es war eine Gestalt, die an den bekannten Kupferstich Lavater's erinnert, wo dieser sehr berühmte Gesichtsforscher in Pastorenkleidung, den Hut und Stock in der Hand, gleichsam vor Jedem der ihn anschaut ein stereotypes Kompliment macht.

Das Hotel Florenz zeigt sich der Aussicht und der Gegend würdig. England, Amerika und Deutschland waren über die Maßen zufrieden in Anbetracht der ganz untadelhaften Leibesverpflegung. Der eng=

lische Gentleman unterließ es nicht vom schneeweißen Trutte (Seeforelle) an bis zum Sparagio (Spargel) und Bodino herab, wohlgefällige und lobspendende Groans (Seufzer) loszulassen, sobald er das erste Stück von den besagten Nahrungsmitteln verkostet, mit welchen Groans dieser Lebemann der Wirthin — die eine sehr anständige Frau ist und selber in schwarzen Seidenkleidern servirte — in Ermanglung der Kenntniß des Italienischen, seine feinschmeckerischen Gefühle kundgeben wollte. Durch einige kurze Antworten auf Fragen: „Was ich von der Times, vom Ministerium Derby" u. a. halte, — welche Antworten im Sinne des Gentlemans ausgefallen sein mochten — erlangte ich das Glück von demselben auch in verschiedenen außerpolitischen Fragen für ein kleines Orakel angesehen zu werden. Er bemerkte z. B. daß er sich sehr vor gefälschtem Wein fürchte und ob ich ihm sagen könne, wie es mit dem rothen Wein stehe, den man uns aufgesetzt. Ich benahm dem ängstlichen Genießer jeden Skrupel, und erklärte den Wein als echt und frei von allen andern Nichtweinsubstanzen. O wäre mein Wort immer auf so fruchtbaren Boden gefallen, wie dießmal: der Gentleman verarbeitete nun mit dem kindlichsten Vertrauen auf mein Zeugniß zwei ziemlich große Flaschen, wurde dabei sehr red-

selig, sagte, daß er der anglikanischen Kirche seiner Geburt nach angehöre, aber daß seine meisten Freunde auch sein Testamentsexekutor — für den Fall continentlichen Abfahrens von dieser Welt — Katholiken seien, daß er aber die Puseyten wegen ihrer Halbheit hasse, obwohl es ihm nicht in den Sinn komme für die Hochkirche eine Lanze einzulegen, oder ihren Fortbestand zu wünschen.

Als der Mann zum schwarzen Kaffee seine Cigarre rauchte, mit welcher er zugleich höchst wohlgefällig die dünne Theologie, welche er von seinen Kreidenfelsen auf den Continent mit herübernahm, zu unserer Belehrung in den blauen Aether hinauf wirbelte, und über das Geländer des großen mit einem Zelt überzogenen Balkons hinaussah und die Villen in der Nachmittagssonne aus ihren Smaragdrahmen herausglänzten und die Wellenspitzen des Sees funkelten als ob ein Riese im grünen Bette daläge, angethan mit einem Silberpanzer aus blanken glänzenden Ringen geflochten — und ob der Riese sich bewegte, daß die Flächen der Ringe mit den Sonnenstrahlen ihr Widerspiel treiben, und als die leise Luft die Erstlinge des Frühlingsduftes aus Pinienwipfeln und Orangengärten uns zuwehte — da war im Naturgenuß das Herz des Engländers aufgegangen,

er wiederholte einige Male für sich hin: **A delightful day — a very delightful day!** (ein vergnüglicher Tag, ein sehr vergnüglicher Tag); er ließ sich auch herab uns einige Artigkeiten über die angenehme Gesellschaft zu sagen; und deutete in der Ueberfülle seiner Freuden, als die Wirthin eben erschienen war, in der Weinkarte auf die Worte „**Asti spumante.**“ So viel hatte der Reisende von der italienischen Sprache los, daß er auf der Charte jene Weine erkannte, die ihm behagen mochten. Eine Flasche **Asti spumante** (schäumender Astiwein aus Piemont) erschien, und Alt-England forderte in den höflichsten Ausdrücken uns beide auf: wir möchten ihm bei Vernichtung seines kostbaren Sausers behülflich sein.

Der Amerikaner warf mir einen Blick voll praktischer weltmännischer Klugheit zu — wie er den Eingebornen dieses Landes, wie auch denen die dort ein paar Dezennien im Geschäftsleben abgerieben worden sind, eigen zu sein pflegt — und flüsterte deutsch: „Weil uns das alte Haus so artig einladet, wollen wir ihm die Freude nicht verderben.“ Das Verdienst, einer guten Seele die Freude nicht verdorben zu haben, muß nun im besonderen Grade dem naturalisirten Amerikaner zugeschrieben werden.

40.

Der Dom von Como. Vesper daselbst. Die Denksäule Voltas. Geschichten von Como. Uralte Inschriften. Comagno.

Als der Engländer zur Verherrlichung des Tages und um der schönen Gegend noch mehr Ehren zu erweisen, auch noch ein ziemliches Glas heißen Grog verschlingen wollte — wurde er in diesem letzteren englischen Lebensgenuß durch das Schellen der Schiffsglocke gestört — der Dampfer vom nördlichen Seeende flügelte heran und wir mußten in einer Barke uns in denselben einschiffen. Es ist unglaublich, was so ein Engländer für Verheerungen unter Lebensmitteln anzurichten vermag.

Die Nachmittagsbeleuchtung gibt merkwürdiger Weise dem Seeufer ein ganz anderes Aussehen als die Morgensonne. Es präsentirt sich grün, weiß und grau in einer veränderten Farbenmischung. Vorüber gings im raschen Fluge bei Cadenabbia, bei der Villa Sommariva, an der wundervollen Tremezzina, wie diese schönste Ufer-Gegend des Sees genannt wird, an der reizenden Halbinsel Lavedo mit Schlössern und Gärten, wie man sie auf Theater-Dekorationen sieht, „erfunden und hingeworfen von einem

glühenden Pinsel," wie einmal ein Mitschüler am Gymnasium überschwenglich in eine Aufgabe geschrieben, wofür er mit dem Namen „der Pinsel" begabt worden. Und Villen und Städtchen fort und fort — und Torno, wo die alte Kirche daliegt im Schoße von Orangenterrassen, umgeben von Pinienfächern und dunklen Cypressengruppen.

In Como angekommen, hat man geraume Zeit, den Dom anzuschauen, in der Stadt herum- und dann auf die Station Camerlata zu fahren.

Ein geniales großartiges Meisterwerk dieser Marmor-Dom von außen und innen; ursprünglich im lombardischen Baustyl — die Flächen zwischen den Rippenbogen der gothischen Schiffgewölbe blau mit Goldsternen wie in der Certosa — ein mächtiger Altar der heiligen Lucia, mit einer Pracht von kunstreichen Broncen, Sculpturen und Candelabern, angefertigt von Rodario 1492, kolossale Dimensionen der Schiffe, der Kuppel, des Chores; die Weihbrunnenbecken aus Porphyr von Löwen gehalten, wie im Dom zu Bologna und zu St. Genaro in Neapel. Der Bau wurde begonnen 1396 von Lorenzo de Spazi, die Façade 1466 von Luccino aus Mailand. An der Façade stehen die Statuen der beiden Plinius, für welche beide Como die Abstammung in Anspruch

nimmt, obwohl sich für den ältern Plinius Verona streitet. Es ist ein sinnreicher Gedanke: der großen Heiden auch beim christlichen Bauwerk zu gedenken — ihnen aber auch beim Dom die Stelle außerhalb des Thores anzuweisen.

Im Dome wurde eben die Vesper gehalten. Außer den Canonicis und ein paar Chorvikaren war auch wiederum keine Seele zu sehen. Und doch ist Como für seine 16000 Einwohner, die noch zudem meistens aus einem arbeitsamen Fabriksvolk bestehen, — auf den Straßen sehr belebt — ein großer Güterverkehr von Venedig her über Mailand wälzt hier seine Ballen hindurch hinauf in die Schweiz, nach Würtemberg und dem höheren Norden.

Dem Physiker Volta — dem Erfinder der Volta'schen Säule, der ein Comasker seiner Geburt nach gewesen, haben sie hier ein Monument errichtet und es vom Bildhauer Marchesi anfertigen lassen. Warum man nicht seine Statue geradewegs auf eine aus Stein nachgebildete Volta'sche Säule gestellt hat? — es wäre ein derartiges — das Verdienst des Mannes handgreiflich darstellendes Monument wenigstens sicher nicht geschmackloser gewesen, als dieses und manches andere Monument.

Der alte Napoleon wußte die vorzüglichste Erfindung Volta's noch als Consul im Jahre 1801 auf eine geniale Weise — durch Widervergeltung zu würdigen. Volta gab der Welt die Volta'sche Säule mit ihren großen Münzen aus Zink, Kupfer und Tuchlappen. Napoleon wendete nun ein Metall an und zwar das Metall, welches im Weltlauf eine noch viel elektrischere Wirkung hat, als die Elektricität selbst, er gab dem Physiker eine Napoleonische Säule — aus 300 blanken Napoleondoren.

Nun nur noch einen kleinen Beweis, daß es uns nicht darum zu thun ist: Buchmacherei zu pflegen. Como ist eine Stadt über welche auch deutsch zwei große Quartbände geschrieben werden könnten — dieweil auch schon im Italienischen zwei solche geschrieben worden sind. Wir haben vor uns liegen die „Storia di Como descritta dal Marchese Giuseppe Rovelli, Patrizio Comasco. Milano 1789". Es wäre nun ein Leichtes, anzufangen bei der Gallia cisalpina, wozu dieser Theil Oberitaliens gehörte — und durch die römische Republik und Monarchie, durch die Gothen und Longobardenzeit sicheren Schrittes mit der hellen Laterne der Storia den geneigten Lesern — auf mindestens 1500 Buchseiten voranzugehen. Aber es ginge dem Autor gewiß wie jenem Hauptmann, der etwas

taub war, und allein, mächtige Kommandoworte um sich werfend, durch die Straßen ging, in der Meinung seine Mannschaft folge ihm noch nach, während diese längst ihn verlassen und in den ruhigen Hafen der Kaserne eingelaufen war.

Dem Erholung anstrebenden Leser wird gelehrtes Material ungenießbar, wenn man es ihm scheffelweise darbietet — bisweilen eine Messerspitze voll kann noch mitgenommen werden.

Eine derartige Messerspitze wollen wir hier darreichen. Der älteste christliche Grabstein (es existiren hier hunderte mit Inschriften aus dem ersten christlichen Jahrtausend) den Como besitzt, — datirt sich vom Jahre 491 nach Christus — und zwar ist es der Grabstein eines Priesters.

Die Inschrift lautet mit den hier ausgeschriebenen Abbreviaturen:

Hic requiescit sanctae memoriae Aventinus venerabilis presbiter. qui vixit in seculo annos plus minus 68. depositus die pridie calendas Februarias indictione 13. Olibrio viro Clarissimo (Consule) (d. h. im J. 491.)

Auf den alten Frauendenkmälern wird die Hingeschiedene immer als „Dienerin Christi" bezeichnet. So auf dem zweitältesten christlichen Grabstein in Como (auch mit ausgefüllten Abbreviaturen):

Beatae memoriae. Hic requiescit in pace famula Christi Agnella quae vixit in hoc seculo annos plus minus 30 deposita sub die 3. calendas Aprilis (d. i. am 30. März). Avieno viro cl. (Consule) indictione 10. (d. h. im Jahre 502.)

Weiter wollen wir den gelehrten Marchese Novelli um sein kostbares historisches Material nicht berauben, wir führen aber ähnliche gründliche Werke deßhalb an — um den Deutschen (besonders aus dem höheren Norden), die so gewaltigen Lärm über ihre eigene Thätigkeit schlagen — den Beweis zu liefern, daß Italien — was gründliche quellenhafte historische Leistungen anbelangt — mit den Sand- und gelben Rüben-Rittern aus der Teltower- und Lüneburger-Haide immerhin einige Lanzenschäfte zur Zersplitterung vorräthig hat. In neuester Zeit hat auch der berühmte Cäsare Cantu eine Geschichte von Como (Storia della Citta e della Diocesi di Como) in zwei Bänden herausgegeben, welche eben in einer zweiten eleganten Ausgabe bei Monnier in Florenz erscheint.

Wir begaben uns auf der Eisenbahn wieder nach Mailand zurück — die Partie nach Osten zu von Monza, zeichnet sich aus durch das Hervorragen riesiger Gletscher — die noch halb in Schnee gehüllt, sich wie mächtig aufgethürmte Basaltmassen darstellen.

In Camagno am Stationshof bewegte sich eben rührig ein ganzes Knabenseminar — welches wahrscheinlich in hiesiger Gegend seine Residenz hat. In Italien scheinen die Knabenseminarien mehr etablirt und gewissermaßen eingeschult zu sein, als in deutschen Landen; die Jungen sehen gesund, heiter und lebensfrisch aus, nur das Tragen der geistlichen Kleidung erscheint deutschen Anschauungen etwas komisch — die Italiener haben sich daran — wie an vieles andere, was dem Deutschen in dieser geistlichen Richtung minder behagen will — vollkommen gewöhnt.

41.

Neues über Vincis altes Bild. Ein deutscher Sprachkünstler in Italien. Kunstbeschauer. Das Scalatheater. Die Besucher desselben. Logenbesitzer. Allerhand Betrachtungen.

Wer hat noch nicht eine mehr oder weniger schlechte Kopie vom berühmten letzten Abendmahl Leonardo da Vincis gesehen? Links von der Kirche delle Grazie in Mailand liegt das ehemalige Dominikanerkloster — jetzt Kaserne. Im Kreuzgang zu ebener Erde, wird man in's einstige Refektorium geführt, das an den Wänden der Breitenseiten 2 große Fresken zeigt — Vincis Abendmahl und eine Kreuzigung Christi mit einer Masse

von Figuren, die von Donato Montorfano 1495 gemalt wurde. Das letzte Bild wäre schön zu nennen, — wenn es nicht durch das Leonardis vollkommen in das Bereich der Nichtbeachtung verfiele.

Als die Franzosen in Mailand herrschten, haben sie aus diesem Refectorium einen Roßstall gemacht. Das Mauersalz hat leider dem Bilde Vinci's großen Schaden angethan. Von der Farbe hat sich vieles losgelöst — aber das Meisterwerk ist doch immer noch zu erkennen.

Da das Bild fast in jedem christlichen Hause sich vorfindet, so wollen wir hier jene deutsche Erklärung mittheilen, die einem in loco gedruckt gegeben wird. Der Sinn der Erklärung ist eben nicht übel — aber der Unsinn, will sagen: die Art wie darin die deutsche Sprache zu Schand und Schaden kommt, ist vollends interessant. Sie lautet:

„Die einzelnen Figuren dieses merkwürdigen Meisterwerkes mit Bedachtsamkeit geprüft, betrachtet man vor allem:

„Bartholomeus, die erste des Betrachters links stehende Figur (!!) ungewiß und zweifelnd hinsichtlich jenes (!!) das er gehört zu haben glaubt, und will von Niemand andern als von Christus selbst Aufklärung erhalten."

„Man betrachtet nachher:“

„Jakob der Gerechte, welcher ruhig sich zu seinen Nähern wendet (!!), glaubend daß diese mehr geeignet seien ihm Aufklärung zu geben.“

„Andreas von Wunder und Staunen begriffen.“ (!)

„Peter mit drohendem Zorne fragend.“

„Judas erstaunt sich entdeckt zu sehen, zieht sich in eine schlecht verstellte Verläumdung ein. (!!)“

„Johann an Peter sich wendend, welcher ihm (!) befragt, und auf diese Weise die Figur des Erlösers hervortreten läßt (!). Dieser sanftmüthig und ernsthaft zeigt ein kaum beschattener (!!) tiefer Schmerz, welches übrigens nichts von seiner Schönheit, Größe und Majestät abnimmt.“ (!!)

„Jakob der Aeltere schaudernd. Thomas schwört Rache. Philipp betheuert Liebe. Matthäus wiederholt mit Schmerz die Worte des Erlösers. Thaddäus im Verdachte begriffen. (!) Simon zweifelt.“ — — —

Der Verfasser dieses Schriftstückes wollte wahrscheinlich: die deutsche Erklärung solle ebenso viel leiden und so viel beschädigt werden — als Leonardis Meisterwerk gelitten hat und beschädigt worden ist. Dem Mann ist seine Aufgabe meisterhaft gelungen.

Auf den Sophas und Sesseln, die zur bequemen Betrachtung des Bildes hergestellt sind, saßen Herren

und Damen aus unterschiedlichen Ländern und schnitten erstaunlich kunstsinnige Gesichter.

Die sehr nahe Kirche Maria delle Grazie gehört zu Mailands Zierden, sie ist, obwohl jetzt sehr vernegligirt immer noch ein Prachtwerk Bramante's — eine Verbindung des Ziegelbaues mit Sandstein. Von imposanter Schönheit zeigt sich die achteckige Kuppel mit einer eleganten Gallerie die auf einem Viereck schwebt, wie eine kolossale Königskrone auf einem ebenso kolossalen Sammtpfühl. Ueberaus schön ist der Farbenton, die Pilaster, Gesimse und kleinen Galleriesäulen aus Stein und die Füllungen aus Ziegel. Bramantes Bauten sind warm und ansprechend, Palladio's Werke verkünden dagegen die Kälte starrer Berechnung, ein geordnetes Ineinander von Dreiecken, Vierecken und Kreisen.

Eine Merkwürdigkeit, die einen Weltruf genießt, und auf welche die Mailänder auch hinlänglichen Stolz besitzen, ist das Teatro della scala. Es wird darin nur in den Wintermonaten gespielt — die österreichische Regierung gab hiefür jährlich großmüthig eine Subvention von 300,000 Lire. — Die Scala hat die größte Bühne der Welt, an 70 Schritte tief und 30 breit. Die Zuschauerräume fassen über 4000 Personen. Auf der Platea ist eine Vorrichtung getroffen, daß man sich den Schauplatz auch zur Sommerszeit am Tage mit einer ge-

wissen Anzahl Reverberen beleuchten lassen kann — um sich von der Räumlichkeit eine Vorstellung machen zu können. Sechs maskirte, für gewöhnlich geschlossene Thüren können vom Parterre aus im Fall einer Feuersbrunst oder eines andern Unglückes geöffnet werden, und führen in die großen um den Zuschauerraum herumgehenden Corridors. Der Schauplatz des Carlotheaters in Neapel, das einzige, welches mit der Scala rivalisirt, ist etwas länger und breiter, die Bühne aber nicht so tief, auch wird angenommen, daß das Carlotheater um einige hundert Zuschauer weniger fasse. Dafür ist aber die innere Ausschmückung des Carlotheaters prächtiger, und die Façade mit ihren Colonaden eben so grandios und zierlich, während die Scala von Außen den Eindruck eines ungeheuren, ungeschlachten plumpen Kastens macht. Die Logen (Palchi), welche in adeligen Mailänder Familien wie erblich sind, belaufen sich an 133. Daß die bedeutenden jährlichen Kosten einer solchen Loge auch erblich sein müssen — wenn die Logenbesitzer ihres Anrechtes nicht verlustig gehen wollen — versteht sich von selbst, Die innere Verzierung der Palchi — ist den Besitzern freigestellt. — Gemälde, Spiegel und prächtige Drapperien sieht man herausschauen. Zu jeder dieser Logen gehört gegenüber dem breiten Corridor ein eigenes Ca=

binet, jedes ist mit einem großen Ankleidespiegel, einer förmlichen Toilette und allerhand andern nothwendigen und überflüssigen Gegenständen versehen — der luxuriöse Zweck dieser Cabinete dürfte zunächst der sein, daß die Damen ihre kostbaren Sammt- und Seidengewänder, ihre Spitzen, Federn, Agraffen, Diademe, goldenen Handschellen, funkelnden Ohrgewichte und alles das, was sie auf ihren sterblichen Leib für die momentane Lust des Gesehen- und Bewundertwerdens hinaufzupacken für geeignet und erschleppbar finden — hier in diesen Cabineten sich mit Hilfe von Kammerzofen bequem aufladen können, um darnach einige Minuten ehe die Singkomödie losgeht und das halbe Dutzend Baßgeigen zu schnurren und murren anfängt, um das Orchester im musikalischen Gleichgewicht zu erhalten — unzerknittert mit ungeknikten Federn, mit Mantillen und Spitzen im malerischen Faltenwurf mit hellen vom Dunst unangehauchten — in die Temperatur eingewöhnten Diamanten, sibirischen Amethisten, brasilianischen Topasen und andern sogenannten Nachtedelsteinen, die künstliches Licht zu ihrer Strahlenglorie nöthig haben, kurz gesagt mit der sorgsamsten Ausstattung der Frisur und des sonstigen äußern Schauplatzes — in der vollen Pracht und Herrlichkeit — in, die Gnadensonne des großen

Kronleuchters hinaustreten und sich auf der rothen Sammtbrüstung des Balkons mit dem einen Ellenbogen aufgestemmt, den Leib nachlässig auf den vergoldeten Stuhl hingeworfen — dem allgemeinen Vergnügen des Angaffens und dem speciellen persönlichen Vergnügen des Angegafftwerdens preisgeben zu können.

Was für ein tolles Vergnügen, was für ein Brantweinrausch mit einem übriggebliebenen Viertel vom Bewußtsein menschlicher Würde — muß es für ein eitles Frauenherz sein — wenn sie weiß, ihre durch die kostbare Packleinwand des reichen Kleidergefiders hinaufgeschraubte Holdseligkeit ist im Moment das Ziel von tausenden doppelter Glaskanonen, die man Lorgnetten nennt und die positiven und negativen Elemente des gewünschten Aufsehens, Bewunderung und Neid, wie in elektrischer Strömung sind von männlicher und weiblicher Seite um sie beschäftigt; — und doch muß die ganze Quaderobe mit allen Schmuckkästchen und allen Gewändern, und leuchtenden Augen und die Marmorbüste des Leibes — alles, alles muß in nicht langer Zeit abgeliefert werden, und dafür erhält man ein Leichentuch!

Zu derlei Gedanken fühlt man sich aufgefordert, wenn man auf der Platea (dem Parterre) der Scala bei der halbdunklen Beleuchtung mehrerer Lampen herum-

geht, während das helle Tageslicht von draußen abgesperrt ist — und nur auf die Bühne durch hohe kleine Fenster etwas gebrochene Lichtstrahlen hineinkommen, daß die Maschinisten und Tischler die Cortinen aufziehen und herablassen, und die in der vergangenen Saison gebrauchten Dekorationen aufbewahren können. In den Logen ist es öd und finster, als ob man in die hohlen Augen eines Todtenschädels hineinschaute — fehlen doch die blendenden Augen, ob auch die sammtenen Wimpern der Vorhänge offen stehen. Von der Scene schauen die ölschmutzigen Coulissenleitern heraus, die gemalten Wälder, Bäume und Blüthengesträuche stinken nach dem Farbenleim — die Leinwand- und Pappendeckelpracht ist enthüllt — der Soffiten-Himmel, von dem die Genien herabschweben, zeigt für dießmal nur seine Strickgewirre, seine geräucherten Balken und Bretter und in höchster Höhe seine Cortinenwalzen.

Doch — wozu die Menge Betrachtungen über die Scala? — Um noch einige daran zu knüpfen, um einen Grund zu legen für einen Vergleich mit Bauten des heidnischen Alterthums und der christlichen Zeit.

Die Scala ist wie gesagt und wie bekannt, eines der renommirtesten Schauspielhäuser der Neuzeit. Wenn

man nun die Scala vergleicht mit dem Colosseum zu Rom, das 300,000 Menschen umfaßt, und das wie die Arena zu Verona, wie das Amphitheater zu Pola geschaffen ist, um einigen Jahrtausenden Trotz zu bieten, was ist dagegen die Scala zu Mailand? Holz, Pappendeckel, Leinwand, Gyps, Stuckatur, Vergoldung und Fetzen — ein Licht daran und in einigen Stunden ist der ganze Plunder halb als Rauch im Himmel und halb als Schutt und Asche auf der Erde.

Ferner, was für einen himmelweiten Eindruck macht es auf den Menschen, wenn er hineinschreitet in den leeren Mailänder Dom, oder in die leere Certosa-kirche bei Pavia — und wenn er hineingeht — in das leere Scalatheater? Und mit welchen Gefühlen und Anregungen geht man aus dem Theater nach der besten Oper, und mit welchen — aus dem erhabenen Tempel, und sollte man es darin auch nur zu Einem ehrlichen Vaterunser gebracht haben.

Ganz natürlich, im Theater herrscht doch mehr oder weniger die Entfaltung der Wurzelsünden der Hoffahrt Fleischeslust und Augenlust. Augenlust, indem man sich seines Besitzes freut und in kostbaren Gewanden und in kostbaren Orten (Palchi) damit sich prahlt, was zugleich die Hoffart präsentirt. Wie aber auf der Bühne und im Zuschauer-Saale das Fleisch in sei-

nem Blüthenglanz sich breit macht, das versteht ohnedieß Jeder genug und es bedarf nicht weiter ausgemalt zu werden.

„Aber die Kunst, die Kunst, der Gesang mit seinen melodischen Wellen“ — — — ist schon recht; die Kunst ist wohl auch ein Moment der Unterhaltung, das wird Niemand abstreiten — aber ist die Kunst nicht der Mehrzahl — die letzte Cortine, die sich an der letzten Wand im Hintergrunde anlehnt — und nehmen die Vorderscenen in der Regel nicht immer andere Leidenschaften ein?

Hat man aber in der Kirche auch nur flüchtig ein paar Gedanken aufkommen lassen, über des Menschen Bestimmung, über sein Verhältniß zu Gott — über die Thorheit und Eitelkeit der vorübergehenden Welt — und drückt die Reue uns nieder zur Demuth — so fühlen wir uns erhoben im Herausschreiten aus dem Tempel durch überirdischen Trost. Hat man es nur so weit gebracht, sich selbst zu verurtheilen — und den dummen blöden Stolz aufzugeben, um sich als sündige Creatur zu erkennen, dann wird es auch hell ringsum, und in's finstere Herz senken sich die Lichtstrahlen der ewigen Wahrheit.

In ihrer gegenwärtigen Gestalt steht die Scala 83 Jahre seit 1776. In diesem Jahre wurde das

Schauspielhaus aufgeführt an der Stelle der niedergerissenen Kirche St. Maria della Scala; den Platz und den Namen der Kirche — hat das Theater als Erbschaft übernommen. Von der ganzen Kirche della Scala ist nur noch das schöne Rosenkranzbild von Bernadino Luvini übrig geblieben, es wurde in die Kirche St. Fedele übertragen. (Siehe Notizie storiche e descrizione dell' I. R. Teatro della Scala. Milano, Salvi 1856.)

Es wäre interessant beiläufig die Summen zu berechnen, die beim Scalatheater seit diesen 83 Jahren eingegangen sind. Ein Mailänder Dom und Eine Certosakirche ließen sich sicher dafür herstellen.

Sollte nun aus irgend einem Logenwinkel eine Arie heraustönen, wie beiläufig folgende:

„Ist das ein Fanatiker, will der den Mailändern die Scala nehmen, hält der die Oper für pures Teufelswerk, hat der keinen Sinn für den himmlischen Genuß der Symphonien und Harmonien," so könnten wir dieser Stimme beiläufig entgegnen: Wir sind weit entfernt die Scala anzuzünden — wir begehren nur die kleine Freiheit jene Gedanken aussprechen zu dürfen, die sich unser bemächtigt haben, als wir den leeren, öden Singtempel in Augenschein genommen.

42.

Kinderleichen in Mailand. Die unterirdische Kapelle des heiligen Karl im Dom. Die leeren Domkirchen. Die unglücklich gemalten Bogenflächen. Ein heiliger Bartholomeus für ein anatomisches Museum.

Nun wieder ein anderes Bild. In Mailand ist es üblich, daß bei Kinderleichen Knaben als Träger verwendet werden, die vollkommen so gekleidet sind — wie man auf Gemälden oft Engel dargestellt findet. Die Kleidung dieser Engel ist ein Talar, über diesem eine weiße Tunika mit goldenem Gürtel um die Lenden geschlossen — und große Flügel aus Pappenstil mit Rauschgold, in azurblauen und carminröthlichen Farben an den Schultern.

Eben trugen ein paar Knaben in diesem Kostüm ein gestorbenes Mädchen, das nach der Sarggröße im 6. bis 8. Jahre gestanden haben mochte. Eine goldene Krone schwebte auf dem Sarge. Kein Mensch ging sonst mit der Leiche — das ist hier so Landessitte. Der Gedanke mit den Engeln die das todte Kind tragen, wenn er auch mittelmäßig ausgeführt wird, und das Engelkostüm manches zu wünschen übrig läßt, hat doch etwas unendlich Rührendes an sich.

Die unterirdische Kapelle im Mailänder Dome — in welcher im silbernen Sarg auf dem Altar der Leichnahm des heiligen Karl Borromäus ruht — ist nur vom Morgen bis 10 Uhr Vormittags geöffnet. Sie ist nicht groß aber sehr reich mit Gold, Silber und Edelsteinen, mit Basreliefs aus Marmor und Bronce an den Wänden und der Decke geschmückt. In der gegenwärtigen Gestalt wurde sie 1817 hergestellt. Oefter schon habe ich diese Kapelle besucht — doch sie zumeist ganz leer gefunden. Es hat fast etwas gespenstisches, wenn man ungefähr gegen 10 Uhr Vormittags die 24 Monsignori (wie man sie hier nennt) aus der Erde inmitte des Domes heraufsteigen sieht. Diese 24 sämmtlich infulirten Canonici halten nämlich zu Winterszeit ihren Chor in der unterirdischen Halle vor der St. Karlskapelle — die zu diesem Zwecke mit schönen geschnitzten Chorstühlen versehen ist. Außerdem gibt es noch 20 nicht infulirte Domherren. Auch hier in Oberitalien die Domkirchen überhaupt — ganz sicher aber während des Chorgesanges total menschenleer. Ich fragte hin und wieder, wo denn das seinen Grund haben mag, konnte aber keine genügende Antwort erhalten. Jedenfalls scheint diese Art Gottesdienst beim italienschen Volk nicht sehr populär zu sein; obwohl das auf den Chorgesang als solchen an und für sich

auch wieder nicht bezogen werden kann, weil man in Klosterkirchen während des gleichen Gottesdienstes doch entschieden eher Leute findet.

Außerordentlich widerwärtig sind die grau in grau mit durchbrochenen Steinrosen gemalten Flächen zwischen den Rippen der Gewölbe — doppelt widerwärtig, weil dieser Wunderbau mit seinen auf 52 wahrhaft erhabenen und kolossalen Steinstämmen schwebenden 5 Schiffen, keine so abgeschmackte Zimmermalerei vonnöthen hat und dann — weil eben diese Flächen — da sie nicht mit Marmor, aus welchen der ganze sonstige Bau construirt ist, gewölbt werden können — ein Ziegelbau sind, von dem hie und da der Mörtel herabfällt — ein Anblick, welcher der besagten Theatermalerei erst zu ihrem vollkommenen Fiasko verhilft.

Was in Kunst und Leben so recht bizarr ist — das zieht die Leute an. Was bezaubert alle Fremden im Dome zu Mailand — auf was wird jeder aufmerksam gemacht — vor welchem Werk sieht man fast immer stille Bewunderer stehen? Bewundern sie das magische Farbenspiel, wenn der goldene Lichtstrom durch die Glasmalerei hindurch die mächtigen Hallen der 5 Schiffe zu einer noch riesenhafteren Größe ausdehnt, ein Anblick der von Seite der Kapellen am Mittelkreuz der Epistel-

seite am schönsten ist? Nein! Aber eben da findet man ja zumeist Gruppen von Beobachtern beisammenstehen.

Jeder Cicerone und Fremdenführer hält es für unerläßliche Pflicht auf den geschundenen heiligen Bartholomäus (vom Bildhauer Agrate) aufmerksam zu machen — eine Statue ganz würdig die Vorhalle zu einem amatomischen Museum zu zieren, — für eine Kirche aber, trotz ihrer mit großem Fleiß studirten und durchgeführten Muskulatur minder anwendbar. Diese Statue ist aus Marmor und hat was Arbeit betrifft, — wenigstens doch noch einen Theil voraus vor jener ebenfalls anatomischen kolossalen Bartholomäus-Statue aus Sandstein in der Genueser-Kirche S. Maria di Carignano — auf welches Standbild der Fremde zu Genua ebenfalls als auf ein nicht zu umgehendes Meisterwerk anfmerksam gemacht wird. Die Leute werden in der Regel eben mehr von der Rarität angezogen, als von der Kunst.

43.

Der Domschatz. Auffallende Geschmacklosigkeiten. Ueber alte und neue liturgische Gewänder. Feinde der Köpfe auf Bildern. Sorbetto für das Volk. Scene an einer Straßenecke. Rührung und Sacktuch. Bedenkliche Ansichten über das Eigenthum.

Den Domschatz in Mailand — der in der Sakristei auf der Epistelseite in hohen Wandschränken aufbewahrt wird — soll man nicht übersehen. Das Herzeigen kostet nur zwei Franken, ein Umstand welcher anzeigt — wie die Kirchendiener diesen Schatz zu schätzen wissen, und wie sie um alle Welt nichts mit jenem faulen Knecht gemein haben wollen, der sein Pfund in ein Schweißtuch gehüllt und nutzlos aufbewahrt hat. Da gibt es Kreuze, Monstranzen und Kelche, die sich wirklich durch eine kunstreiche Arbeit von großer Schönheit und hohem Alterthum auszeichnen. Zwei fast mehr als lebensgroße Statuen vom heiligen Ambrosius und vom heiligen Karl Borromäus sind schwer aus Silber gegossen, und ihre Infeln und Meßgewänder reich mit Edelsteinen geschmückt — leider rührt die Arbeit aus keiner guten Kunstperiode her. Mich wunderte es, daß der kunstsinnige Pöbel von anno 1848 bei diesen minder gut formirten Domschätzen — nicht eine kleine Umgießung in's

Werk gesetzt hat — ich fragte hierüber den Kirchendiener; der erwiederte mir: man sah ähnliche Gelüste voraus — und hat daher bei Zeiten den Domschatz an einem guten Ort in Sicherheit gebracht.

Auch gibt es hier einige Silberbüsten von Mailändischen Bischöfen — mit schon der neuesten Zeit angehörigen Mitren. Eine Büste mit der hohen Mitra auf dem Kopfe, gehört zu den größten Geschmacklosigkeiten, die es geben kann. Die Infel verträgt sich nur mit der ganzen Figur — am wenigsten mit dem Brustbild. In St. Genaro zu Neapel sieht man in der Januariuskapelle auf jeder Seite der Altarmensa an vier oder noch mehr solche Silberbüsten stehen — es hat den Anschein, als ob sie ein Figurenhändler mit sammt dem Brett auf dem er sie herumzutragen pflegt — soeben hingestellt hätte. Es ist in der That sonderbar, daß man gerade im specifischen Lande der Kunst derlei Verstöße gegen jedes richtige Gefühl finden muß.

Bei dieser Gelegenheit dürfte man wohl auch einen Blick auf die schönen Formen und Stoffe der Kirchenkleidung im Mittelalter machen. Wie würdig und schön kleidet das faltenreiche Meßkleid und die niedere Infel der alten Zeit — wie harmonirt sie mit den edlen kräftigen Gestalten und mit dem ehrwürdigen Patriarchenbart — und wie paßt sie auch ganz und gar in

die erhabenen Bauten jener Zeit. Es ist kein Zweifel — denn nicht Facta, sondern Vestimenta loquuntur, die Kleider die aus jener Zeit noch übrig sind, sprechen es deutlich genug aus — wie auch die Ritusgewänder verfallen sind und so arg mitgelitten haben, daß sie sich bis auf den heutigen Tag noch nicht erholen konnten.

Versuchen wir es z. B. nur den heiligen Augustinus, Ambrosius oder Chrisostomus, in die kurzabgeschnittenen geigenförmlichen Meßgewänder — wie selbe seit der Rennaissance üblich geworden sind uns hineinzudenken, wir werden ein Bild davon kaum zu wege bringen, — weil wir fühlen: es taugt diese Kleidung weder für jene Zeit, noch für jene Männer.

Da gerade von Abkürzungen der Gewänder die Rede ist — ein Umstand, der von dem Verdampfen des Gefühles für echte Kunst und Schönheit hinlängliche Kunde gibt, — meinen wir auch eine Abkürzug von trefflichen Bildern, wie solche bisweilen in Italien vorkommt, erwähnen zu sollen. Mitunter fanden sich (und finden sich noch) in Kirchen und Sacristeien Meisterwerke vor, deren Rahmen schon schadhaft waren. Man gelangte nun auf den höchst sinnreichen Einfall, noch wohlerhaltene Rahmen von werthlosen Bildern nach Entfernung der letzteren zu neh-

men; und die Meisterwerke in diese besseren Rahmen hineinzupassen. Da sieht man dann oft wie kaltblütig an diesen Bildern, um selbe für den engeren Raum des Rahmens geeignet zu machen, von den Sacristanen chirurgische Operationen mit der Kaltblütigkeit gewandter Operateure vorgenommen wurden. Bald bemerkt man nicht nur oben, wie Bäume, Hausdächer, Gallerien von Palästen oder Thürmen, sondern wie mitunter auch ein halbes Dutzend Köpfe entweder trepanirt, so daß nur ein Stück des Oberhauptes fehlt, oder beim Halse wurz abgeschnitten wurden, mitunter ist dasselbe unten an den Füßen der Figuren geschehen — öfter fehlen Stücke von den Köpfen und Füßen zugleich; wenn die Leinwand des Bildes oben oder unten eingebogen wurde.

Es gibt Leute, deren Lebens- und Weltanschauung ebenfalls einem kleinen beschränkten Rahmen gleicht, — wenn nun in diesem ihrem Lebensquadrat hie und da einige Köpfe über die andern hinausragen, so können sie diese Ungebührlichkeit und dieses Uebermaß nicht dulden, und es werden dann die Köpfe ebenso energisch malträtirt und kaput gemacht, wie dort auf den Bildern im Wällischlande. —

Eine volksthümliche Merkwürdigkeit Mailands sind die öffentlichen und billigen Abkühlungsanstalten. Für

10 Centesimi — 2 Kreuzer — erhält man hier eine Portion Sorbetto (Gefrornes), welches auf der Straße verkauft und in der zinnernen Sorbetiera in einem mit Eisstücken gefüllten Gefäß durch fleißiges Herumdrehen fabricirt wird. Merkwürdiger Weise ist dieses Gefrorne sogar trotz des geringen Preises genießbar. Arme zerlumpte Jungen stehen gewöhnlich um den Eiskünstler herum — die Hände auf dem Rücken — und den Glücklichen, welcher in der finanziellen Lage ist — sich die geheimnißvolle Büchse aufmachen und ein kleines Glas von der Kostbarkeit sich darreichen lassen zu können, mit stiller Sehnsucht betrachtend. Um einige Kreuzer kann man sich hier den Genuß verschaffen — einigen dieser Jungen Sorbetto genießen zu lassen, und den gewiß aufrichtig gemeinten halben dankbaren Blick dafür einzuernten — das eine Auge ist nämlich immer dabei mit Gier auf die Eisportion gerichtet.

Das Geschlecht der Gassenjungen scheint hierlands überhaupt außerordentlich zu gedeihen. Einmal sah ich an der Ecke beim Casino dei Mercanti eine große Assemblea von derlei Jungen eifrig einen Straßenanschlag buchstabiren. Auf demselben wurden mit großen Lettern 130 Lire jenem verheißen, der über gewisse verschwundene Silbergegenstände eine Aus-

kunft zu geben wisse. 130 Lire! Es war interessant zu sehen wie die Augen manches dieser lesenden Gamins funkelten. Weiter hinten stand ein Mädchen, an sechs bis acht Jahren alt, sehr ärmlich aber rein gekleidet, im Gesicht der Ausdruck kindlicher Unschuld — die Kleine machte ein gar betrübtes Gesicht und ein Paar Thränen rollten über ihre Wangen, offenbar nicht zu irgend einer Ostentation, denn sie suchte dieselben wegzuräumen, und war verlegen, als ich an sie die Frage stellte: „Warum weinst du denn?“ — Nach einer kleinen Pause erwiederte sie, gleich wieder heiter darein schauend, im Mailänderdialekt: „Ich hab' nur daran gedacht, wenn ich das Geld meiner armen Mutter bringen könnt'?“ Einige Kreuzer für dieß arme Kind sind freilich ein kleiner Trost — und wer hat nicht bei ähnlicher Gelegenheit schon ein reicher Mann sein mögen! Ich war gerührt über das Kind und seine kindliche Liebe, und dachte eben: Es ist doch immer ein tüchtiger Kern in dem Volk, und für's Volk geschieht zu wenig um es zu erheben.

Während dieser Gedanken langte ich nach meinem Sacktuch — es war verschwunden. Einer der herumstehenden Jünglinge hatte es sich angeeignet. Ich mußte herzlich lachen. Die Kleine aber war

schuldlos an der Geschichte — und sicher mit dem Taschengucker in keinem Verkehr. — Daß ich mich sehr ruhig benahm und des Verlustes — der mir zudem als ein billig erkaufter Spaß erschien — keine Erwähnung gethan, versteht sich von selbst.

Auch meine zuvor ausgesprochene Ansicht über das Volk ist dadurch nicht im mindesten alterirt geworden. Denke man sich nur in die ganze Erziehung, in die Lebensgewohnheiten, in die Noth, in das schlechte Beispiel der Umgebung eines solchen Gassenjungen hinein — und man wird kaum den Muth haben kühn zu behaupten: Man wäre unter gleichen Verhältnissen sicher besser geworden!

Der Junge mochte nach seiner leichtfertigen Weltanschauung sich ungefähr also denken: „Lange genug hab' ich mich meines angestammten Sacktuches bedient — warum soll dieses Sacktuch schlechter sein als ein seidenes — warum soll es diesem nicht auch — die Hand zum Bruderbunde reichen dürfen?“ Während dieser sinnreichen Gedanken war der Besitzwechsel glücklich vor sich gegangen; und dem Besitzer von höchst bedenklichen Ansichten über das Eigenthum eine Gelegenheit gegeben, praktisch die communistische Lehre zu verkünden: daß nicht nur das Eigenthum ein Diebstahl sei, sondern daß selbst der Besitz eines

Sackes schon zu den Sünden in der menschlichen Gesellschaft gehöre; denn der Sack ist Keim und Wurzel des Eigenthums und des Egoismus — und der Eigenthumstheorie muß von ihrer Wurzel aus in Abschaffung der Säcke zuerst zu Leibe gegangen werden.

44.

Abreise von Mailand. Brescia und sein Wasserreichthum. Hinaus zum Friedhof.

Es gibt Augenblicke, in denen man auf einmal durch früher andauerndes oder auch angestrengtes Betrachten von Kunstgegenständen — so übersättigt wird, daß man sich geradewegs aufs Fortreisen verlegt — um durch Ort und Luftveränderung dem besagten Zustand zu entfliehen. In Mailand war es so heiß geworden, daß selbst die Mailänder erklärten, eine ähnliche Hitze schon im April sei hier eine Seltenheit. Also Nachmittag fort in eine Stadt die am Gebirgsabhange liegt, die eben so durchströmt ist von kühler Bergluft wie vom klaren kalten Quellenwasser; in eine Stadt, die mich schon öfter als ich an derselben vorüberrollte einladend angesehen — über deren Kunstreichthum ich Verschiedenes gelesen und

auf deren nähere Bekanntschaft ich mich vom Herzen freute.

Brescia, eine Perle Italiens. Vorüber saust der Dampfwagen hart an der Berg- und Felsenstadt Bergamo mit ihren Seidenspinnereien und Seidenwebfabriken, und am Abend gelangt man nach Brescia. Schon am Bahnhof präsentirt sich der gerühmte Wasserreichthum Brescias — die kleinen Höfe sind mit Bassins durchrauscht — und am Vorplatz steht ein mächtiger Springbrunnen. Brescia besitzt an öffentlichen Brunnen über 70 und die Quellenbrunnen in den Häusern sollen sich jetzt über 2000 belaufen. Und das lauter gutes frisches Quellwasser, und alle diese Brunnen genährt von Einer einzigen gleich im Format eines bedeutenden Baches beim nahen Dorf Mompiano entspringenden Bergquelle; die Brescianer reden von dieser ihrer Quelle (sorgente) auch mit dem gehörigen Stolz und Selbstgefühl, als ob sie wie Moses in der Wüste durch einen Schlag an den Felsen das Wasser selbst hervorgerufen hätten, und eine gewisse Berechtigung besäßen, dafür Bewunderung hinzunehmen.

Von der vielfach gerühmten Großartigkeit des Brescianer Wasserreichthums und Brunnensystems konnte ich mich gleich im Gasthof Albergo reale thatsächlich

überzeugen — indem vor der Thüre meines Zimmers im ersten Stocke eine reiche fast zolldicke Wassersäule in ein zierlich gearbeitetes Marmorbecken niederfloß. Trinkwasser kann sich somit der Gast aus erster Hand selbst besorgen. Auf jedem Platz und Plätzchen steht ein Marmorbrunnen, entweder frei oder mit einem halbrunden oder ovalen oder trogartigen Becken an einem Hause angebracht — und überall fast ist durch einen aus einer Messingröhre laufenden Wasserstrahl, den jeder Mund bequem erreichen kann, und aus dem es leicht ist nach Bedürfniß wegzutrinken, für die Durstigen gesorgt. Im Fond fast eines jeden Hauses — vor jeder Stallung sind Brunnen angebracht. Ein lustiges Sprudeln und Murmeln und Sausen tönt erquicklich in die Ohren. Was wäre Mailand für eine Stadt mit diesem Wassersegen, Mailand, das einen einzigen öffentlichen Springbrunnen besitzt, der dieweil ihm gewöhnlich das Wasser fehlt, eigentlich nur andeutet — wie ein Springbrunnen ungefähr aussehen sollte.

Der besagte Wasserreichthum wird von dieser guten Stadt Brescia schon mindestens über Ein Jahrtausend lang genossen. Muratori setzt denselben (in Antiqu. Ital. I. 668.) durch Zeugnisse schon ins Jahre 760 hinauf.

Das erste, was mich für den hereinbrechenden Abend noch anzog, war der Gottesacker, der von der Stadt westlich liegt — und von der Eisenbahn aus in der Ferne zu sehen ist.

Der gute Bartolo Castellini, der sich stets in der Umgegend von Albergo reale aufhält — suchte sich meiner zu bemächtigen, was ihm keine große Mühe machte. Castellini ist nämlich ein sehr guter und unterrichteter Cicerone von Brescia. Ein Cicerone aber ist nöthig um an Ort und Stelle geschwind zu finden was man sucht — und ein Fiaker ist gut, um geschwind von einem Ort zum andern zu kommen.

Also ein Fiaker zum Friedhof. Castellini ist überaus artig und dienstfertig — aus Dienstfertigkeit wollte er mir allerhand mittheilen und aus Artigkeit wollte er sich nicht zu mir in den Wagen, sondern auf den Kutschbock setzen — hatte auch dort schon eilig seinen Platz eingenommen. Als ich ihm aber den Beweis lieferte: daß ich erstens keiner so absonderlichen Herkunft sei — die es nöthig machte, daß ich eben in Absonderung von andern Menschenkindern meine Glorie suchen müßte, und daß ich zweitens dem Fiaker die kostbare Gesellschaft eines Cicerone nicht gönnen wolle; da war der kluge Mann auch sogleich an meiner Seite, und gab mir sehr

verständigen Bescheid über Alles, ohne hierbei ein weitläufiges Geschwätz zu verbringen.

Der Mann arbeitete sich ordentlich ab — mir dienstbar zu sein; meine Wünsche sollten, wenn ich selbige auch nur positiv aussprach, stets in einem gewissen Superlativ vollzogen werden. Als ich z. B. den Fiaker mahnte schnell zu fahren — weil es schon dunkel sei, wurde ihm durch Castellini dieser Wunsch wiederholt in den zugeschärften Worten zugerufen: Sempre in volo! Sempre in volo! (Immer im Fluge!)

45.

Abendscenen auf dem Gottesacker. Die Gräber der Reichen und die der Miserabili. Standesunterschiede noch unter der Erde. Das Grab eines Heiligen.

Also im Fluge hinaus bei der Porta Milano, auch St. Giovanni genannt — einige Landhäuser, eine staubige Straße, und in kurzer Zeit gelangt man von der Straße weg in eine vierfache Allee von prächtigen Cypressen. Vor dem Gottesacker ein großer Halbkreis mit einer Menge von Denkmälern für verstorbene Brescianer; die Leichname liegen aber nicht unter den Monumenten, sondern sind drinnen unter den Arkaden in den Familiengruften des eigentlichen um-

schlossenen Cimitero. Auch dieser äußere Halbkreis wieder mit Cypressen eingeschlossen. Die Denkmäler sind mehrentheils heidnisch stylisirt in Architektur und Figuren, stehen demnach außerhalb dem eigentlichen christlich geweihten Friedhof ganz an ihrem Platz.

Kommt man nun in den Gottesacker hinein, so sieht man nach Art der alten Columbarien die Gräberhallen, mit Eisengittern geschlossen unter Arkaden, rings das große Todtenfeld umgeben. Inmitte des Freidhofes gibt es gar keine Monumente, nur hie und da ganz kleine Kreuze auf den Grabhügeln. Wer liegt hier begraben? fragte ich. Mit einem halb verächtlichen, mehr aber etwas spöttisch forschenden Tone sagte mein Begleiter: Hier liegen lauter arme Teufel, lauter Unglückliche (poveri, miserabili).

Ich entgegnete ihm: Hier sind die Armen nicht mehr unglücklich und die Reichen nicht mehr glücklich, hier sei also dieser Unterschied auch nicht gut anzuwenden. —

Die Antwort war im Sinne des Mannes — er verstand mich ganz wohl, versuchte aber seine Thesis scheinbar ein wenig aufrecht zu halten, indem er meinte: Sehen Sie die Familiengräber dort, die sind für Leute die Geld haben. Eines kostet 3000 Gulden — die nackte Erde hier ist für jene, die kein

Geld haben; ist das nicht noch ein Unterschied nach dem Tode?

Castellini wollte ganz aus dem Felde geschlagen sein. Ich verzeihe ihm meinerseits seine kleine Bitterkeit vom Herzen — denn zu den Crösussen von Brescia gehört er nicht, und von den Reichen geschieht in der ganzen Welt sehr viel mit Unverstand um die Armen zu erbittern, und sehr wenig mit Verstand, um sie zu versöhnen.

Ich erwiederte meinem Führer: Sein angeführter Unterschied werde doch nur von jenen wahrgenommen die noch leben; die Todten, deren Leiber hier unten ruhen, schauen in ihrem gegenwärtigen Geistesleben die Welt ganz anders an, als wir, die wir da noch herumkrichen auf der Welt. Diese Miserabili hier — beneiden jene Arkadenmänner dort drinnen gewiß nicht; und jene in den Arkaden bilden sich auf ihre Steinwohnung auch nichts ein. Hier auf dem heiligen Felde (Campo santo) soll auch heiliger Friede sein. Ich fragte ihn auch ob er nicht die Geschichte kenne vom reichen Prasser und vom armen Lazarus.

Während ich diese Frage stellte sah ich in der Ferne an einem Theil der einfachen Friedhofsmauer, wo noch keine Arkaden und Familiengräber angebaut sind — in einem zierlosen gedrückten Rundgewölbe

viele Lampen brennen. Die Nacht war schon im Hereinbrechen — und der Mond ließ sich auch ein wenig sehen; ohne eine Antwort auf die erste Frage abzuwarten, fragte ich weiter: „Was ist denn das — was bedeuten dort jene vielen Lichter?"

In der Beantwortung dieser letzten Frage, lag auch die Antwort für die erste. Jetzt sah ich meinen Castellini angeregt. Ohne Exaltation und mit Ruhe, aber mit einer gewissen Wärme dabei, antwortete er mir auf eine Reihe gestellter Fragen folgendes, was natürlich mit Hinweglassung der hier überflüssigen Fragen aufeinanderfolgt:

„Dort liegt ein Priester, der ein heiliges Leben geführt hat, er war ein einfacher Pfarrer (curato) betete und war demüthig, that Gutes wie und wo er konnte, lebte wie ein Engel und war hochgeachtet von allen Brescianern im Leben und ist's auch jetzt nach dem Tode. Sein Name war: Giambattista Bozzoni. Er starb vor 35 Jahren. Hier dieß Grabmal (Castellini zeigte mir zur Rechten eine Pyramide aus Quadern mit ehernen Thüren zum Eingang in die innere Grabeshalle) hat über 16.000 Gulden gekostet. Die Brescianer haben es für ihn erbaut, nach 15 Jahren soll sein Leichnam dort feierlich erhoben und hier beigesetzt werden. Die vielen Lampen die dort

brennen bezahlt Brescia. Wenn dafür gesammelt wird — da will auch kein Bettler zurückbleiben, keiner würde es dulden, daß man seine Gabe zurückweiset, und wer nur 5 Centesimi (1 Kreuzer) geben kann, der gibt es gewiß! Hunderte von wunderbaren Krankenheilungen sind an diesem Grabe geschehen — und geschehen noch immer. — Wie viele wurden elend her getragen und nachdem sie hier am Grabe ihr Gebet verrichtet, sind sie gesund von hinnen gegangen. Sie sehen dort eine Unzahl von Krücken, hölzernen Füßen und andern Votivgaben für erlangte Genesung ringsum an den Wänden. Wir in Brescia meinen, Bozzoni soll heilig gesprochen werden, er hat es gewieß verdient. Jeder der ihn noch gekannt hat, erzählt von ihm mit Freuden und mit Liebe. Sein Leben war der Menschheit, zunächst den Armen geweiht. Er hat als ein Heiliger gelebt und ist als ein Heiliger gestorben."

Auf meine Frage, ob er das auch andern Fremden, Deutschen und Engländern erzähle, was er mir über Bozzoni erzählt hat — und ob dann nicht mitunter gelacht wird und über die wunderbaren Heilungen spöttische Bemerkungen fallen, sagte der Mann: „O nein, das habe ich hier noch nicht gehört. Auf dem Campo santo vergeht den Leuten das Spotten;" Ca-

stellini hatte ganz Recht. In der Nachbarschaft so vieler Brüder, die hier einige Schuh tief unter der Erde wohnen, fühlt man mehr als anderswo die Sterblichkeit — die Grabeshügel drücken gewaltig den Uebermuth nieder, und die geheimnißvolle Macht, die dem Menschenleben in jedem Augenblick ein Ziel setzen kann, hält drohend ihre Hand erhoben.

Nun bedeutete ich meinem Führer, er möge nur bei dem Thore auf mich warten, ich wolle hier in der Grabhalle Bozzonis ein wenig verweilen, es gefiele mir hier und sei ein guter Platz seinen Gedanken Audienz zu geben.

46.

Nachtgedanken auf dem Gottesacker. Der Leuchtthurm und das ewige Licht.

Castellini verließ mich und nun saß ich allein da auf dem Grabe eines heiligmäßigen Mannes — die Lampen flimmerten und vor mir lag offen der Campo santo. Ein mächtiger Leuchtthurm erhebt sich inmitten des Friedhofes, aus Quadern gebaut, in demselben führt eine Steinstiege aufwärts, er ist noch im Bau obwohl schon fertig bis auf die sogenannte Lanterna, in der dann das ewige Licht angebracht wird. Unten

läuft um den Thurm eine zierliche Collonade herum, so daß er schlank und erhaben aus seiner Steingallerie wie aus der Basis herauswächst — in der That ein herrlicher Gedanke, das Ewigelicht-Thürmchen, wie er auf katholischen Friedhöfen, besonders im Mittelalter zu finden war — hier in Gestalt eines großen Pharus darzustellen, so daß das ewige Licht, welches darinnen brennt, zur Nachtzeit weit hinausleuchtet für alle bedrängten Herzen, die noch auf den Fluthen des Lebensmeeres herumgetrieben werden in Angst und Noth, in Kummer und Betrübniß, in Krankheit und Todesfurcht, und dieß Licht strömt mit seinen weithinreichenden Strahlen jedem, der an das Licht glaubt, das in die Welt gekommen ist und das zu jedem redet im Gewissen — tief in die Seele hinein und sendet die Worte aus: „Ich bin das Licht der Welt, wer an mich glaubt wandelt nicht in Finsterniß. Ich bin die Auferstehung und das Leben, — jeder der da lebt und an mich glaubt, wird nicht sterben in Ewigkeit."

Der kolossale Leuchtthurm macht den Gottesacker von Brescia zu einem der merkwürdigsten in der Welt!

An der egyptischen Pyramide für Bozzoni gebaut — muß man den guten Willen und die zum Geben bereitwilligen Hände loben! Da ist der Italiener ausgezeichnet — wenn es darauf ankommt für Kirchen,

für Arme etwas zu thun, und wahre Frömmigkeit anerkennend zu ehren. Gesetzt den Fall, in Deutschland würde ein Seelsorger das ganze Leben seiner ihm anvertrauten Gemeinde opfern — die Deutschen wären sicher redlich genug, ein solches Opferleben anzuerkennen, — daß sie es aber zu einer nachhaltigen, thatsächlichen, die Anerkennung festhaltenden Begeisterung brächten, daß Reich und Arm in den Säckel griffe, und die Einen Hunderte von Gulden, die Andern ihre wenigen Kreuzer darbrächten — das ist in Deutschland so geschwind nicht zu finden.

Der gute Wille und der opferfreudige Sinn der Brescianer wirkt erbauend — aber um dieß Geld hätte sich ja auch ein herrliches christliches Monument machen lassen können, denn Bozzoni war ja ein treuer Diener des Königs aller Herrlichkeit — er ist aber kein egyptischer Pharao gewesen!

Der Mond zog nun herauf; durch die dunklen Gipfel der Cypressenreihen rauschte bisweilen die leichtbewegte Abendluft, wie schläfrige Riesen lagerten sich die mächtigen Schatten der Bäume über die Pfühle der Gräber hin — die Arkaden hoben sich weiß aus der Erde heraus, der mächtige Leuchtthurm stand vor mir, halb vom Monde beschienen, dessen Strahlen sich in die weißen noch ganz unverwitterten, sammt-

artig aussehenden Sandsteinquadern einsenkten; es war eine magische Beleuchtung, ohne Glanz und ohne Widerschein, und ringsum herrschte nun wahre Todtenstille, Ort und Zeit zum Nachdenken vollkommen geeignet und es zogen auch Gedanken herauf, bald wie Engel die Psalmen singen, bald wie Kriegsheere zum gegenseitigen Kampf — es waren (nach St. Pauli Wort im Römerbrief) die Gedanken die sich unter einander anklagen und lossprechen.

Unter andern Umständen wäre mir meine Situation unheimlich vorgekommen, am Grabe eines heiligen Menschen aber weicht Furcht und Todesgrauen; es ist, als ob er einem mittheilte von seinem seligen Frieden, und man trägt das eigenthümliche Gefühl in sich: Von dem hast du nichts Uebles zu erwarten.

Da unten ruht das Sterbliche eines Jüngers Christi, der von Christi Geist durchdrungen war — sein Leben ein Opferleben, seine Tage dem Dienste des Herrn geweiht; seine Brüder die Hilfsbedürftigen und Armen, denen er nach Bedürfniß das Brot des ewigen Lebens, Gotteswort und Gnadenkraft spendet — oder ihnen auch zu helfen sucht in der Bedrängniß ihrer leiblichen Armuth und Noth! Für diesen sterblichen Leib, der da unten liegt, hat er nichts gesucht — für den ein weiches und reiches Ruhekissen,

eine Ehren- oder Geldstelle zu erlangen — hat er sich nicht gebeugt, nicht süße Mienen gemacht, nicht Schmeichelworte gesprochen. Sein Ziel war ihm klar, sein Wille stark — er täuschte sich nicht selbst — sein leibliches Leben und Streben lag in der Dienstbarkeit des Geistes. Die Anerkennung des ganzen Volkes von Brescia (und das Volk hat, was die Beobachtung wahrer Tugend und Frömmigkeit anbelangt einen klaren Blick und läßt sich nicht leicht täuschen, wie man so oft meinen will) folgt ihm, dem einfachen frommen Curato lange nach seinem Tode nach — und gibt seiner Verehrung und seiner Dankbarkeit in einem kostbaren Monument ein sichtbares Zeichen. Auf diese Anerkennung hat der wahrhaft demüthige Mann in seinem Leben gewiß nicht gehofft — und um dieser Ehre willen hat er auch sein Opfer nicht gebracht.

Sein Verdienst für's ewige Leben aber könnte sich Jeder erwerben, dazu gehört nur der gute und kräftige Wille. Daß sich der Schreiber dieser Zeilen an diesem Grabeshügel etwas sonderbar vorkam — wenn er gedachte: wie er jetzt hier als bequemer Reisender sich so viel als möglich Kunstgenüsse zu verschaffen sucht — nebenbei, wenn auch nicht dem Luxus huldigt — doch comfortable Wohnzimmer — und genießbare Speisen mit industrieller Nachfrage aufsucht — lieber

fährt als sich durch Herumgehen ermüdet; zeitweilig, aber jetzt ganz seinem Vergnügen lebt, und nebenbei gerade so viel Verstand hat, daß er sich mit einigen hie und da Bettlern geschenkten Kreuzern von seinen Verpflichtungen gegen die Nebenmenschen durchaus noch nicht losgekauft hat, — daß sich also der Schreiber dieser Zeilen, wie gesagt, in Erwägung dieser und ähnlicher Gedanken sonderbar vorkam im Vergleiche mit dem Manne dessen irdische Hülle da unter ihm lag, versteht sich wohl von selbst.

Es waren allerdings anklagende Gedanken, er kann es nicht läugnen, und lossprechende fand er keine, wohl aber einen beschönigenden und der bestand darin: „Fordere geradewegs heraus — wer sich berufen fühlt, solle einen Stein auf dich werfen, und sei versichert ein wahrhaft frommer Mann, der wird es nicht thun, weil das nicht die Art heiligmäßiger Leute ist — und die andern, die werden es in Furcht vor einem nicht ungerechten Rückwurf auch bleiben lassen."

Von Brescia her rollte nun das eherne Gebet der Abendglocken durch die Luftschichten, und Viele in der lebendigen Stadt drinnen mochten nun der Lieben gedenken, die hier in der Todtenstadt hausen.

47.

Der stille und der laute Mond. Der Triumph der Dummheit. Die Gesellschaft am Balkon.

So schritt ich nun innerlich bewegt — wie es wohl an dieser Stelle und um diese Zeit gewiß ein Jeder gewesen wäre, an dem noch etwas Bewegliches ist, das heißt an dem noch nicht total sich Verstockung angesetzt hat — hin über die Gräber — hinaus zur Pforte, in dem langen Cypressenschatten stand der unpoetische Fiaker; die Nacht war vollends hereingebrochen — und der Mond in sein Recht — nur allein Licht zu spenden, ganz und gar eingetreten.

Nachdem ich in meiner Wohnung den Cultus des Abendessens gepflegt — ging ich hinaus durch die Straßen, in denen die murmelnden Springbrunnen jetzt ganz allein das große Wort führten, und suchte vor der Stadt das freie Feld auf — und meine Gedanken kamen während des Herumspazierens im Mondenschein immer wieder auf Giambattista Bozzoni zurück.

Es war mir, wie es im beständigen Wechsel der Gedanken zu gehen pflegt, unwillkührlich beim Aufblicken zum Firmament auch das altbekannte roman-

tische Lied eingefallen: „O holder Mond, du scheinst so stille."

Wie sich doch der größte Unsinn einen Weg zu bahnen vermag! Als ob es je erhört worden wäre, daß der Mond bei seinem Scheinen irgend einen Lärm geschlagen hätte — und ob das Stillescheinen desselben eine ganz besonders gute Laune dieses Mondes verriethe! oder ob es gar Momente gebe, in denen der Dichter singen könnte:

„O böser Mond was polterst du
Und störest mich in süßer Ruh'!"

Und doch hat dieser Unsinn vom „stillen Mond" die Runde in ganz Deutschland gemacht und ist gewissermaßen auf die Höhe des Renommées gelangt. Es geht dem Unsinn gerade so wie es dummen Menschen geht. Wie oft hört man eines schönen Morgens, wenn irgend ein eklatant blöder Mensch „was geworden ist" von allen Seiten die Frage stellen: „Ja, um Gotteswillen, wie ist denn der zu dem Posten gekommen?" — Die Antwort dürfte lauten: „Beruhigen Sie sich meine Herren, glauben Sie denn die Dummheit hat nicht auch eine Berechtigung in der Welt! Wenn sie daran noch den mindesten Zweifel haben, so schauen sie sich eben nur einen dummen Menschen an, der über Nacht

was geworden ist — der macht ihnen gewiß nicht die Miene, als ob ihn das Glück begünstigt hätte, nein; der fangt eben jetzt erst recht an auf seinen Verstand und seine Weisheit zu pochen, und das zwar um so mehr, je dummer er ist — er meint durchaus nicht, er sei durch Gunst und Gnade emporgekommen, sondern — ihm sei einfach Gerechtigkeit wiederfahren.

Und eben darin liegt der schönste Beweis für die Berechtigung der Dummheit. So war's, so ist's und so wird es sein!

In der Ferne quakten Frösche in mächtiger Anzahl, daß es dem Klingen von Schlittenschellen gleich kam. Nachdem ich einige hundert Schritte von den letzten Häusern und dem Walle entfernt war, fand ich gerathen wieder umzukehren, und meine Promenade in der Nähe der Stadt auf einer Anhöhe fortzusetzen — von welcher man in gleicher Linie auf die Fenster des zweiten Stockwerkes der nahen Häuser hinsieht. Bei einem dieser Fenster, auf einer Art Balkon standen abendliche Plauderer beisammen, denen die wandelnde Gestalt, die sich oben im Mondhimmel scharf abgränzte, ein willkommener Spielball in ihrer argen Langweile sein mochte.

Ich hörte abgerissene Worte herüber, aus denen ich schloß, daß hier um diese Zeit selten Jemand spazieren gehe — weil sich diese Worte auf Vermuthungen über meine Persönlichkeit hinausspielten. Einer meinte, ich müsse ein Engländer (Inglese) sein, worauf die andern alle lachten, der zweite sagte: Nur ein Mondsüchtiger (Lunatico) könne noch so spät da herumklettern, darüber wurde noch mehr gelacht, diese Vermuthungen amüsirten mich, ich ging deßhalb in der Nähe jenes Balkons einige Male langsam auf und nieder; die Witze erneuerten sich, ich konnte sie aber zum Theile nicht hören, zum Theile konnte ich auch den Brescianer Dialekt nicht verstehen — gelacht wurde aber immer vom Herzen und es war nicht schwer abzusehen, daß die verschiedenen Titulaturen, die da geschmiedet wurden, sich eben nicht auf die Erhöhung meiner Glorie beziehen mochten. Einer dieser lustigen Herren meinte gar, ich wäre aus dem Irrenhaus (ospedale dei pazzi) ausgekommen, — dieser Witz fand unendlichen Beifall — so daß ich unwillkührlich mitlachen mußte.

Als die Herren das hörten, was in der sonst lautlosen Nacht sehr leicht war, wurde es stille unter ihnen, sie zogen sich kurz darauf in ihre Gemächer zurück und klappten ihre Persiane zu. Die Ursache

des plötzlichen Abschlusses der geistreichen Unterhaltung mochte in dem Umstande liegen, daß die Herren merkten, der Fremde da droben sei eigentlich der Zuschauer — und ihn amüsire die Komödie welche am Fenster gespielt wird, während sie früher meinten, der da droben sei ausschließlicher Gegenstand ihrer Unterhaltung, und habe pflichtmäßig nichts Anderes zu thun — als über ihre Glossen sich zu ärgern.

Wer die Urtheile der Welt über sich so lange als möglich — mit gutem Humor betrachtet, und eher darüber lacht als sich grämt — der erspart sich einerseits viele Trübsal; und bringt andererseits seine Gegner am ersten zum Schweigen. Man hört auf — einem Gegenstand Pfeile zuzusenden von dem sie abprallen, nur dorthin, wo sie fest haften bleiben, wird fleißig fortgeschossen.

Es dünkte mir nun Zeit schlafen zu gehen. Ich wandelte durch die einsamen Straßen, die vom Mondlicht hell beschienen waren. Augen und Ohren erfreuten sich an dem lustigen Sprudeln der Brunnen, die Wassersäulen streuten ihre falschen, von der hellen Nachtlampe des Firmaments versilberten Perlen und Diamanten aus — und es gemahnte einem, als ob man in Straßen des wasserreichen Roms oder

mehr noch, des eben so wasserreichen, aber um die Abendzeit noch dazu schweigsamen Viterbo wandelte.

Mit der königlichen Herberge (Albergo reale) muß man wohl zufrieden sein. Comfortable Teppiche auf den Steinen, und mäßige Preise.

48.

Der Dom von Brescia. Der Schuster im Kirchenfenster. Italienische Gemüthlichkeit. Der neue Dom. Ein Podesta wird Bischof.

Für 6 Uhr war Castellini bestellt. Mich trieb aber die Ungeduld schon vor 5 Uhr aus dem Hause — ich wollte später zurückkommen und den Cicerone abholen. Als er nun in's Hotel kam und erfuhr, daß ich schon fortgegangen sei — wurde ihm bange — der kluge Italiener speculirte nun sogleich, wo er denn — nach meinen Tags vorher von ihm beobachteten Lebensanschauungen, meiner habhaft werden könne, — und er erwischte mich glücklich im alten Dom; wo er auch alsogleich seine Ciceronianische Ohrenbläserei beginnen und mir den historischen Grundrieß durch die gewöhnliche und gewohnte Schablone durchmalen wollte. Ich hatte über die Kirchen Brescias schon das gute Buch von Paolo Brognoli gelesen

— darum wurde auch der erste Weg zu diesem merkwürdigen Longobardenbau gerichtet. Der Bau dieser Kirche — die früher Maria maggiore hieß, geht offenbar vor 800 zurück. Noch existirt die Predigt, welche Bischof Rampertus von Brescia im Jahre 832 gehalten, als der Leib des heiligen Filastrus in diese Kirche übertragen wurde. Angeblich war die Kirche früher ein Heidentempel, denn der Grund, welchen Brognoli dafür beibringt, ist nicht stichhältig. Es existirt nämlich im Stadtarchiv ein Dekret des Stadtrathes von 1456, welches befiehlt, daß die heidnischen Embleme an der Kirche wegzuschaffen seien. — Wer nun weiß, was für räthselhafte Menschen- und Thiergestalten an den alten longobardischen Kirchenbauten sich vorfinden, wird hier auf die nothwendige Vermuthung kommen, daß der damalige Stadtrath im übergroßen Eifer alle von ihm nicht verstandenen plastischen Werke ringsum den Dom herabschlagen ließ. Abbildungen davon gibt es keine mehr. Jetzt ist die Rotunde kahl und nakt, nur die dunklen Quadern daran sichtbar; und eben der Mangel an allen Gestalten die man sonst an longobardischen Bauten findet, würde auf den Zweifel führen, ob diese Kirche wirklich ein Bau aus der Longobardenzeit sei — wenn nicht durch den erwähnten aus Mißverstand hervorgegangenen

Zerstörungsbeschluß des Stadtrathes das Räthsel hinlänglich gelöst wäre. Wahrscheinlich wurde die Kirche unter König Grinvald zwischen 662 bis 670 gebaut, wie es der Erzpriester von Calvisano, Baldassare Zamboni in seinen **Memorie intorne alle pubbliche fabbriche piu insigni della cita di Brescia** (gedruckt in Brescia 1778) nachgewiesen.

Wie der Dom jetzt dasteht, hat er viele Aehnlichkeit mit dem Pantheon zu Rom. Ober dem Hauptthore erhob sich ein kolossaler Thurm, der aber durch den Unsinn eines Versuches: unter den Hauptmauern desselben eine Thür auszubrechen, im Jahre 1708 zusammenstürzte.

Auffallend ist gegenwärtig beim ersten Anblicke des alten Domes zu Brescia von außen die Werkstätte eines Schuhflickers — dieser hat sich nämlich in eines der viereckigen, nach innen zu schieß-schartenartig etwas schmäler einlaufenden Fenster die ungefähr 7 bis 8 Schuh vom Boden aufwärts zu sehen sind — und deren Tiefen die dicken Quadermauern anzeigen — hineingemacht. Auf einer Leiter besteigt der Mann seinen eigenthümlichen Arbeitssalon, ein kleiner Tisch mit den Werkzeugen, ein kleiner Schusterseffel — und der Schuster selbst — das zeigt sich den Blicken eines jeden, der vorübergeht. Ein eigenthümliches Genre-

bild vom Quadernrahmen umschloßen. Der Schuster kann sagen: „Mein Leben und Wirken liegt offen da, ich habe kein Geheimniß vor der Welt!" Ob dieser Mann zu seiner hohen kirchlichen Stellung durch irgend eine Gunstbezeugung oder durch ein Privilegium gekommen, oder ob er eines schönen Morgens, nachdem er seinem frühern Hausherrn die Miethe nicht bezahlen konnte, dieses ruhige Plätzchen, an dem ihn weder Gassenjungen noch Hunde stören können — sich ohne viel zu fragen, angeeignet hat — und man ihn, der scheuen, flüchtigen Taube gleich, die in den Felsenritzen ihre Zuflucht nimmt, schonen und nicht vertreiben wollte, — das weiß ich nicht. Vielleicht soll er jene merkwürdigen carikirten Gestalten in etwas ersetzen, die sich an den longobardischen Bauten gewöhnlich angebracht finden, und die man eben hier — selbige für eitel Heidenthum haltend, wie zuvor bemerkt, im 15. Jahrhundert heruntergeschlagen hat.

Was unser geringes Urtheil anbelangt, so hat uns die Naivität dieses Schusters ungemein angesprochen. In der Theorie ist es freilich nicht in der Ordnung, daß ein Schuster ohne viel Umstände zu machen, in einem Kirchenfenster seine Werkstätte aufschlägt, — in der Praxis aber, nachdem dieß

Faktum einmal da ist — gibt es ein Zeugniß von dem liebenswürdigen Charakter der Italiener. In einer deutschen Stadt hätte der arme Schuster durch die Eroberung dieser Kirchenbresche sämmtliche Polizeisoldaten der Stadt auf Einen Tag lang außer Athem gesetzt, — er wäre unbarmherzig herabexpedirt, und sämmtliche alten Stiefelröhren und Pantoffelsohlen ihm auf sein schuldiges Haupt geschleudert, — ihm zudem ein Prozeß auf den Hals geworfen und unzählige Bogen Papier dabei verschrieben worden. Hier lacht man, geht vorüber, und der Mann ist nun eben der Schuster vom duomo vecchio in Brescia! So eine Ausnahme von den ordinären Zuständen macht auf einen Deutschen der etwas raison hat, gar keinen üblen Eindruck; sie erregt nämlich das Gefühl: daß man hier die große Zwickscheere permanenter Maßregelei — die alles geradlinig zuschneidet und gar keine vorragende Laune am Baum dieses armen Lebens dulden will — ein wenig hinter dem Rücken hat.

Wenn man in den alten Dom eintritt, wird man überrascht, weil das Vestibulum, in dem man sich befindet, eine Art Gallerie oder Emporkirche bildet, die um den Rundbau herumgeht — während man zum eigentlichen Parterre unter der großen Kuppel

auf ungefähr 15 Stufen, die im Kreise herumlaufen, niedersteigt. Ein höchst origineller und eigenthümlicher Anblick!

Obwohl in der Kirche viel modernisirt worden ist — und sich jetzt viele Oelgemälde, auch einige Fresken von Schülern großer Meister, und Meistern minderen Ranges darinnen befinden (ausgenommen einen ebenso zweifelhaften als schadhaften Tizian), bringen doch die originellen Grundformen des Baues eine eigene Stimmung hervor. Man wird durch diesen Bau tausendmal eher zum Gebet gestimmt, als durch den neuen Dom, einen Rococcobau, der kaum 30 Schritte neben dem alten steht. Das fühlt auch das Volk von Brescia selber sehr wohl, denn im neuen Dom fand ich trotz den kolossalen Säulenbündeln — die zu vier und vier, Gewölbe und Kuppeln tragen — auch nicht eine Seele darinnen, während in diesem alten Dom doch an 50 Personen waren. Auch in dieser Kirche wurde früher im Winter unterirdisch, wie in Mailand — in einer dem heiligen Filastrus geweihten Krypta Chor gehalten; — jetzt dient diese Crypta zum Beisetzen von den Leichen verstorbener Bischöfe oder anderer Standespersonen von Brescia — bis die eigentlichen Gruften derselben fertig geworden.

Was für Erinnerungen knüpfen sich an diesen alten Dom? Pabst Alexander VIII. war hier Bischof von 1654 bis 1689.

Eine Merkwürdigkeit — die selbst Kirchengeschichtsmännern wenig bekannt sein dürfte — enthält die Chronik der Bischöfe von Brescia. Es ereignete sich hier eine Art Wiederholung der Bischofsberufung des heiligen Ambrosius, noch im 16. Jahrhundert. Domenico Bollani, welcher als fünfundneunzigster Bischof die Kirche von Brescia regierte, war ursprünglich als Rechtsgelehrter und als Podesta (Bürgermeister) nach Brescia gekommen am 5. Juni des Jahres 1558.

Im folgenden Jahre wurde der ausgezeichnete Mann zum Bischof gewählt, mußte aber natürlich früher erst die Priesterweihe empfangen. Am 4. Mai, am Christi Himmelfahrtstage, 1559 zog Bollani der Podesta als Bischof in Brescia ein und lebte und wirkte als solcher — zu aller Zufriedenheit 20 Jahre bis zu seinem Tode 1578, war auch einer von den Vätern des tridentinischen Concils. Er restaurirte 1572 den alten Dom, — es mußte sich in Brescia viel Schmutz angehäuft haben, der Geschichtsschreiber Fiorentini sagt das mit den einfachen Worten: **Cattedralem ecclesiam squallentem instauravit.** (Er hat die schmutzige Kirche wieder neu hergestellt.)

Wie es die Erfahrung lehrt — ist es nie übel ausgefallen, wenn ausnahmsweise in bewegter Zeit so ein recht tüchtiger katholischer Laie, dessen Tugend, Rechtlichkeit und Wissenschaft ihm guten Ruf erworben und der somit in allen Herzen schon von Vorneherein einen guten Grund gelegt hatte — auf einmal Bischof geworden. War er schon als Laie ein Mann Gottes und beim ganzen Volke beliebt und geachtet — dachten sich die Wähler ganz mit Recht — so wird er es gewiß, wenn er seine übernommene Pflicht erwägt — um so mehr als Bischof sein.

49.

Aufschluß über die Baptisterien. Die Demolirung der Taufkirche zu Brescia. Die Taufen außer den Baptisterien. Das Untertauchen der Täuflinge.

Der Verfasser dieses Büchleins, dem es nicht darum zu thun ist — Reisehandbücher zu plündern, dieweil er erstens von den Heerstraßen dieser Handbücher abgehend — abseitige noch nicht breit getretene Wege zu wandeln sich vorgenommen und dieweil er zweitens aus Lust und Liebe viele in Deutschland zumeist total unbekannte unbenützte Quellenwerke über Italien durchgeblättert hat — meint seinen Lesern — wenn auch

dieselben mehr aus Unterhaltung lesen, doch einen Dienst zu thun, wenn er ihnen aus dieser seiner Lectüre mitunter etwas Interessantes und Pikantes bringt — dessen Auswahl ihm darum keine Mühe und kein Bedenken macht, weil er das wählt, was ihn selber anspricht, und dabei meint — es werde eben dieses auch von andern mit Gefallen aufgenommen werden.

Gewiß wissen die wenigsten Reisenden und auch die wenigsten Leute (und der Verfasser gesteht gern: er wußte es auch nicht, obwohl er schon öfter in Italien war und Manches darüber schon gelesen) was es denn mit den Baptisterien (Taufkapellen) in diesem Lande eigentlich für eine Bewandtniß habe?

Gewöhnlich finden sich die Baptisterien frei neben den Domkirchen gebaut, und sind mitunter weltberühmt wegen ihrer architektonischen und künstlerischen Pracht — wie z. B. die Baptisterien von Florenz, Pisa, Padua. Auch hier in Brescia gab es ein uraltes herrliches Baptisterium, dasselbe wurde aber schmählicher Weise im 17. Jahrhundert, weil man es nicht mehr benützte, demolirt. Auch die obgenannten und nicht genannten Baptisterien in Italien werden zum Taufen nicht oder selten mehr benützt. Ueber diesen Umstand gibt nun ein merkwürdiges Manuscript in der Bibliothek zu Brescia Aufschluß, welches hier manuscritto Bianchi

nach dem Verfasser genannt wird. Dieser Bianchi berichtet nämlich die ebenso blöde als unselige Demolirung des Brescianer Baptisteriums. Daß Herz und Sinn des Mannes mit dem Vandalismus nicht einverstanden war, gibt er schon im Anfang seines Berichtes zu ererkennen, wo er erzählt, wie man am 6. Februar 1627 begonnen die schönen Säulen dieses Tempels niederzureißen und so den Beschluß der „weisen Stadträthe" von 1625 auszuführen.

Dieses Baptisterium war gebaut von der Longobardenkönigin Theodolinde (dieselbe die den Dom von Monza, an ihrer damaligen Residenz, erbaute). Geweiht wurde es am 13. November 616 vom heiligen Felix, Bischof von Brescia — wie es noch aus übriggebliebenen Denksteinen ersehen werden kann.

Die weisen Räthe mochten sich denken: „Dieser Bau hat nun 1000 Jahre gedauert, — ist lange genug — er kann zufrieden sein, daß er ein so hohes Alter erreicht hat — nicht jeder Bau kann von so großem Glücke sagen, also fort mit ihm, daß die Passage und mit ihr unser für das gemeine Wohl glühendes Herz erweitert wird, und daß wir in Brescia neben den anderen Vorzügen dieser schönen Stadt auch einen geräumigen Hauptplatz bekommen!"

Bei Gelegenheit des Berichtes über die besagte Niederreißung, erzählt nun das Manuscritto Bianchi, daß diese Baptisterien bis in's fünfzehnte Jahrhundert als Taufbrunnen für die ganze Stadt benützt worden, und daß alle Kinder in dieselben gebracht werden mußten. Wie es aber von dieser Sitte gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts sein Abkommen erhielt, erklärt ein päpstliches Schreiben, welches zur Pestzeit — allen Pfarrern erlaubte in ihren Kirchen Taufbrunnen zu errichten, und daselbst den Kindern ihres Kirchensprengels das heil. Sakrament zu spenden. —

In der früheren Zeit wurden also in den Kathedralstädten nur die Taufbrunnen benützt, die von den Bischöfen selber geweiht waren, und das Battisterio, gewöhnlich dem heiligen Johannes Baptista geweiht, galt als Pforte des Glaubens, und stand daher neben der Kathedralkirche selbst. Bianchi weist in seinem Manuscript unter den Beweggründen, von dieser Sitte zur Zeit der Pest zuerst abzugehen, unter andern auch auf Dantes Hölle hin — ohne aber den Gesang zu citiren: nun hat aber der Inferno 34 Gesänge.

Gewiß meinte Bianchi jene Stelle aus dem vierten Gesange in welchem der Meister Virgil den Dichter der Divina Commedia an jenen Ort führt, wo sich

die Nichtgetauften befinden, und in der Virgil zu Dante spricht:

Lo buon maestro a me: Tu non dimandi
Che spiriti son questi, che tu vedi?
Or vo' che sappi, innanzi che più andi,
Ch' ei non peccaro: e s' egli hànno mercedi,
Non basta, perch' e' non ebber battesmo,
Ch' è porta della fede, che tu credi:
E se furon dinanzi al Christianesmo,
Non adorar debitamente Dio:
E di questi cotai son io medesmo.

Ohne hier oder anderwärts in vorliegender Schrift vorhandene Uebersetzungen zu plündern, wollen wir versuchen den Sinn getreu wieder zu geben:

„Der Meister sprach: Warum willst du nicht fragen
Was dies für Geister sind, die vor dir wallen;
Ich will dirs, eh' wir weiter gehen, sagen:
Sie hatten an der Tugend Wohlgefallen,
Sind keine Sünder, doch ermangelt ihnen
Die rechte Fülle des Verdienstes allen —
Sie sind getauft nicht — und zum Glauben d'rinnen
Ist nur durch diese Pforte zu gelangen.
Sie gingen vor dem Christenthum von hinnen
Und ehrten Gott nicht — wie es sich gebühret,
Und ich gehöre selber hin — zu ihnen."

Daß Bianchi den großen Nationaldichter als Autorität in Glaubenssachen citirt, wird Keinem auffallen, der weiß, wie hoch Dante von jedem wissenschaftlichen Italiener geehrt wird, und wie sich jeder be-

strebt, von den klangvollen Terzinen desselben so viel als möglich auswendig citiren zu können.

Giovanne Battista Rosetti sagt bei Gelegenheit der Beschreibung des Baptisteriums in Padua, daß in jenen Städten, in welchen Baptisterien existirten, sämmtliche Kinder in selben getauft wurden, und zwar durch vollkommenes Untertauchen, aber nur am Oster- und Pfingstsamstage (con solenne funzione per immersionem, ne' soli sabbati della Pasqua e della Pentecoste), Kinder, die während der Zwischenzeit in Todesgefahr geriethen, wurden von ihren Pfarrern getauft.

50.

Wunderliche Baugeschichte des neuen Domes. Viele Köpfe und wenig Sinn.

Wenn hier vom neuen Dom in Brescia Erwähnung gethan wird, so geschieht dieß keineswegs wegen der Herrlichkeit des Baues — sondern um zu zeigen: wie es schon am Ende des 16. Jahrhunderts weise Kunstcomitées gegeben hat, und wie es auch zu jener Zeit vorkam, daß so lange consultirt und berathen und herumgefragt wurde (— wie mitunter in neuer Zeit in Deutschland und anderwärts —) bis zum Finale eine grandiöse Pfuscherei herauskam.

Dieser neue Dom in Brescia ist der abgeschmackteste und langweiligste Kirchenbau von ganz Brescia, und doch ist seine Geschichte so tragikomisch interessant — und so vielfach anwendbar, daß wir aus den Aktenstücken die Quintessenz auf zwei Druckseiten ausziehen wollen, um zu ersehen — wie ein Bau ein ganzes Jahrhundert hingeschleppt und zuletzt total verdorben sein kann — wenn nicht gleich Anfangs ein Genie und eine Kraft darüber kommt — welche den Bauleuten eine so entschiedene Bahn bricht, daß sie den Plan ausführen müssen, und nicht leicht davon abweichen können.

Wie vorsichtig wurde bei der Wahl der Pläne und dem Baue zu Werke gegangen!

Der große brescianische Stadtrath sprach schon in den Jahren 1564 und 1565 über das Projekt — dann wurde es fallen gelassen und tauchte wieder auf im Jahre 1599. Jetzt wurden von drei Baumeistern die Pläne sammt Detailzeichnungen angefertigt, noch liegen sie in drei großen Foliobänden im Archive zu Brescia. Darnach wurde noch ein Brescianer und ein Veroneser aufgefordert Pläne zu machen.

Die Pläne schickte man 1603 zu den beiden Dombaumeistern in Mailand um ihr Gutachten einzuholen. Diese kamen selbst nach Brescia, stellten sich

hier mit dem Architekten und Maler Bagnadore in Verbindung, und so wurde nach langer Berathung der Plan eines gewissen Lontana angenommen. Eine schöne alte Kirche mußte noch aus dem Weg geräumt und demolirt werden. 1604 wurde dann der Grundstein gelegt.

Es kamen Wirren und Streitigkeiten dazwischen und so wurde gestritten, gebaut und zugewartet bis 1657. Jetzt gelangte man in Ansehen des bereits Gebauten zur Einsicht: — die bisherigen Rathgeber und Zeichner haben das Zeug verschnitten; nun sollte, wie es bei unheilbaren Kranken geht, ein berühmter Arzt zu Rathe gezogen werden. Das war der berühmte Baumeister Palladio. Man sandte ihm die Pläne. Palladio schickte (1657) sein Recept in Form eines Briefes, der noch zu Brescia existirt, an den Brescianer Baumeister Beretta. Man folgte zum Theil seinen Rathschlägen, baute aber die Fronte nach dem verunglückten ersten Plan des Lontana. Noch über zehn Baumeister versuchten jetzt ihre Künste — oft mußten die morschen Gerüste erneuert werden; bis endlich im Jahre — — — 1825 die Kuppel fertig und am 22. April dieses Jahres die letzten Gerüste weggeräumt wurden!! Ueber 200 Jahre!! Der Bau trägt aber auch in- und auswendig das volle Gepräge

der Langweiligkeit. Diese weißen Wände, mächtigen Säulenbündel und Kuppeln sammt Bogen und Gewölbe starren einem so abgeschmackt und unbefriedigend entgegen — daß man die Brescianer wohl begreift — wenn sie hier herein nicht gehen wollen.

51.

Die Residenz der Bischöfe. Ein sinnreicher Porträtmaler. Ein welthistorisches Bild. Christus und die Ehebrecherin von Tizian. Was ist Historienmalerei?

Die bischöfliche Residenz präsentirt sich in einem stockhohen Haus, zu dem ein, mit einem Rococcogitter abgeschlossener Hofraum führt. Es enthält in einem Saale die Porträts sämmtlicher Bischöfe von Brescia (sie führten unter der Venetianerherrschaft die Titel Herzog, Marquese und Graf) im 17. Jahrhundert angefertigt. Die Porträte Eines Jahrtausends sind reine Phantasiebilder des Malers — der Mann hätte einem Staatsrath im geistlichen Departement — gewiß behilflich sein können, wenn er einem solchen einen bildlichen Unterricht über das Aussehen jener Männer ertheilt haben würde, die als zu ernennende Oberhirten nach Aussehen und Charakter in das zeitweilig herrschende politische System taugen müßten.

Gewiß mancher von den ehrwürdigen alten Bischöfen Brescias würde sich höflich bedanken, wenn er sein in moderne weiche Formen verschnittenes Gesicht — nach der Willkür des Malers erfunden und zusammenphantasirt, vor sich sehen möchte!

Eine ähnliche Künstlerlaune möge hier erwähnt werden. Als die Jesuiten aufgehoben wurden, kaufte am Ende der siebenziger Jahre des 18. Jahrhunderts ein Probst des berühmten Benediktinerstiftes Raigern, bei Brünn in Mähren, aus einem alten Jesuitenkollegium die Porträts sämmtlicher Ordensprovinziale. Der Kammerdiener des Probsten, der zugleich Malerei betrieb, gerieth auf den sinnreichen Einfall die Porträtreihe der Pröbste zu Raigern — von denen an dreißig fehlten, durch die Porträte der Jesuitenprovinziale zu ergänzen. Das machte der erfinderische Mann auf folgende Weise: Er malte auf jede Schulter der Jesuitenporträte einen schwarzen Kragen, ein blaues Band und ein goldenes Kreuz. Unten schrieb er dann die Namen der Pröbste aus der Hausgeschichte auf die verschiedenen Porträte hinauf. Der Mann hat es jedenfalls gut gemeint — er wollte seine Zeit nützlich ausfüllen. Noch heute wird seine Arbeit in Raigern hergezeigt — und lächelnd seiner Erfindungsgabe Erwähnung gethan.

Es ist kaum anzunehmen, daß es in Italien — die großen Hauptstädte ausgenommen auf Einem Fleck Landes eine so gewaltige Masse von bewunderungswürdigen Kunstwerken beisammen gibt, als in Brescia. Die Kirche St. Afra in Brescia allein könnte eine Gallerie in Deutschland weltberühmt machen. St. Afra, in der Heidenzeit ein Saturnustempel, besteht als Kirche seit 840. Es ist über die Geschicke der Kirche und des lateranensischen Chorherrnklosters ein Buch geschrieben worden. Die gegenwärtige Kirche wurde an der Stelle der alten, mit Belassung der Crypta, mit großem Kostenaufwand gebaut von 1550 bis 1603. Das Beschreiben von Bildern, das heißt: das Nachmalen eines mit dem Pinsel und der Farbe auf Leinwand oder Mauer angefertigten Kunstwerkes, mit Feder und Tinte auf dem Papier, ist an und für sich eine Art Geschmacklosigkeit; und für den Leser entweder eine Qual. — oder ein Gegenstand des Umblätterns. Eine Beschreibung von Bildern soll nur ausnamsweise geschehen. Das beschriebene Bild muß aber dann ein rechtes, festes, historisches, einschlagendes und ergreifendes Weltbild sein.

Da wollen wir nun Eines aus der Kirche St. Afra herausgreifen: früher aber soll über die Frage: Was denn eigentlich ein historisches Bild sei? —

eine kleine Variation abgespielt werden. Ein rechtes historisches Bild soll irgend einen Brennpunkt jener Gegensätze darstellen, welche in Tugend und Laster die Hebel der Weltgeschichte ausmachen. Im Leben des Logos auf Erden laufen aber alle Radien, alle Faktoren der Weltgeschichte — wie in ihrem Brennpunkte zusammen, und darum ist Christi Leben auch ein unerschöpflicher Born für den historischen Maler; er findet darinnen Alles, was den Menschen groß macht und ihn wahrhaft verherrlicht, und auch Alles was ihn klein macht und elend: und alles, was aller Zeiten und aller Orten sich im Verlauf der Geschichte auf's neue abspiegelt oder sich auf's neue abspiegeln kann.

Ein historisches Bild ist freilich auch: die Darstellung, wie die Königin Elisabeth ihrem Günstling, dem Grafen Essex, eine Ohrfeige verleiht, oder wie irgend ein Staatsvertrag oder ein ewiger Friede unterschrieben wird, oder wie einige Staatsminister unter der wenig andeutenden Constellation von Ordenssternen beisammen sitzen, oder am Ende wie irgend ein Krähwinkelerbürgermeister bei der Grundsteinlegung zu einer Kinderbewahranstalt mit dem Hammer auf diesen Grundstein hinaufschlägt — in ernsthafter Amtsmiene das Kinn in Pantoffelform herabgezogen, den Mund

dabei geschlossen und die Oberlippe verlängert, und rings um ihn die Rathsherren nach der Natur gemacht — auf daß auch noch den späteren Enkeln kund werde, mit welcher ehrfurchtgebietenden Blödigkeit ihre Großväter in die Welt hineingeschaut haben. Auf den hier als Muster angeführten Bildern sind keine Strahlenbündel weltbewegender Leidenschaften gesammelt.

Das Bild, von dem wir hier reden, ist die Ehebrecherin vor Christus, von Tizian. Es befindet sich auf der Evangelienseite der Kirche nach dem Abschluß des Chores ober einer Thüre, die in einen gewölbten Gang und von diesem in die Sakristei führt.

Der scharfsichtige Kunstrichter Sala erkennt (in seinem trefflichen Buch) als den Meister des Bildes entschieden und ohne weiters Tizian; ein superkluger Skeptiker wollte einmal herausfinden — es sei von Tizian's Sohn gemacht, und der alte Tizian habe daran nachgeholfen. — Es muß auch Kunstskeptiker geben — die durch Zweifel und Achselzucken sich in den Geruch besondern Scharfsinns und unbethörbarer Kennerschaft versetzen wollen. Das Bild ist nicht nur von Tizian, sondern ist eines seiner weitaus besten Werke.

Daß es von Tizian ist — kann abgesehen vom

gewiegten Urtheile Sala's Jeder ersehen, der im Belvedere zu Wien den gleichen Gegenstand von demselben Meister anschaut. Tizian wiederholte sich häufig in denselben Darstellungen. Hier ist nun auch die Situation der Hauptpersonen dieselbe, und im Ausdruck des Heilandes und dem der Ehebrecherin eine Aehnlichkeit — nur die Pharisäer sind anders aufgefaßt — und zwar ungleich genialer auf dem Bilde zu Brescia. Es mochte sein, daß dem Meister beim öfteren Nachdenken über diese Scene das volle Verständniß derselben noch klarer aufgegangen war.

An der linken Seite steht Christus: im Antlitz den Sieg der Barmherzigkeit über die Gerechtigkeit, den Blick voll Erbarmen dem unglücklichen Weibe zugewendet, die vor ihm ganz vernichtet und gebrochen dasteht — im vollen reuigen Bewußtsein ihrer Schuld — in jenem Moment, der eben die Versöhnung vermittelt. Es ist keine Gewohnheitssünderin; eine unselige Verkettung von Umständen hat zusammengeholfen zu ihrer Uebertretung, Umstände, welche sie der Schuld nicht entlasten, die aber die Barmherzigkeit des ewigen Richters bewegen. Aus ihren von Scham, Reue, Bedrängniß und Furcht verworrenen Zügen leuchtet die gefährliche und ihr eben auch verderblich gewordene Gabe der Schönheit hindurch.

Sie fühlt: sie stehe hier vor dem Unschuldigen und Gerechten; der in seinem milden leuchtenden Antlitz ihr schon kündet, wie er barmherziger mit ihr sein wird, als die alten ekelhaften Sünder, die sie vor ihn hergeschleppt haben, nicht aus Liebe zum göttlichen Gesetz, sondern aus sündhaften Beweggründen. Sie gehen, wie damals bei Vorweisung der römischen Münze, auf eine Vernichtung Christi aus — sie stellen listig eine Falle auf, und meinen, er werde ihnen nicht entkommen. Spricht sich der Herr für die Anwendung des Mosaischen Gesetzes aus, so können sie ihn beim römischen Statthalter verklagen, daß er das Volk mit einer hohenpriesterlichen Autorität aufwiegeln wolle zu Kundgebungen jüdischen Nationalbewußtseins, und sie können ihn selber der Inconsequenz beschuldigen, indem er bereits mit Sünderinnen huldreich gesprochen hat; — spricht er sich gegen die Anwendung des Gesetzes aus — so können sie ihn bei dem Hohenpriester und dem Volke als Gesetzverächter denunciren. — Der Heiland sprach die bekannten Worte: „Wer von euch ohne Sünde ist, werfe zuerst einen Stein auf sie.“ Nun schleicht sich einer um den andern davon. Der Herr vergibt dem Weib — knüpft aber die Bedingung daran: „Geh hin und sündige nicht mehr.“

52.

Was sich Tizian beim Bilde „Christus und die Ehebrecherin" für eine Aufgabe gestellt. St. Augustin über diese Begebenheit. Die religiöse Kunst.

Der Meister in der Kunst stellte sich nun die Aufgabe — einen Commentar, eine Exegese zu den 11 ersten Versen des 8. Hauptstückes vom Evangelium Johannis zu malen. Es ist sicher anzunehmen, daß Tizian nicht nur das Stück aus der heiligen Schrift las — sondern daß er sich auch um die Erklärung der heiligen Väter hiezu kümmerte.

Was für ein Reichthum von Gedanken und Gefühlen kann nun in dieß historische Bild niedergelegt werden! Der heilige Augustin sagt: „Als die Pharisäer fort waren, blieben zwei zurück, das Sündenelend (miseria) und die Barmherzigkeit" (misericordia). Nun hat der Maler dem Sündenjammer in der Ehebrecherin, der Barmherzigkeit in Christus den schönsten Ausdruck gegeben. Was verstand er aber in die Gesichter dieser Pharisäer hineinzulegen? Welch eine Fülle von Bosheit und Verstocktheit, von Heuchelei und Wollust. Auf diesen Gesichtern steht es mit Frakturbuchstaben geschrieben, daß die Besitzer derselben — wenn ihnen geheime Gelegenheit wäre

geboten gewesen, sich um Gott und Gesetz und Gewissen nicht im mindesten gekümmert und sicher die Sünde begangen hätten, wegen deren Uebertretung sie jetzt ein heuchlerisches Strohfeuer aufflammen lassen. Neid, Haß, Wollust — kurz das Register aller Todsünden lauert in den Ecken und Linien dieser verworrenen Züge, und das alles leuchtet sichtlich durch den Schleier widerlicher süßlicher Heuchelei, der mit Anstrengung darüber gezogen ist.

Die ganze schlechte Politik, alle elenden Praktiken, welche die Weltgeschichte so viel hundertmal in Bewegung gesetzt und in Fluß gebracht haben — zeigen sich in den Figuren der Pharisäer und Schriftgelehrten ebenso gut dargestellt — wie sich die heilige Macht der versöhnenden Liebe im göttlichen Gnadenspender und in dem begnadigten Geschöpfe darstellt.

Hoffart, Fleischeslust und Augenlust — mit allen tausend Sündenzweigen, die aus diesem Baum mit drei Hauptwurzeln herauswachsen — maskiren sich ohne Unterlaß. Immer heuchelt die böse Leidenschaft irgend einen guten Zweck. Tizian stellt eben den Moment der Entlarvung dar, der in den Worten lag: „Wer von euch ohne Sünde ist u. s. w."

Das leuchtete unerwartet, wie ein Blitz in die Finsterniß und verwirrte alle List und Bosheit. Wie

muß bei diesen Gesellen nicht nur das Gewissen schadhaft, sondern auch die öffentliche Meinung über dieselben sehr übelriechend gewesen sein, da sie auf einmal von ihrem Hochmuth und ihrem Drängen auf des Gesetzes volle Härte abstehen und innerlich zerdonnert und zermalmt mit stiller Wuth im Herzen von dannen schleichen. — In der That eine würdige Aufgabe für einen Künstler — und wie meisterhaft ist sie da gelöst.

Wir nennen aber das Bild im rechten Sinn des Wortes nicht nur ein historisches, sondern auch ein typisches Bild, weil es Grundzüge zu hundert ähnlichen Begebenheiten enthält. Der große heilige Augustin, der gründliche Erforscher der heiligen Schrift und ebenso tiefe Kenner des menschlichen Herzens mit all seinen Irrgängen, fügt bei seiner Erklärung jenes Ereignisses im Leben des Herrn — nachfolgende für alle Zeiten und viele Menschen wichtige Mahnung bei: „Es mögen hieraus — Richter und Vorgesetzte, welche Pflicht und Obliegenheit haben, die Irrenden zu bessern und zu strafen — erlernen; daß diese Strafen nicht in Leidenschaft, in Haß, in falschem und bitterm Eifer, in Heuchelei und lügenhaft vorangeschobener Gerechtigkeitsliebe zu verhängen seien, sondern Jeder soll in Schmerz und in Liebe, in Gerechtigkeit und

Sanftmuth, in demüthiger Erkenntniß eigener Gebrechlichkeit und im innern Gefühl wahrer Demuth — sich vorerst selbst Gott gegenüber als einen noch mehr Schuldigen anerkennen." Auch diese Worte fahren wie ein Blitzstrahl in die Nächte boshaften neidischen Pharisäerthums, das sich bei all seiner Tücke und Schlauheit doch selber nicht recht kennt — aber um so leichter durchschaut wird.

Es ist aber auch dieß Wort des Kirchenlehrers ein Ausspruch, wie er nur von einer erhabenen großen Seele ausgehen kann — und den gemeine Creaturen schwer verstehen, oder besser, den sie nicht verstehen wollen, und gegen dessen Verständniß sie sich wehren wie gegen die Stimme des Gewissens.

Die religiöse Kunst ist die höchste, weil sie auch alle sogenannten Profankünste in sich schließt und in ihren Kreis aufnehmen kann — nur daß sie es verschmäht dem Heidenthume und der Sünde als Magd zu dienen. Sollen unsere modernen Farben-Prahler, welche, eine gewisse Gattung Partei-Historie pflegen und die mit nobler Verachtung auf die religiöse Kunst herabschauen, es nur versuchen, das besprochene Stück aus dem Evangelium Johannis darzustellen — es dürfte ihnen so wenig gelingen — trotz dem daß sie 4 Klafter breite und 2 Klafter hohe Leinwandflecke

mit hunderten allerdings interessanter Figuren anfüllen können — den Tizian in diesem so einfach scheinenden Bild zu überflügeln — so wenig als der Herausgeber eines Conversations-Lexikons von 50 Bänden im Stande ist ein Kapitel vom Evangelium Johannis zu schreiben.

So viel über ein Bild, bei dem es sich wohl der Mühe lohnt darüber einige Gedanken niederzulegen. Es mag in der That nur der Kirche im Ganzen und den Kirchen als Gebäuden zu verdanken sein, daß sich so wunderbare Erscheinungen im Gebiete der Kunst durch die mythologische Zopfzeit und den Vandalismus der Aufklärungsperiode hindurch erhalten haben. Es gab im vorigen Jahrhundert Perioden — in welchen den Leuten alles Verständniß und aller Sinn für die Gebilde der großen christlichen Kunstheroen entschwunden war.

53.

Das Kostüme der Kirchendiener von Brescia. Die Klostergänge. Dominikanerkirche. Herkulesthurm. St. Clemente. Maria delli Miracoli. Giovanni Evangelista. S. Francesco. Klosterhof als Proviantbäckerei. Torre di Pallade.

Nun soll in die Mitte der Kunstbetrachtung wieder ein Stück aus dem Leben hineingeschoben werden.

Die Kirchendiener in Brescia sind durch ihre höchst originelle und auffallende Gewandung, die sie spezifisch von dem Costüme dieser Menschenklasse, in andern katholischen Städten unterscheidet, einer besondern Beachtung werth. Diese Herren tragen Beinkleider, welche gewöhnlich in jenes ungewisse Grau hinüberspielen, das zwischen weiß und schwarz sich bewegt. Das Oberkleid besteht in einem Frack und das Kirchenkleid in einem kurzen Rokett darüber — so daß es den Frackschößen hinlänglich vergönnt ist, sich nach Art von Käferflügeln — die eben unter der Flügeldecke herauskommen, um sich vollends zum Fluge auszuspannen — zu zeigen, wie auch selbstverständlich sich das ganze Beinkleid präsentirt. Wenn es die Pflicht dieser Männer wäre Berge zu besteigen, so würde sich für den carikirten Anzug noch der Grund des Ausschreitens angeben lassen — da dieselben aber nur auf glattem Marmor zu wandeln haben, kann das Nachdenken über diese Garderobe-Erfindung nicht so leicht zu einem Resultate führen. Uebrigens braucht man gerade kein scharfsinniger Forscher und Kenner mittelalterlicher Costüme zu sein — um es gründlich bezweifeln zu dürfen, daß die beschriebene Kleidung aus der Longobardenherrschaft auf unsere Tage übergegangen sei.

Wie schon bemerkt worden — muß man es sich nicht verdrießen lassen, in die an Kirchen angebauten Häuser, Höfe oder Klostergänge forschende Blicke zu werfen. In einem Gange links von der Afrakirche fand ich in einem kleinen Hof im ersten Stock einen Corridor, der auf kleinen Säulen hufeisenförmig ausgezackte Bogen trägt — offenbar ein Stück maurischer Architekur aus uralter Zeit — es macht auch den Eindruck, als ob man in einem Seitenhof der Alhambra sich befände.

Die ehemalige Dominikanerkirche, in der Folge Spital und Lyceum — wurde leider auch auf die Stelle einer alten demolirten Kirche gebaut — und doch muß sie, trotz der Verfallszeit der Kunst, in der sie entstanden (1609 bis 1615), ein Meisterwerk genannt werden. — Ein einziges Schiff mit einer herrlichen kühnen Bogenspannung und eine Fülle von Fresken und Oelgemälden, an denen über 30 Meister gearbeitet. Der Baumeister war ein Dominikaner Namens Vincenzo da Cologne, er wurde im Jahre 1630 von der Pest hinweggerafft.

Aus älterer Zelt ist der überaus liebliche helle Kreuzgang mit seinem üppig mit Sträuchern bepflanzten Garten, in dessen Mitte ein großer Springbrunnen rauscht, dessen silberne Wassersäule oben in einem

Perlenschleier flatternd über Sträucher und Bäume hinausragt.

Betrachten wir zur Abwechslung den Herkulesthurm (Torre d'Ercole) aus schwarzen Quadern — er soll der Römerzeit angehören; um so interessanter ist seine gegenwärtige Benützung im Erdgeschosse — ein blauer großer Schild zeigt an, daß hier eine Botega d'aqui, will sagen eine Schnappsbude sich befinde. Die gegenwärtigen Belagerer des Thurmes dürfen nicht Sturm rennen und werden nicht abgeschlagen, im Gegentheil, der jetzige Besitzer und Vertheidiger ist ein so kleinmüthiger Held, daß er sich von ein paar Quarantanistücken, die ihm als Wurfgeschosse hingeworfen werden, einschüchtern läßt — so daß er, statt den Eindringlingen mit mächtigen Katapulten Steine an den Kopf zu werfen — diese lieber auf listigem Wege durch Darreichung des Kümmelgiftes betäubt macht und sie zum Falle bringt. Auch ein Unterschied zwischen der noch gewaltigen Römerzeit und unserer cultivirten Gegenwart.

Ueberaus lieblich im reichsten Bilderschmuck prangt die kleine Kirche St. Clemente, fünf ausgezeichnete Moretto's liefern den Beweis — wie sich das Genie auch ohne Vorbild und Schule seine Bahn bricht. — Moretto war nie nach Rom gekommen.

Im höchsten Grad originell — so daß sich die Bauformen fest an's Gedächtniß anklammern, erscheint die Renaissancekirche St. Maria delli Miracoli, begonnen 1480. Die Kirchenthüre — welche halb ein hervorragendes Vestibulum darstellen soll, macht den Eindruck eines mächtigen Steinkastens, der sich trotz der feinen Renaissancebildhauerei daran — ungeheuer plump ausnimmt. Der Steinkasten, der auch etwas Aehnlichkeit mit einem Monument hat — ruht auf 4 Säulen. Der innere Bau zeigt sich in dem besagten Styl insofern ganz getreu ausgeführt, als eine große Ueberladung mit Ornamenten das Auge völlig verwirrt. Die Kuppeln und Bogen und Friese strotzen von vergoldeter Stucco-Arbeit. Vier dicht aneinander geklebte Kuppeln ragen auf herrlichen Marmorsäulen, die aus vasenförmigen Piedestalen schlank herauswachsen, und die sehr zum Ueberfluß mit rothem Tuch auf eine gewisse Höhe hinauf vertapeziert sind. An der schönen Steinsäule ist alles Drapiren geschmacklos. Mit Tuch und Fetzen behängt man nothgedrungen ephemere Triumphbogen aus Holz, denn rauhe Breter sind kein Gegenstand, auf dem das Auge ruhen kann, oder auch plumpe Mauerpfeiler, aber nimmer die Kernstämme der Säulen, ob diese nun sich in glattem Marmor oder in Sandstein mit Hohlkehlen zum Gewölbe einer

Kirche erheben. Gemälde darinnen eine Menge, darunter ein sehenswürdiger Moretto.

Dem unbekannten Restaurator des Frescobildes am Hochaltar kann man nur einen geringen Dank dafür sagen — daß er das Bild nicht nach allen Seiten hin gleich verpinselte und ruinirte, denn er ließ noch durchschauen, daß es ein Meisterwerk gewesen, bis es als ein Schlachtopfer der Restauration — wie viele andere — unter dem „glühenden Pinsel" des Wiederherstellers für ewig verloren ging.

Weil wir eben von Verunstaltungen gesprochen, wollen wir gleich noch an ein Paar sehr auffallenden architektonischen Modernisirungen mit kurzer Betrachtung vorübergehen.

S. Giovanni Evangelista besitzt im Innern einen Reichthum von vorzüglichen Gemälden, darunter schöne Moretto's. Ober dem Haupteingang befand sich — wie noch ersichtlich — ein wahres Meisterstück von einer ungeheuern Fensterrose, zierlich und kunstreich in feinen Sandstein gehauen. Dieser Fensterrose hat man mit Gyps und Kalk zugesetzt — bis ein regelmäßiges viereckiges Fenster daraus geworden. Der Mann, welcher aus dem poetischen Zauberkreis der Steinrose das prosaische Viereck aus Gyps hervorbrachte, meinte sicherlich, er dürfe mit dem zukünftigen unmöglichen

Erfinder der Quadratur des Zirkels mindestens gleiche Bewunderung in Anspruch nehmen.

In dieser Kirche ruhen die Ueberreste des heiligen Gaudentius, eines der ersten Bischöfe Brescias, gestorben 406.

Aus der herrlichen grandiosen Steinrose an der Fronte von San Francesco hat glücklicher Weise Niemand ein Quadrat gemacht. Auch die Säulen und schönen Bogenformen der Seitenschiffe (die Kirche rührt aus dem 13. Jahrhundert) hat man sich in der Zeit der allgemeinen Kunstverarbeitung zu verschonen bewogen gefunden. Aber etwas mußte doch für die gute Sache geschehen und so hat man denn das Gewölbe des Mittelschiffes — im totalen Widerspruch mit dem ganzen Bau in ein langweiliges Tonnengewölbe umgeschaffen. Die Franziskaner, welche der heilige Franziskus Assisi selbst nach Brescia brachte — wurden 1793 aufgehoben. Auch an dieser Kirche haben an zwanzig Künstler in Malerei und Plastik ihr Kunstgeschick erprobt.

Wie überaus sehenswerth ist der alte Klosterhof — dessen kein Reisebuch eine Erwähnung thut, und doch ist er doppelt merkwürdig. Einmal ist der Anblick der noch ganz wohl erhaltenen gothischen Ar-

kaden, die auf zierlichen Säulen aus rothem Marmor schweben, sehr lieblich; und dann haben auf diesem Fleck die Brescianer im Jahre 1421 am 17. März den Schwur der Treue in die Hände des Venetianischen Ablegaten niedergelegt und sind von diesem Tage an unter die Oberherrschaft der damaligen Meereskönigin gekommen.

Gegenwärtig wird der Klosterhof mit sammt dem Gebäude zu einer Proviant-Bäckerei verwendet, und die halb nackten Bäckergesellen wandeln zur Erhohlung von der Back-Ofenhitze mit einem großen Phlegma und ihren eigenthümlichen Sandalen in den schattigen Bogengängen auf und nieder — so daß es nach dem sonderbaren Costüme der modernen Mönche zu schließen — den Anschein hat, als hätten indische Fakire von St. Francesco's Haus Besitz genommen.

Unweit der Kirche des heiligen Johannes kommt man an einem Glockenthurm vorüber, Torre di Pallade genannt. Dieser gehört auch zu den Wahrzeichen Brescias. Ein uraltes Quaderngefüge, dessen Ursprung auf Jahrhunderte nicht ermittelt werden kann. Auf der Nordseite des Thurmes sieht man ein Steinbild des heiligen Apollonius ziemlich rauh und verwittert, unten mit der Jahreszahl 1235. Der Thurm soll seinen Namen von den Pfählen (dai pali) haben, welche

rings um denselben zur kriegerischen Befestigung angenagelt waren. Der schöne Brunnen am Thurm wurde 1596 von Bagnadore gemacht.

54.

St. Nazaro und Celso. Verarbeiter Tizians. Grabschrift eines Künstlers. Christenlehrkanzeln. Karmelitenkirche. Galleria Tosi.

Mannigfach interessant ist die im vorigen Jahrhundert zum Theil neu gebaute Kirche St. Nazaro und Celso. Die alte Basilica wurde 1445 gebaut. 1769 ging in der Nähe ein Pulverthurm in die Luft, der auch die Kirche größtentheils zusammenwarf. Die Wiederherstellung dauerte lange, erst im Jahre 1820 konnte sie geweiht werden. Das Kapitel mit einem infulirten Probst fiel mit sämmtlichen andern ähnlichen Collegiatkapiteln in den Stürmen des Jahres 1797 durch ein Venetianisches Dekret. Jetzt ist hier eine Pfarrkirche. Bilder und Statuen haben den Sturm überdauert. Der Hintergrund des Hochaltars enthält die Perlen, 5 Gemälde von Tizian, die insofern zusammengehören, als 4 kleinere den Rahmen des Hauptbildes ausmachen. In der Mitte die Auferstehung Christi — an dieser Gestalt befriedigt, trotz dem Namen und Genie Tizian's, weder die Ge-

stalt, noch die scharfe starke Musculatur, noch das Antlitz — es ist kein Ausdruck der Verklärung im ganzen Bilde. Die heilige Jungfrau Maria auf einer, und der verkündende Engel auf der andern Seite sind schön — ebenso unten die Heiligen Nazarus und Celsus, — nicht aber die Gestalt des heiligen Sebastian; diese letztere ist, wie man zu sagen pflegt, ganz naturalistisch aufgefaßt; ein Leichnam, zusammengebrochen, mit eingeknickten Knieen, das Haupt und die Hände herabhängend, die zu starke Musculatur war beim Kämpfer im sterblichen Leibe immerhin eher anzunehmen.

Wären nicht auf der Säule die Worte gestanden: Ticianus faciebat MDXXII; so hätte nicht mit Unrecht an diesen eigenthümlich verschleierten Bildern, die Autorschaft desselben bezweifelt werden können.

Interessant dürfte die Grabschrift eines christlichen Künstlers sein, der in dieser Kirche begraben liegt; selbe ist im Todtenbuche der Kirche aufbewahrt, und lautet: „Dmns. Ant. Calegari in marmoreis statuis construendis ubique celebris et morum integritate praeditus annos habens septem et septuaginta naturae debitum persolvit. Sacramentis praemunitus expectat mortuorum resurrectionem.“ („Ant. Calegari, überall wegen seiner Marmorstatuen berühmt, unbescholten in

seinem sittlichen Wandel, 7¼ Jahre alt, hat der Natur den Tribut gezollt, wurde versehen mit den heiligen Sacramenten und erwartet in dieser Kirche die Auferstehung der Todten.")

Calegari hat für die Kirche eine schöne Statue des heiligen Johann von Nepomuk gemacht; eine Aufgabe, mit dem sich italienische Künstler in der Regel nicht befassen.

Ueber die Webe des oben besagten Schleiers — wie über das Aussehen der Bilder bin ich erst in Wien klar geworden, als ich in der Universitätsbibliothek die Chronik der Parrochia nachschlug und den Schleiermacher fand; es heißt daselbst: Sulla fine dell' anno 1819 — sono state queste restaurato da Girolamo Romani. (Gegen Ende des Jahres 1819 sind diese Bilder von Girolamo Romani restaurirt worden.)

Erst in der jüngsten Zeit konnte das Gebäude der Kirche hergestellt werden. Eben waren drei Glocken mit Blumen verziert in der Kirche auf Balken aufgehangen, Teppiche ausgebreitet; ringsum alles zierlich und reich geschmückt — und der Bischof erwartet.

Interessant erscheinen in den Pfarrkirchen Brescias die Kanzeln, von denen Christenlehre gehalten wird. Es sind schmale viereckige Holzkasten — praktikabel,

um sie an einen beliebigen Ort zu postiren, 9 bis 12 Schuh hoch, und oben die Lehne in gothische Formen mit Schnitzwerk auslaufend.

Der reiche Bildersaal — Karmelitenkirche — (Carmine) sei nur angezeigt; — die Kirche wurde gebaut 1432 — dieser Zeit gehört das herrliche großartige Portal an, mit einem zierlichen Säulenschmucke, wie ihn wenig deutsche Dome schöner aufzuweisen haben — innen wurde sie in der Zeit des allgemeinen Kirchen-Verschönerungsfiebers 1620 furchtbar restaurirt.

Unter den Dutzend Privatgallerien dürfte wohl die des verstorbenen Conte Tosi die ausgezeichnetste sein. Ein moderner Palast im Viereck gebaut, mit mäßig hohen Zimmern, das erste Stockwerk rings mit Bildern und Statuen gefüllt, und zwar die moderne und antike Kunst vertreten. Die Perle der Gemälde — ein Raphael: Christus der Erlöser mit der Seitenwunde, im rothen Kleide. Das Bild hat nicht über 12 Zoll Höhe. Was liegt in diesem Antlitz für eine magische Gewalt; so ein geniales Bild hat mit einem genialen Gedanken gemein, daß man beide nicht so leicht vergißt.

Während die andern hunderte von Bildern, die ich in Brescia gesehen, mir in einigen Tagen später wirr durcheinander liefen, kann ich den Ausdruck und die

Züge dieses Bildes nicht vergessen. Unter den plastischen Werken gibt es Thorwaldsen's und Canova's. Von großer Technik und Reinheit in der Ausarbeitung — mit ganz tadellosen Figuren hat der Brüßeler Obstat eine Elfenbeingruppe geliefert, die Abraham darstellt, wie er seinen Sohn Isak schlachten will, und der Engel ihm Einhalt gebietet.

Was am verstorbenen Besitzer der Gallerie (die jetzt in die Hände seiner Erben übergegangen), dem Grafen Tosi, besonders hervorgehoben werden muß, ist die herrliche Privatkapelle in diesem seinem Palast. Auch für diese wurden keine Kosten gescheut, um den niedlichen Altar, wie auch die kleine Sacristei, mit Meisterwerken zu schmücken.

35.

Maria delle Grazie. Kirchenvorhof und Börse. Tempel Vespasians, Museum und dessen Inhalt.

Nachdem über Kirchen in Brescia schon so übermäßig viel hier vorgeführt worden, ein Umstand, der nur durch die wirkliche Herrlichkeit dieser Werke entschuldigt werden kann, soll nun nur noch auf eine sehr originelle Kirche und Kapelle sammt Vorhof die Sprache kommen.

Wir meinen die Kirche St. Maria delle Grazie, mit einer von ihr getrennten Kapelle (chiesetta) und einem ganz eigenthümlichen Vorhof. Zur Kirche wurde 1522 der Grundstein gelegt, 1669 überkamen dieselbe die Jesuiten, welche bis 1773 im Besitze derselben verblieben. Was der Geschmack der Zeit durch diese 104 Jahre dargeboten, das wurde auf dieß Gotteshaus verwendet. Die Decken strotzen von Gold, Arabesken und Bildern, die mitunter von vortrefflichen Meistern herrühren. Die eigentliche Gnadenkapelle zeigt aber an ihren Wänden und an den Wänden des Vorhofes — man kann sagen tausende von Votivbildern — die nach erlangter Gesundheit oder Gebeterhörung überhaupt aus Dankbarkeit hier aufgemacht wurden.

Der Vorhof — im Gevierte gebaut mit Arkaden von Marmorsäulen getragen, enthält — ich weiß nicht mehr wie viel Springbrunnen, bei deren Jedem eine Menge aufsteigender Wasserstrahlen in frei auf Säulen schwebende Becken niederrauschen, ein überaus schöner, lieblicher Anblick, die Brunnen symbolisiren die ewig fließende Gnadenquelle — an die sich der bedrängte Mensch wendet, um hier Erhörung und Gewährung seiner Bitten zu finden.

Da gehen Leute ab und zu — man hört im

Vorhofe Grüße sich gegenseitig ertheilen, mitunter auch leise sprechen. Es wird hier fleißig gebetet. Sie kommen betrübten Herzens und kaufen sich mit ihrem innigen Gebet Frieden, Heiterkeit und Gottergebung für den ganzen Tag, und haben da mit einem Herrn zu thun, der nicht betrügen und nicht betrogen werden kann.

Das eigenthümliche Summen und Brummen, das Ab- und Zugehen und die Gänge unter den Arkaden gemahnten mich an ein Börsenbild. Wenn hier in diesem Hause Ein Herr ist, mit dem man zu thun hat, und der nicht betrügen und nicht betrogen werden kann, so sind im Gegensatz an den gewöhnlichen Börsen eine Masse von sogenannten Herren, die betrügen und betrogen werden können; das sieht man aber auch an den verzwicktesten Gesichtern, in denen Furcht, List und Schadenfreude im beständigen Wechsel begriffen sind.

Wenn man gezwungen ist in großen Städten sich durch die Straßen der Börsen durchzudrängen, da wird es doch dem einfachsten Menschen klar — daß er sich in Gesellschaft dieser hier rumorenden Gesellen — den Himmel durchaus nicht, aber die Hölle sehr leicht denken kann.

Nun werde auch dem Heidenthume in Brescia sein wohlverdientes historisches Recht. In den zwanziger Jahren dieses Säculums hat man hier einen Tempel Vespasians (andere nennen ihn Herkulestempel) aufgefunden, der ein Unicum Oberitaliens genannt zu werden verdient. Er rührt her von dem Jahre (der christlichen Aera) 72. Derselbe ist 200 Fuß breit — hat einen imposanten Stufen-Aufgang und wurde von der Stadt Brescia mit einer entsprechenden Bedachung und mit Thoren versehen, so daß er jetzt zur Antikensammlung von Brescia dient, wozu die großartigen Cellen hinlänglich ausreichen. Im Tempel selbst wurden im Jahre 1822 die merkwürdigsten Gegenstände gefunden — die jetzt darinnen aufgestellt sind. Eine Siegesgöttin. Erzguß aus der schönsten griechischen Zeit. 5 Kaiserköpfe, eine vergoldete Statue die einen gefangenen König darstellt. Eine Menge zum Theil vergoldete Gesimse von eleganten Formen, so, daß sie vielfältig abgegossen und abgezeichnet — von Baukünstlern, die an Erfindungslosigkeit und entsprechender Ornamentik-Bedürftigkeit zugleich leiden — als kolossale Nothnägel auf die glatten Wände moderner Bauten hinaufgenagelt werden. — Das Innere dieses Tempels, in dem mehrere hunderte antike Gegenstände sinnreich geordnet aufgestellt sind — gibt einen

kleinen Begriff von dem riesigen Museo bourbonico in Neapel; im Vorhof des Tempels aber kann man sich sehr gut an Pompeji erinnern, oder — wer es noch nicht gesehen, kann sich eine Vorstellung davon machen.

Da liegen gewaltige Säulen- und Gesimstrümmer herum, überdacht von mächtigen fächerartigen Gesträuchern und Farrenkräutern. Ein ergreifender origineller Anblick, den man nicht leicht vergessen wird. Die antike Insceneseżung dieses Vorhofes kann ein wahres Meisterstück genannt werden. Das verstehen aber auch die Italiener, wie kein anderes Volk der Welt. Der erste Anblick vom Eingange dieses Tempes macht einen derartigen Knalleffect, daß selbst jeder auf eine Minute zum Staunen gebracht wird, der auch schon alle ausgegrabenen Straßen und Plätze von Pompeji durchwandert hat.

56.

Der Bau eines historischen Buches, Vestibulum, Gerüste und Maschinerie zu demselben.

Ehe wir von Brescia scheiden, können wir nicht umhin einige Worte über den Mechanismus oder auch die Geschichte des Buches eines großen Historikers

der Stadt Brescia zu sagen. 1693 erschien zu Brescia die zweite Auflage von „Le Memorie Bresciane opera historica e simbolica di Ottavio Rossi, riveduta da Fortunato Vinacessi.“ Ein anständiger Quartband mit vielen Holzschnitten und römischen Grabes- und anderen Inschriften, wie sie auf alten Steinen in Brescia aus der Römerzeit gefunden worden. Beim Titel ist Rossi's Bild mit der Unterschrift: „Octavius Rubeus, vulgo Rossi Brixianus Poeta ac rerum Brixianarum scriptor celeberrimus.“ (Octavius Rubeus, genannt Rossi, Brescianer Dichter und berühmtester Geschichtsschreiber von Brescia.) Das Bild des im höchsten Grade ernsthaft, wie tiefsinnig und nicht minder gelehrt dareinschauenden Mannes ist in Kupfer gestochen von jener Suor Isabella, von welcher die Kupferstiche in den alten Venetianerbrevieren herrühren; hier ist ihr ganzer Titel und man ersieht, daß sie Nonne im Kloster zum heiligen Kreuz in Venedig gewesen: „Suor Isabella Piccini scolpi, Religiosa Profesa in S. Croce d'Venetia.“ Die Dedication ist höchst originell, das Buch wird „den treuesten Bürgern der prächtigen Stadt Brescia“ geweiht, „welche schon Mutter und Haupt von vielen Städten und Theilnehmerin am Senat, an der Größe und an den Siegen Roms gewesen,“ jetzt „unter der friedlichen

und friedenbringenden Herrschaft der unbesiegbarsten Republik von Venedig, der Triumphatorin über alle Triumphe (trionfatrice di tutti trionfi), der wahren Sonne Italiens, dem Paradies der Freiheit und dem Mittelpunkt der ganzen Welt (e centro di tutto il mondo) und im Schooße des berühmtesten Schutzes der durchlauchtigsten Herren Leonardo Mocenigo, Girolamo Cornaro, Vincenzo Dandolo, Antonio Grimani und Maffeo Micheli, Senatoren von allbekannter unzerstörbarer und ungeschwächter Kraft u. s. w. von Octavio Rossi." Dann folgt ein Vorwort von Rossi an die Deputati publici von Brescia, dann ein Vorwort vom Buchdrucker und Verleger Domenico Gromi; dann folgen die Namen aller derjenigen Herren Deputirten, durch deren Rathschluß und unter deren glücklichen Auspicien diese Memorie bresciane decretirt, approbirt und in Druck zu legen beschlossen worden sind. Dann folgen die Unterschriften von 11 Abbati, 5 Avocati, 5 Deputati und 5 Sindici. Ferner folgen nicht weniger als 5 Lobgedichte auf den Autor Rossi, 4 italienisch, das letzte lateinisch, dieses von einem Franciscus Ulmus Philosophus Brixianus, woraus ersichtlich, wie die Brescianer selbst in der Philosophie am Stadtmonopol mit unerschütterlicher Treue und Vaterlandsliebe festgehalten haben.

Auch die Feierlichkeit und die Ceremonien, mit welchen damals Bücher veröffentlicht wurden, sind geeignet Zeit und Land zu charakterisiren.

57.

Das Essen auf eigene Faust bei den Italienern. Venedig und Shakespeare. Ein Seiltänzer auf Campo St. Moysé.

Noch einiges aus Venedig. Bogumil Goltz macht in seinem (Seite 10) citirten Buch über die Speisemanier der Italiener folgende ergötzliche Bemerkung: „Keine Familie bindet sich an eine Hausordnung in den Mahlzeiten, im Arbeiten, im Aufstehen oder im Schlafengehen, oder worin sonst. Selbst das Mittagsessen wird nicht in allen Ständen und Orten als ein Familienakt angesehen. Ob alle beisammen sind, oder nicht, gilt gleich. Jeder schnabelirt etwas aus freier Faust, wo und wann es ihm beliebt." — Wir geben Goltz hierin nicht Unrecht, meinen aber nur, daß sich diese Zustände sehr leicht erklären lassen. Auch hier muß man das italienische Sprichwort erwägen: „Tanti paesi, tanti usanze." (Anderes Land, anderer Brauch.) Ungenirtheit nach allen Richtungen hin ist eine italienische Haupteigenschaft. Daß besonders in den untern Ständen kein eigentlicher Familientisch abge-

halten wird — liegt überhaupt in der eigenthümlichen Speisewirthschaft der Italiener. Die Holzpreise sind enorm hoch — wer ein Feuer auf dem eigenen Heerd anmachen will, braucht viel Geld. Garküchen mit Gesottenem und Gebratenem, mit geschmorten Fischen und Polenta gibt es in Ueberfluß, und die Preise derselben sind außerordentlich billig. Nach warmen Speisen herrscht wenig Bedürfniß. Selbst der Arme kann nun hier in seiner Art um einige Kreuzer nach seinem Geschmack etwas bekommen. Bei diesen Voraussetzungen liegt es nun freilich sehr an der Hand, daß jeder auf eigene Faust etwas schnabelirt, wann und wo es ihm beliebt. Diese Ungenirtheit zieht auch deutsche Familien dermaßen an — daß sich diese nicht selten am Abend aus Garküchen nach Geschmack mit kaltem Geflügel versorgen, und die verschiedenen Familienglieder scheinen sich bei ihrer Privatschnabelirung nach italienischem Muster recht behaglich zu befinden.

Als ich einmal dem regen Treiben auf dem Gemüsemarkt des Rialto zusah, allwo besonders der Zwiebel festungsartig aufgethürmt ist, und wo die Bauernjungen, einen mit todten Hühnern behangenen Strick um den Leib, sich in den Absatz ihrer ländlichen Viehzuchtsprodukte durch ein Höllengeschrei einüben,

hat mich eine eigene Wehmuth befallen, als mir die Worte Solanios (III. 1.), im Kaufmann von Venedig, einfielen: „Now what news on the Rialto?“ (Nun was gibts Neues auf dem Rialto?) und ich Shakespeare's gedachte, dem das Glück Venedig zu sehen, nicht zu Theil geworden. Wäre nicht vielleicht der Kaufmann von Venedig, Romeo und Julie, und die beiden Edelleute von Verona etwas anders ausgefallen, wenn Shakespeare durch den Anblick des wirklichen Schauplatzes sich hätte begeistern können, wenn er in Venedig und Verona gewesen wäre? Ich meine es. Was übt nur der Anblick vom Rialto für einen poetischen Zauber!

Als Shakespeare seinen Kaufmann von Venedig schrieb — mag da nicht oft in ihm die Sehnsucht aufgewacht sein — diese hochberühmte Stadt vor seinem Tode mit seinen eigenen Augen zu sehen?

Einmal, als ich in einer Gondel eben am Campo St. Moysé vorüber fuhr — sah ich den Platz mit vielen Menschen erfüllt, ich stieg aus und die Stufen hinan. Ein Seiltänzer kündigte eben an, daß er die letzten Stücke machen wolle und der Buffo erlaubte sich Anspielungen auf die nun zu erfolgende Sammlung. Das machte unter den Anwesenden kein gutes Blut — denn die Mehrzahl entfernte sich. Auf den

Steinplatten vor der Kirche war ein alter, dünner, abgetretener Teppich aufgebreitet — der ganze Zeug kein Messerrücken dick, fadenscheinig, schmutzig und zerrissen, eine reine Formalität — um der polizeilichen Vorschrift zu genügen, welche, um bei derlei Künsten, für den Fall eines Falles, Unglück zu verhüten, eine ordentliche Unterlage vorschreibt. Der Ballerino, ein ausgezeichnet schöner Mann — ein fertiges Modell für einen Bildhauer, um nach ihm irgend einen griechischen Gott zu meißeln, fing an, ein ungefähr sechsjähriges Mädchen bald wie einen Reifen zusammengekrümmt, bald in ganzer Figur auf Kopf und Schultern zu balancieren, bald es wie einen Ball klafterhoch empor zu werfen und aufzufangen. Eine grauenhafte Marterscene. Was der oben beschriebene Teppich für eine beschützende Rolle spielen sollte, war nicht abzusehen, denn — wäre das Kind herabgestürzt, — um des dünnen Tuchfetzens willen, der zwischen Stein und Bein gelegen, wäre sicher Schädel und Knochen auch nicht um ein Splitterchen weniger in Scherben gegangen. Der Buffo mit einem langen Frack, dreieckigem Hut, großen Brillen, die Wangen roth, die Augengegend blau, a la Pavian geschminkt, machte seine Späße mit widerwärtigem Gesicht — eine hexenartige Weibergestalt schlug bis-

weilen in ein Tamburin. Und diese Marterscene wird nun auf den meisten Campos Venedigs — denen sämmtlich Steinplatten als Unterlage dienen — wiederholt!

Nun ging der Seiltänzer mit einer Büchse sammeln — das Kind vor ihm her theilte Lotterie-Nummern aus. Armseliger Erwerb für hundertfache Lebensgefahr, die Leute, welche gaben, ließen kaum einige Centesimi in die Blechkasse fallen; — als ich meinen Theil hineinwarf, und die dargereichten Nummernzettel mit der Hand stumm zurückweisend fortgehen wollte, mochte dieß dem Kinde etwas verächtlich erschienen sein; denn mit flammendrothem Gesichte bat sie wie flehend, ich möge doch den Zettel nehmen. Mochte sein, daß ihr auf einmal der ganze Jammer ihres Schicksals zu Herzen gegangen war, und es sich durch die geringschätzige Behandlung tief verletzt fühlte. Ein unschuldiges Kind dem Tod und Verderben Preis gegeben — in der Folge sittliche Verkommenheit unvermeidlicher noch als der Tod durch Zerschmetterung — ein Sclaventhum unter den Weißen. Mit Verachtung gehen an so traurigem Schauspiele Leute vorüber — die sich der solidesten Charaktergrundlagen bewußt sind — auch kein Funke von Erbarmen mit dem elenden Loose eines armen Kindes

bemächtigt sich ihrer Herzen, — in der That so solid aber auch so hart wie die Steinplatten von Campo St. Moysé.

58.

S. Lazzaro und der Einfluß auf den Orient. S. Servolo und der Historiker P. Ignazio Mozzoni. Sein romantisches Studierzimmer. Das Spital.

Auch die Laguneninseln haben jede ihre eigene Literatur, mit großem Fleiße sind die Ereignisse und Urkunden gesammelt. Besuche auf diesen Inseln zu machen gewährt eine eigenthümliche lieblich-melancholische Stimmung. Dießmal ging es in Gesellschaft mit einigen bekannten Steiermärkern, die mir auf dem Markusplatze begegneten, nach S. Lazzaro. Seit meiner Anwesenheit daselbst vor einem halben Jahre, hatte ich in der Geschichte der Insel geblättert — und so war sie mir interessanter geworden; Leo Paulini, ein Venetianer Bürger, baute das Kloster daselbst für die Aussätzigen (1182). Merkwürdigerweise nannte man damals in Venedig den Aussatz „die Krankheit des heil. Lazarus" (mal di S. Lazzaro). Der ganze Stiftungsbrief existirt. Paulini stiftet zu seinem und seiner Aeltern Seelenheil das Hospital;

„denn jeder der von seinem Vermögen im Reiche Gottes und der Heiligen etwas verwendet, wird vom Vergelter alles Guten Lohn empfangen.“ „Der an der Stiftung rüttelt, soll in Gottes Zorn und in den Fluch der 318 Väter verfallen. (Incidat ira Dei in eum, et sub anathemate trecentorum decem et octo patrum constrictus permaneat.) Als die Aussätzigen immer weniger wurden, verwendete man die Stiftung für die Bettler und armen Leute in Venedig.

Jetzt befinden sich (siehe S. 85) hier die Mechitharisten — ich lernte dießmal eine interessante Persönlichkeit kennen — von der wohl in Europa wenig Leute etwas wissen werden, die aber gegenwärtig doch einen großen Einfluß auf eine orientalische Nation besitzt, es ist dieß der gelehrte Armenier Gregorio Gelali ein geborner Konstantinopolitaner, Mitglied des hiesigen Mechitharistenklosters und Redakteur eines wissenschaftlichen Journals in armenischer Sprache.

Der gelehrte fleißige Mann hat von keiner europäischen Seite eine Anerkennung, wer weiß auch in Europa von seiner Arbeit? — Einsam sitzt er in seiner Zelle und vermittelt den Armeniern die europäische Civilisation, macht sie mit den neuesten Erscheinungen

im Gebiete der Wissenschaften bekannt — und legt so in ein begabtes, rühriges Volk einen Keim, dessen Früchte für die Zukunft nicht berechnet werden können. Hier mag wohl auch das Sprichwort eines originellen Mannes, des im Jahre 1849 als Direktor des kaiserlichen Reichsarchivs verstorbenen Baron Clemens Hügel gelten: „Was wächst macht keinen Lärm."

In kaum einer Viertelstunde mittelst der Gondel — erreicht man die Insel St. Servolo mit dem Irrenhospital, welches die barmherzigen Brüder besorgen (Siehe S. 83). Der berühmte Chronist Dandulus stellt St. Servolo als das älteste Kloster Venedigs dar — welches schon vor der Gründung der Stadt auf dieser Insel bestanden. Den barmherzigen Brüdern wurde die Kirche sammt Kloster 1733 übergeben. Urkunden, die auf das Kloster bezüglich sind, existiren im Patriarchalarchiv schon von 819 her. Dießmal wollte ich an St. Servolo nicht vorüberfahren. Wir landeten, und ich verlangte den P. Ignazio Mozzoni, Priester aus dem Orden des heiligen Johann von Gott (gewöhnlich Orden der barmherzigen Brüder genannt), zu sprechen.

Ignazio Mozzoni beendet eben seine Tavole chronologiche critiche della storia della chiesa uni-

versale. (Chronisch-kritische Tafeln zur Universal-Kirchengeschichte.)

Durch Unterstützung Seiner Majestät des Kaisers Franz Joseph, der bei der letzten Anwesenheit in Venedig den Gelehrten selbst besuchte und ihn huldreich aufmunterte, ist es Mozzoni ermöglicht, diese Tafeln herauszugeben.

Es wurden ihm nämlich zur Fortsetzung seines Werkes 3000 Gulden bewilligt, ein Umstand, der den unermüdeten Gelehrten aus einer bedrängten Lage rettete — denn es wäre ihm ohne diese Unterstützung unmöglich gewesen, sich die ferner nöthigen Druckapparate anzuschaffen.

Ein ganz wunderbarer Mann dieser P. Mozzoni — sein Leben und seine Persönlichkeit verdienen geschildert zu werden. Die Außenmauern seiner Zelle senken sich geradewegs in's Meer hinab — ein romantisches Studierzimmer! Von zwei Seiten umspühlen es die salzigen Lagunenfluthen — und wenn die Luft bewegt ist, tönt das Rauschen und Sausen der Gewässer und das Anschlagen der Wellen und Wogen an die Grundfesten des Hauses — in die Stube hinein. Neben seiner Zelle befindet sich ein etwas größeres Gemach mit einer Steindruckpresse. — Der

Mann ist nicht nur ein gründlicher Gelehrter, sondern auch ein gewandter Techniker und Chemiker. Er ließ sich seine Maschinen nach eigener Angabe anfertigen. Alles ist außerordentlich nett, rein und polirt, er weiß auch so correct und rein zu drucken, daß es ihm hierin factisch in Italien keine Steindruckerei zuvorthut.

Mozzoni hat eigentlich den Büchersteindruck in Italien eingeführt und vervollkommnet. Er selbst macht die Zeichnungen zu seinem Werk, diese werden dann sammt dem Text von ihm auf chemischem Wege auf den Stein übertragen; ein Verfahren, durch welches der Abdruck einer beliebigen Anzahl von Exemplaren geschehen kann. Mozzoni hat dieses Verfahren zuerst im großen Maßstabe angewendet. Auf seine historischen Tabellen pränumerirt man unter der Adresse: „An die Preis-Steinbuchdruckerei auf der Insel S. Servolo bei Venedig."

Er selbst ist ein liebenswürdiger Mann, voll feiner Lebensart, dabei anspruchslos und bescheiden und demüthig vom Herzen. Er und noch ein Priester desselben Ordens versehen die Seelsorge im Hospitale und Irrenhaus — worin immer an dreihundert Patienten sich befinden. In der That keine

kleine Mühe; und Mozzoni unterzieht sich derselben mit aller christlichen Liebe und Aufopferung.

Auf die von mir gestellte Frage: Ob er denn durch die viele Arbeit in der Spital-Seelsorge nicht in seinen literarischen Unternehmungen zu sehr gehemmt werde, und zurückbleiben müsse, gab er mir die schöne Antwort: „Sehen Sie, den armen Kranken beizustehen — ist mein Ordensberuf und meine Pflicht — das ist das erste und nothwendigste, was allem Andern bevorgeht, und ich thue es gerne, es ist mir keine Last; was dann an Zeit erübrigt, das wird für die literarischen Arbeiten verwendet — die eigentlich meine Erholung und Unterhaltung ausmachen."

Mozzoni ist ein geborner Mailänder, die Kranken lieben ihn — jene, die nicht bettlägerig sind, grüßen ihn freundlich und ehrerbietig, wenn er durch die Gruppen hindurchgeht, in denen sie plaudernd beisammenstehen.

Der ungeheuer große Krankensaal gewährt einen sonderbaren Anblick. Auf beiden Längenseiten sind die Thüren mit Gittern geschlossen, so daß die freie Luft hindurchströmen kann. Eine der Thüren öffnet sich in einen mit Blumen und Sträuchern bepflanzten Hof — die andere geradewegs auf das Meer hinaus — und die reinen kühlenden Luftwogen rollen auf dem See-

spiegel in den Krankensaal hinein. Gewiß ein eigenthümliches Spitalzimmer, wie deßgleichen sich wenige finden werden.

59.

Die Seespinnen zur Fluthzeit. Der Lido. Die Vermählung mit dem Meere. Abfahrt und Triest.

Wenn man westlich, d. h. am Lagunenufer des Lido zur Fluthzeit dahinfährt — ist es ergötzlich die tausend und tausend kleinen Seespinnen zu sehen, wie sie von den Wellen an's sandige Ufer hinausgeworfen werden, wonach sie sich mit den hintern Füssen in den Sand stemmen und in denselben hineinsinken, während sie die vordern Füsse wie bittend erheben und mit denselben lebhaft agiren, als wollten sie die herankommenden Wellen bitten, sie ja aus dieser qualvollen Lage zu befreien, und sie in ihr ihnen zuträgliches Naturelement zurückzuschwemmen.

Die Breite der langen Lido-Insel, welche die Lagunen vom Meere abschließt — beträgt ungefähr eine Viertelstunde. Am östlichen Ufer liegt die eigentliche volle offene See vor den Augen ausgebreitet. Wie traurig und melancholisch ist doch hier der Meeresanblick. Schwarze Wolken hatten sich dießmal im

Hintergrund aufgethürmt — es war eben Fluthzeit, und rauschend rollten die Wogen heran, Muscheln und alle Gattungen Schalthiere vor sich im Sande hertreibend.

Von Venedig fahren die Leute auf den Lido hinüber — um am vollen Meeresanblick sich zu ersättigen. Sogar für ein Reitvergnügen ist gesorgt, und eine Reitbahn im Querdurchschnitt des Lido von der Lagune zum Meere hinaus angelegt. Auch eine Restauration, bei welcher es Sitte ist dem Gondolier ein kleines Weinpläsir zu bezahlen, macht ihre ergebenste Einladung.

Byron und die Sand haben über den Lido einen poetischen Blüthenschauer gestreut — in der Wirklichkeit aber ist der Aufenthalt hier unsäglich trostlos und langweilig — ausgenommen, wenn eben in einem Volksfeste die Perlen des Demos aufsprudeln. Die Befestigung des Lido (Castello S. Andrea) im 16. Jahrhundert unter dem Dogen Mocenigo gebaut, soll ein Muster von damaligem Castellbau sein. Die Kunst bestand darin — auf diesem Moorgrunde, der beständig dem Andringen der Fluth ausgesetzt ist, Quaderwände aufzuführen — die den feindlichen Kugeln, den andrängenden mauern-nagenden Fluthen und den Jahrhunderten zugleich trotzen können. Wie aus Felsen gehauen stehen

die Cortinen aus istrischen Marmorquadern da, eine Menge von Schießscharten für die allergröbsten Geschütze (und bei diesen Geschützen ist von Höflichkeit ohnedieß keine Spur) droht den feindlich heranschwimmenden Schiffen Verderben und Untergang, während in dorischen Bogen auch der Kunst ein Opfer dargebracht wird. Der Anblick dieses Mauerwerkes, wie es da herausstarrt aus den Wasserflächen, erfüllt das Herz mit unsäglicher Oedigkeit.

Hier ist der historisch-denkwürdige Platz, wo alljährlich durch 276 Jahre auf dem Rücken des Buccentaurus die große Festivität der Vermählung des Dogen mit dem Meere vorgenommen wurde.

Auch Buccentaure sind sterblich. Im Jahre 1520 verließ das Staatsschiff zum ersten Male seine Geburtsstätte und Wiege — das Arsenal, und im Jahre 1796 kehrte es zum letzten Mal in's Arsenal zurück, dießmal in sein Sterbegemach und Grab. 276 goldene Dogenringe haben diese Wellen verschlungen — bis sie der goldenen Speise satt geworden. Ein Einziger kam wieder zum Vorschein — er fand sich in einem Fische vor, der ihn verspeiset hatte. Die ganze Vermählung war ihres Sinnes längst verlustig gegangen, und die Holländer und nach ihnen die Engländer thaten klüglicher, als sie mit ihren Ankern mit tausend

und tausend Zentnern Eisen an gewaltigen Eisenringen um die Gunst der Meeresbraut warben; während die Venediger noch immer in kindischer Freude ihr Goldringlein an den kleinen Finger der Braut (denn was ist das adriatische Meer — der ganzen Braut des Oceans gegenüber) anzustecken suchten.

Welche Friedhofsstille hier auf dem Lido an Wochentagen, wenn nicht eben die schäumenden Fluthen einigen Lärm machen; — es ist aber auch hier ein alter Judenfriedhof — und das Begräbniß des 1812 in Venedig gestorbenen Grafen und Admirals Villaret.

Wenn man von Venedig scheidet, überfällt Einen immer eine Art Wehmuth; dießmal sah der Lagunenspiegel zudem nicht sehr lieblich aus — es spiegelte sich nichts in ihm, er warf ungewöhnlich hohe Wellen; es war der Himmel sehr umzogen und der Regen wechselte mit Windstößen. Die Barke zum Dampfer hin tanzte ganz taktlos, und es stand keine gute Fahrt in Aussicht, der Levantinerwind machte ein „mare“ wie es die Seeleute der Adria nennen. Palladios Kuppeln waren von Nebelschleiern umhüllt — und die Wogen schlugen in schneller Wiederholung und oft fünf bis sechs Stufen hinaufsteigend so hoch an die Frontstiege von Madonna della Salute — daß es den

Anschein hatte, als wären sie brünstig andächtig geworden und wollten schon mit Gewalt bei dem Hauptthore des Tempels sich in Prozession hineinwälzen.

Statt den gewöhnlichen sechs, dauerte dießmal die Fahrt neun Stunden; und es war wieder für einen Maler schöne Gelegenheit geboten die glitzernden Bergspitzen und die dunklen Thäler der Wogen zu studieren — ein Studium, das den Reisenden nicht sehr behagen mochte. Denn die Gesichter der Herren und Damen waren so wenig klar, als der Seespiegel — — und es kräuselten sich auf denselben die Wellen des Jammers, in jener eigenthümlich verzogenen Muskelbewegung, die nichts weniger als Behagen und Wohlbefinden andeutet.

Wenn man in Triest — auf das Anschauen vieler Meisterwerke der Baukunst — jenseits des adriatischen Meeres — hinauf, am Kanal herumgeht und die große neugebaute Stadtpfarrkirche ansieht, wird man ganz trübselig gestimmt. Was ist das doch für ein entsetzliches Machwerk! Das fühlen die Triestiner sehr gut und es zeigt wenigstens von einer negativen und relativen Geschmacksrichtung — wenn sie diese Kirche als Bau betrachtet: Cassone di Zucchero (eine Zuckerkiste) nennen, denn sie besitzt in der That viele

Aehnlichkeit mit den plumpen Zuckerkisten, die aus Brasilien kommen. — Das ganze Triest ist geeignet den Zauber Italiens zu brechen. Jede Straße verkündet Einem, daß man dem Wunderlande den Rücken gekehrt hat.

60.

Wieder Venedig und ein Werk über seine 30 Pfarrsprengel. Giudecca. Francesco della Vigna. Vicenza, Teatro olimpico und die kleinen Tragiker daselbst. Was sie aufgespielt haben. Sophokles: Oedipus und die staubumhüllten Schläge. Die Accademia olimpica.

Als vor Ausbruch des italienischen Krieges noch Eilzüge auf der Südbahn verkehrten, war es außerordentlich lockend von Wien nach Venedig zu fahren, denn zwischen dem Stephansthurm und dem Campanile von St. Marco lagen (wenn der Spiegel der Adria durch den Hauch der Windesgötter anders nicht getrübt war) nur 24 Stunden. Im Frühling hatte ich die Piazetta verlassen, im Herbst desselben Jahres stieg ich an derselben wieder an's Land und begrüßte die hohen Cedernmasten von St. Marco, die vor Zeiten die Insignien der eroberten Königreiche Morea, Candia und Cypern trugen.

So manche Bücher der lombardischen und Venetianer-Literatur waren seither durch meine Hände gewandert, und auf vieles Interessante war ich aufmerksam geworden. So war ich auch in Besitz des ausführlichsten, genauesten Planes von Venedig gekommen. Er ist enthalten in einem großen Folioband von Giov. Batt. Paganuzzi: Iconographia delle trenta Parrocchie di Venezia 1821. Die Pläne der 30 Pfarren von Venedig sind in 30 Doppelfolioblättern mit genauer Angabe jedes Platzes (Campo), jeder Gasse (Calle), jedes Canals (Rio), jeder Ueberfahrt (traghetto), jeder der Hunderte von Brücken, jeder Kirche, jedes Palastes u. s. w. ausgeführt. Zudem ist jeder Pfarre ein Text beigegeben. Diese kirchliche Iconographia kann also im Grunde als der ausführlichste Plan von Venedig angesehen werden.

Die Monographien über einzelne Kirchen — oder öffentliche Gebäude wachsen so bei Gelegenheit wie aus dem Boden heraus.

So z. B. erschien eine ganz gründliche Geschichte der Pfarre de Santi Apostoli di Venezia, von einem Alessandro Orsoni bei Gelegenheit als Don Giuseppe Dottor Villotti im Jahre 1826 zum Pfarrer gewählt wurde. Da erfährt man, daß die Kirche seit

dem 7. Jahrhundert besteht. Die Reihe der Pfarrer geht bis 1092 hinauf.

So hält ein Mitglied des Ateneo zu Venedig im Ateneo selbst 1832 eine gelehrte Vorlesung über die Giudecca (Cenni istorici e statistici sopra l'isola della giudecca. Venezia, Merlo 1833), beschreibt diese Insel Venedigs, nach ihrer Lage, ihren Gebäuden rc., und führt die Gelehrten an, welche auf derselben geboren wurden (sue glorie letterarie). Und wie diese beiden, könnte eine Unzahl von ähnlichen Werken, Früchten sinnigen Fleißes und edler Theilnahme an der Geschichte angeführt werden. In der That die tausende von Monographien geben eine solide Basis zu einer neuen, gediegenen Geschichte Italiens; von deutscher Seite sind diese Quellen noch sehr wenig gewürdigt worden!

Besuchen wir ein wenig das Kloster S. Francesco della Vigna. Die Kirche selbst prangt im reichsten Kunstschmuck. — Sansovino hat das Innere, Palladio die Façade gebaut.

Das Kloster San Francesco della Vigna ist wenig bekannt und doch sehr interessant. In der Klosterbibliothek sind Miniaturen aus dem 11. bis zum 14. Jahrhundert besonders lehrreich für die Trach-

ten der damaligen Zeit. Der Garten um die Kirche herum, wie alle Venetianergärten von rothen hohen Mauern umschlossen, unendlich melancholisch. Die Zellen der Franziskaner mit Fenstern in kleine Höfe hinaus — traurig, nur die Orgelklänge aus der Kirche herüber verkünden, daß es besser ist, seine Hoffnung aufs Jenseits zu stellen, als in dieser betrügerischen Welt sich behaglich einzunisten. Dauer und Halt hat es doch nicht!

Das eigentliche Kloster von S. Francesco dient jetzt zu militärischen Zwecken. Dafür haben die Franziskaner den Pallast der ehemaligen päpstlichen Nuntiatur bei der Republick Venedig bekommen, und sich denselben adaptirt. Der einstige Empfangsaal mit seinen Gemälden dient jetzt als Refectorium. Da wo durch ein paar Jahrhunderte die Signoria von Venedig im vollsten Glanz ihre Aufwartungen und Besuche machte, parfumirt mit allen Wohlgerüchen Indiens — riecht es jetzt nach geschmorrtem Stockfisch mit „Crauti" (wie man hier das deutsche Kraut übersetzt) und andern bezwiebelten Fastenspeisen, und wo alle steifen Ceremonien der Rococcozeit mit Gewissenhaftigkeit durchgemacht wurden, setzen sich jetzt die armen Franziskaner, unbekümmert um Weltlauf, Moden und Begrüßungsformeln — zum Tisch und ge-

nießen, Gott bittend und dankend, ihr einfaches Mahl, und sie haben auch Recht. Die Patres waren sehr freundlich und zuvorkommend.

Mit dem Mittagszug ging es fort in zwei Stunden nach Vicenza.

Vicenza. Teatro olimpico. In der guten Stadt Vicenza ist man seit langer Zeit des unchristlichen Dafürhaltens: die erste und glorreichste Merkwürdigkeit der ganzen Stadt sei des großen und weltberühmten Palladio: Olympisches Theater.

Aus dieser Ursache wird auch der Fremde in Vicenza nicht lange unbehelligt sich müssigem Herumschlendern überlassen können, ohne daß er wiederholt von größeren und kleineren Buben in schadhafter Costümirung aufgefordert würde, sich derselben als Führer zum Teatro olimpico bedienen zu wollen.

Ein kleiner schlampichter Kerl, ungefähr 6 bis 8 Jahre alt, baarfüßig, mit einem zerfetzten Röcklein angethan, eine fettglänzende Müze auf dem kohlschwarzen Kopf, bot mir seine Dienste an. Er war ein Hauptplauderer und durchtriebener Schelm — aus meinem unwillkürlichen Lächeln über sein ganzes Wesen, hatte er sich augenblicklich den Satz construirt: daß mein Auge mit einem gewissen Wohlgefallen auf seiner Erscheinung und seinem komischen Wesen ruhe,

— und dies Wohlgefallen für sich auszubeuten war sein fester Entschluß. Er ging vor mir her und murmelte ununterbrochen unverständliche Worte, unter welche bisweilen Teatro olimpico eingewebt war; bei welcher Gelegenheit er sich immer umdrehte und zu meinem Gesichte aufsah.

Ich brauchte den Jungen nicht, denn auch ohne ihn hätte ich das Teatro erfragen können; aber er brauchte mich, und das verdient auch einige Berücksichtigung; daher hieß ich ihn nur vorangehen und ich folgte seiner Führung.

Geschwind aber hatten sich ein Paar andere etwas größere Jungen ihm zugesellt — sie machten mir den gleichen Antrag, suchten den Kleinen wegzudrängen und hielten mir zur Erläuterung ihres praktischen Sinnes sogleich die offenen Hände entgegen.

Das hatte den Anschein, als ob ihnen ihre Arbeit nicht nur Kosten, sondern sogar Vor-Auslagen verursachen würde, und ob sie gewissermaßen gezwungen wären, diesen, ein Handlungshaus nicht sehr empfehlenden Schritt zu unternehmen, wegen der eigenthümlichen gedrückten Lage des hiesigen Geldmarktes, und wegen der, in der Neuzeit allüberall, also auch hier zu Vicenza besonders verworrenen Verhältnisse in der merkantilischen Welt.

Nach meiner bescheidenen Lebensweise mußte mir dieses Cortege zu groß erscheinen; darum bedeutete ich jenem Jungen, den ich zum Führer aufgenommen, er solle seine beiden Nebenbuhler zu entfernen suchen; dieweilen im widrigen Falle es auch mit seinen Ansprüchen auf ein Honorar schlecht ausfallen dürfte.

Es war auch zu befürchten, daß sich noch andere Buben, diesen schon vorhandenen, anschließen möchten, und ich sodann in einer eigenthümlichen Gesellschaft meinen Einzug in Palladio's Kunsttempel hätte feiern müssen, worüber sämmtliche darinnen aufgestellte Götter in billiges Erstaunen gerathen wären.

Als das gütige Zureden des Kleinen an seine Herren Collegen nichts helfen wollte, suchte derselbe seinen Text durch einige Puff-noten zu erläutern und in ein klares Licht zu setzen, wodurch sich eine Zeit lang vor meinen Augen ein handgreiflicher Notenwechsel entspann, was uns aber alle mit einander nicht hinderte, während Puff und Gegenpuff den Weg zum griechischen Götterhimmel fortzusetzen.

Beim Eintreten in das Haus gab ich dem Kleinen seinen Lohn; er ging aber nun nicht fort, sondern drängte sich aus Angst vor seinen mächtigen Verfolgern in den Olymp, die beiden aber, entschlos-

sen, ihr vermeintliches Anrecht nicht aufzugeben, folgten auch nach, unbekümmert um die Gegenwart der Frau, welche als Custodin des Olymps fungirt.

Kaum war ich auf den Schauplatz getreten und einige der amphitheateralisch herumlaufenden hohen Stufen, um der besseren Ansicht der antiken Bühne willen — hinangestiegen, und kaum hatte ich die Inschrift gelesen, welche besagt, daß dieser Bau im Jahre 1584 von Palladio aufgeführt worden, und mich daran erinnert, daß die erste Vorstellung die Tragödie: Oedipus von Sophokles unter einem ungeheueren Zulauf von Venetianern und aus allen Städten der Lombardei im selben Jahre stattgefunden, als mein Auge in der kunstreichen Mittelperspektive (einem einige Klafter langen, aufwärts führenden Gang der Bühne, der selbst bei Tagesbeleuchtung den Anschein gewährt — als dehne er sich mindestens eine Viertelstunde lang aus) zwischen Tempeln und Häusern — die zwei bösen Jungen erblickte, welche den kleinen, auf seinem Rücken liegenden Schwarzkopf unter Wehgeheul bei Haupthaar und Rockschößen auf den Brettern, die die Welt bedeuten — herausschleiften und zum Ueberfluß mit ihren Fäusten bearbeiteten, wohingegen er, als Held des griechischen Drama's nach Möglichkeit mit den Füßen ausschlug

und krampfhaft an die Gewandfetzen seiner Bedränger sich mit den Händen anklammerte.

Ich meine, selbst Sophokles hätte auf einige Augenblicke sein tragisches Pathos aufgegeben, und sich eines Lächelns nicht erwehren können, wenn ihm auf der griechischen Scene dieses Schauspiel für Götter, der kleine Held seinem Mißgeschick erliegend — wäre sichtbar geworden.

Unwillkürlich mußte man sich einiger Scenen und Verse aus Oedipus erinnern, wie z. B.

Vers 60:

„Ihr armen Kinder, wohlbekannt, nicht unbekannt
Sind mir die Wünsche eures Herzens.“

Oder Vers 299:

„Sie führen her den gottbeseelten Seher.“

Oder des Oedipus Geschrei Vers 1285:

Weh, weh, weh, weh,
„Ich Unglückssohn, wohin bin ich gerathen.“

Und endlich in Anbetracht, wie der kleine Bürger von Vicenza unter seinen andern jungen Mitbürgern ein Gegenstand des Neides geworden der Schlußchor im Oedipus:

„Ihr Bewohner meines Thebe, sehet das ist Oedipos,
Den alle Bürger selig priesen und beneideten
In welche Wogen grausen Mißgeschicks
Ist er gerathen!

Darum preise vor seinem letzten Tag
Niemals glücklich einen Erdensohn
Eh er sein Lebensziel erreicht, von Unglück frei!"

Und was war die Veranlassung zum unseligen Kampfe, in dem zwar kein Blut vergossen wurde, in welchem aber dafür Haare ausgerauft wurden und Staub von der Bühne aufwirbelte — als die zwei Feinde den Helden wie einen Kehrbesen über die Bretter schleiften? Auch hier gibt Aufschluß und nennt den Grund Euripides, denn im Chore beim „Rasenden Herakles" heißt es:

„Doch kein göttliches Zeichen grenzt
Hier die Guten und Bösen ab,
Ewig wechselnd und wogend ringt
Nur nach Schätzen das Leben."

Auch im Chor der „Trachinierinnen" (8. Scene) ist prophetisch dieselbe Scene geschildert:

„Ich will jener Wettkampfsmüh'n gedenken
Und der staubumhüllten dichten Schläge,
Zu denen jene Helden vielgestaltig
Um des Besitzes Willen vorgetreten! —
Während hier die Faustschläge krachten
Sah man umschlingendes Emporklimmen dort."

Hatte auch der kleine Held den Sophokles sicher nicht gelesen, weder im Griechischen, noch in einer italienischen Uebersetzung, so war doch gewiß sein Rücken im vollsten feinfühligen Genuß jener erhabenen Stelle des Trachinierinnen-Chors, denn auch nicht

einer der „staubumhüllten dichten Schläge“ war daneben gegangen.

Es war jetzt offenbar für den Zuschauer klassische Pflicht geworden auf einen Augenblick eine rettende Götterrolle zu übernehmen.

Mit Neoptolemos in desselben Sophokles: Philoktetes, 935. Vers „hat mich ein bittres Schmerzgefühl um diesen Mann ergriffen“ das heißt: um meinen kleinen Ciarliere (Plauderer). In tragischer dem Ort angemessener Ruhe schritt ich nun über die Stufen der Platea gegen die Orchestra, und bedeutete mit drohend erhobenem Stock, daß ich allen Ernstes die Scene zum Abschluß bringen werde.

Um dem der griechischen Tragödie geweihten Ort die geziemende Ehrfurcht zu bezeugen, hätte ein Philologe für meine Handlungsweise die entsprechende Scene aus den „Eumeniden“ von Aischylos angewendet, daselbst sagt Apollon aus dem Tempel tretend:

„Hinaus sag' ich, fort aus dem Tempelraume
Sogleich hinweg vom Heiligthum des Sehers,
Ehe schnellbeschwingt die zischende Schlange,
Von meines Bogens goldgeflochtner Senn' dich trifft.“

Das Drohinstrument war freilich nur ein simpler Spazierstock und kein Pfeil. Aber das wäre auch ein schlechtbestellter Philhellene, der nicht einmal so viel vorräthige Begeisterung besäße, um einen Spa-

zierstecken mit den Fittigen der Poesie zu einem zischenden Pfeile zu verklären.

Das Drohwort verfehlte nun nicht seine Wirkung auf die kleinen Tragöden von Vicenza, sie dachten sich mit dem Chor im „rasenden Aias" des Sophokles (Vers 237 Gegenstrophe des Chors):

„Nun ist es Zeit, verstohlen fortzuschleichen
Unsere Häupter in bergende Hüllen versteckt."

Aber auch des Schützlings bemächtigte sich ein panischer Schrecken, denn auch er rannte in Gesellschaft mit den Anderen beim olympischen Tempel hinaus. Freilich fehlte diesen armen Teufeln die Grundlage alles tragischen Wandels, der Cothurnus; es gab also auch kein Getrapp, als sie auf dem durch vieles Herumlaufen hornartig gewordenen Natur-soccus, auf den angebornen Sohlen sich aus dem Staube machten. Die Hüterin des Olymps aber sah schweigsam dem Treiben der Jungen zu, was jedenfalls einen tiefen psychologischen Grund hat: sie kann es nämlich mit den Treibern nicht verderben, die ihr das fremde Wild in das Tempelgehege hineinjagen, weil ihr mit den steinernen Göttern des Olymps allein durchaus nicht gedient ist, denn von diesen ist kein Trinkgeld zu erwarten.

Nach diesem Vorspiel konnte ich erst mit Muße das Meisterwerk der Perspektive in Augenschein nehmen.

Nach dem Muster der alten Theater ist hier Alles fest gebaut. Die Scene kann nicht verändert werden, sie hat eine gleiche Breite und ebenso geringe Tiefe wie die Scene vom ausgegrabenen Tragödien-Theater in Pompeji. Palladio folgte in seinem Plane den Angaben des berühmten Vitrivius Pollio.

Obwohl jedes Theater beim Tageslicht etwas Grauenhaftes und Unheimliches an sich hat — so ist doch bei diesem merkwürdig, daß die wunderbare Perspektive der fünf Straßen, die im Hintergrund der Bühne eine griechische Stadt sehen lassen, selbst bei Tagesbeleuchtung eine großartige optische Täuschung hervorbringt. Im Jahre 1829 hat ein Antonio Tremeschin eine eigene Schrift über das Teatro olimpico herausgegeben. Der Plan und 3 Ansichten verdienen den Dank jedes Architekten und Kunstverständigen, der Text ist arm, und ich fand dazu, daß er aus dem großen geschichtlichen Werke über Vicenza: „Storia della Città di Vicenza di Silvestro Castellini. Vicenza 1822“ (14 Bände) entnommen ist, und zwar aus dem 14. Bd. von Seite 127 an.

Seine Entstehung dankt dies Haus der ihrer Zeit berühmten Gelehrten- und Künstlergesellschaft, welche 1555 in Vicenza gegründet worden unter dem Namen Accademia olimpica. Sie war eine Folge und Frucht

des Widererwachens der klassischen Literatur. Die höchsten Personen des Jahrhunderts ließen sich als Mitglieder aufnehmen, so Urban VII., die Herzoge von Gonzaga, Este, Carrara u. a. 1580 wurde dieses Theater zur Aufführung klassischer Stücke vom alten Palladio begonnen, dieser aber starb das Jahr darauf nachdem kaum die Piedestale der ersten und untersten Säulenordnung aus dem Fundament heraus gewachsen waren. Sein Sohn führte nach des Vaters Plan und Zeichnungen den Bau zu Ende.

Jedenfalls das schönste und wohlerhaltenste Theater im antik-klassischen Styl, welches die Welt besitzt.

Man denkt in diesen Räumen, die jetzt leer und verödet sind, an die Jugendzeit des Baues, an die erste Aufführung des Oedipus nach der Uebersetzung vom Cavaliere Orsato Giustiniani, wobei an 6000 verschiedene Standespersonen aus ganz Italien zusammengeströmt waren.

Es war doch im Grund eine großartige Heuchelei von der weitaus größeren Anzahl der Zuhörer, wenn diese von dem klassischen Genuß sprachen, den ihnen die Aufführung des Oedipus verschafft hat.

Abgerechnet die Pracht des Hauses, die Beleuchtung des Schmuckes, das gegenseitige Bewundern der Herren und Damen — hat diese Leute ganz sicher

die Recitation des Oedipus ziemlich gelangweilt; denn wer sich nicht durch eigene Studien in das altgriechische Leben hineingearbeitet hat — dem erscheinen Dialoge, Phrasen und Chöre im höchsten Grad unverständlich und ungenißbar, — am Ende wird sich auch mancher Kenner klassischen Alterthums, wenn er sich nicht eigentlich in einen Enthusiasmus hineinschraubt, des Gähnens schwer enthalten können.

Es wird Leute geben, welche sich über diese Ansicht höchlich aufhalten, aber auch wieder andere, die ihr aus vollem Herzen beipflichten; es kommt am Ende darauf an, wer aufrichtiger ist.

Doch genug des Klassischen.

61.

Am Bachilione. Dante und die Vicentiner. Der historische Boden. Das ewige Parteiwesen und die Kämpfe im Mittelalter. Die Gewalthaber in Vicenza. Monte Berico. Arcaden Palladio's. Die Rundschau vom Berico.

Bei Spaziergängen in Ober-Italien soll man immer eine kleine Ausgabe des Dante bei sich haben (die kleinste und schönste ist wohl die Stereotypausgabe Firenze, Barbèra, Bianchi e Comp. 1857) — denn hier ist sehr oft des Dichters Boden, hier

hat er sich viele Bilder geholt, hier sind viele Begebenheiten vorgefallen, auf die er hinweist.

Ich las ein Stück Paradiso, auf einer Brücke sitzend, die über den Mühlbach aus dem Bachilione führt — auf einer Seite das Stadtthor, neben welchem ein herrlicher Park mit einer Villa liegt, auf der anderen eine Mühle und alte hohe Häuser unten bei der schwarzen Grundmauer mit dichtem Gesträuch umrankt.

Wenn man die Geschichte des Mittelalters von Oberitalien nur etwas kennt — findet man tausend Plätze allhier — um historische Träumereien zu pflegen. Der Bachilione saust in einem künstlichen Holzbette über eine Vertiefung zur Mühle hin; dasselbe Gewässer, welches im Jahre 1314 blutgetränkt nach Padua hinabfloß, und den Paduanern Kunde brachte von ihrer Niederlage durch die Vicentiner, denen der Cane Scaligero aus Verona beistand. Auf dies Faktum bezieht sich die Terzine Vers 46—48 im 9. Gesang des Paradieses:

Ma tosto fia, che Padova al palude
Cangerà l'acqua che Vicenza bagna,
Per essere al dover le genti crude.

Die Wasser, welche um Vicenza fließen
Macht bald der Paduaner Blut zum Sumpfe,
Das rohe Volk muß seinen Hochmut büßen.

An historischem Boden ist hier kein Mangel. Es gibt im ganzen Lande keine Quadratmeile, kein Dorf, bei dem in den hundertfachen Streitigkeiten nicht irgend ein Kampf vorgefallen wäre. Mailand, Verona, Vicenza, Padua, Venedig lagen sich Jahrhunderte lang in den Haaren. Jede Eisenbahnstation hat, wie man es aus der Spezialgeschichte der italienischen Städte ersieht, ihre Berühmtheit, und es hat in der That den Anschein, als ob dieses ganze Land ein fruchtbarer Boden für Kämpfe wäre, ein Erdreich, wo die Scharmützel und Schlachten gleichsam auf den Bäumen wachsen. Wie um Verona herum in neuerer Zeit Sommacampagna, Lucia, Pesciera (in neuester Solferino durch die blutige Schlacht), wie bei Vicenza Montebello renommirt worden, so war schon in den Kämpfen der Visconti und Scaligeri Caldieri, Lonigo, St. Martino, Rivoltella, Desenzano und alle jene Nester berühmt, an denen man gegenwärtig auf der Eisenbahn vorüberrollt.

Wenn man die Geschichte der kleinen Städte Oberitaliens durchliest, kommt man unwillkürlich auf den Gedanken: daß dieses Volk einen beständigen Wechsel der Dinge geliebt hat, und daß ihm dieser Wechsel, bei dem es auch immer genugsam zu leiden und auszustehen hatte, am Ende lieber war als eine

gehäbige Ruhe. Der Historiker Cesare Balbo schildert seine Landsleute in der nämlichen Weise, er sagt in seinen „Hoffnungen Italiens“

„Wir haben die Griechen gegen die Gothen herbeigerufen, die Longobarden gegen die Griechen, die Franken gegen die Longobarden, die Russen gegen die Franzosen, das Haus Anjou gegen das Haus Hohenstaufen, die Arragonier gegen das Haus Anjou, die Franzosen gegen die Arragonier, die Oesterreicher gegen die Franzosen, die Franzosen gegen die Oesterreicher und haben damit niemals etwas anderes erreicht als daß wir die Knechtschaft wechselten. Frankreich ist von uns immer gegen Deutschland und Deutschland gegen Frankreich herbeigerufen worden, aber es ist einerlei, ob wir die Herrschaft des einen oder des anderen zu tragen haben; nur dauerte jene der Deutschen länger als die der Franzosen.“

Auch die Regierungsformen beurkunden in Vicenza die größte Wandelbarkeit. Durch Jahrhunderte fungiren alljährlich ein neuer Podesta für die Civil- und ein neuer Capitano für die Militärgewalt — wobei zumeist Namen aus den ersten Adelsfamilien Venedigs glänzen.

Ein Glanzpunkt und Wahrzeichen von Vicenza ist der Monte Berico. Kaum hört die Stadt auf,

so gelangt man durch eine kleine schattige Allee am Fuß des Berges zu einem Triumphbogen, von dem ein mächtiger Markuslöwe das Evangelium in den Tatzen haltend, herabschaut. Dieser Triumphbogen aber ist der Beginn eines höchst merkwürdigen Werkes von Palladio, nämlich des Arkadenganges, der in nicht weniger als 170 mächtigen Bogen und Pfeilern, auf denen je zu zehn Bogen ein Kuppelgewölbe ruht, bis zur Kirche am Gipfel des Berges hinaufführt, so daß man im kühlen Schatten über 200 Abstufungen in einer halben Stunde gemächlich in die Höhe kommt. Eine Seite der Arkaden ist geschlossen und mit fenstergleichen Oeffnungen versehen, durch welche man entzückende Aussichten in die Tiefe genießen kann, gleichsam die Vorboten des wunderherrlichen Bildes, welches Einem auf der Höhe des Berges geboten wird. Auch einige Kapellen mit Altären werden durch Thüren in der Wandseite sichtbar. Die Krone des Berges, der auch der heilige Berg (monte santo) genannt wird, bildet die Kirche. Sie wurde nach der Pest im Jahre 1404 von den Vicentinern gebaut. Auch diese Kirche hat eine eigene fleißige Monographie unter dem Titel: Memorie storiche sul Tempio del monte Berico di Vicenza, scritte da Giovanni Battista Berti, Ingegnere. Verona 1833. (2. Auflage.) Diese Wallfahrtskirche wird

gegenwärtig von einem Servitenkloster versehen. Wir übergehen die Merkwürdigkeiten und Kunstschätze dieser Kirche und betrachten die einzige Rundsicht um den Berg herum.

Es zeigt sich fest gegliedert eine unabsehbare Bergkette, die im Westen bis zu dem veronesischen Gebirgszug hinreicht — und im Osten bis über Treviso ins friaulische Gebiet hinausläuft. Vor sich hat man in der Ebene, so weit das Auge reichen mag einen Garten liegen, aus dessen üppigem Laubwerk Städte und Burgen, Castelle und Villen, Dörfer und Kirchen heraufschimmern; hier auf dem Hügel St. Sebastiano die reizende Villa Malmarana und die berühmte Rotunde von Palladio — ein Kuppelbau von 4 Portiken eingeschlossen, der aber bei all' seiner Berühmtheit einen sehr faden Eindruck macht. Gegen Westen, von einem Walde aus Cypressen und Pinien umsäumt, das Kloster S. Margarita, und zu Füßen des Berges das stattliche Vicenza, die Stadt, welcher der schöpferische Genius Palladio's in vielen Pallästen mit nur Einer Säulenordnung auf einem Rustikageschoße sein Siegel auf viele Jahrhunderte aufgedrückt hat. Und in Vicenza selber wieder die kolossale Basilica, auch Palazzo della Raggione genannt; uralt aber von Palladio in die gegenwärtige Form gegos-

sen — und nach unserer unmaßgeblichen Ansicht das Meisterwerk Palladios, denn sein Genie erfaßte und erfüllte die Civilbaukunst — und hier in seiner Vaterstadt hat man ihn schalten und walten lassen; eben in der Form, welche er dieser Basilica gab — hat er die größte Leistung in seinem Kunstgebiete niedergelegt.

62.

Historische Erinnerungen. Die Podestas und ihr concentrirter Hochmut. Die Bischöfe von Vicenza. Prosdocimus. Sein Kerker in S. Giustina zu Padua. Betrachtungen hierüber. Patrizier von Venedig und Nepotismus auf dem Bischofstuhl zu Vicenza.

Hier oben findet man auch wieder einen sehr schicklichen Platz, den menschlichen Hochmut zu demütigen, dem Stolz einige chronologische Rippenstöße bezugs der flüchtigen Vergänglichkeit zu appliciren, und auf diesem überreichen historischen Boden Früchte christlicher Geduld, und einigen philosophischen Gleichmut einzusammeln.

Am Fuße des Monte Berico ist ein Apollotempel in der Römerzeit gestanden, an seiner Stelle wurde die Kirche S. Pietro in monte gebaut — und weder vom Tempel noch von der Kirche mehr eine

Spur. Sonst war die Stadt auch noch so glücklich einige Venus- und andere Tempel, wie auch eine Arena, so groß wie die in Verona zu besitzen. Im Mittelalter fand Vicenza stets als ein sehr angenehmer Ort verschiedene Liebhaber unter den nahen Länderbeherrschern. Die Herren della Scala aus Verona, ein Visconti und 4 andere Herzöge aus Mailand probirten hier nacheinander die Regierungskunst bis die Venediger ihre nachbarliche Liebessehnsucht für die schöne Vicenza in Vollzug setzten und von 1405 bis 1795 der Stadt die Wohlthat des Dogenregiments angedeihen ließen.

Im Jahre 1822 sind zu Padua in der Druckerei Minerva 2 Foliobände: Notizie statistiche della regia città di Vicenza von einer Gesellschaft Vicentiner-Gelehrter herausgegeben worden. Darin finden sich auch sämmtliche Podestas von 1164 an bis 1795. Ich habe die Namen gezählt und 540 gefunden. Wenn man das, was sich alle diese Herren zusammen auf ihre wichtige Stelle eingebildet haben, so auf chemischem Wege in eine Säure koncentriren könnte, und man gäbe dem bescheidensten, demütigsten Menschen nur den hundertsten Theil eines Tropfens von dieser wundervollen Flüssigkeit zu verschlingen, so müßte er sicher augenblicklich nach stattgehabtem Genuß vor Stolz zer-

platzen, und wie eine gut gefüllte Bombe in viele Theile auseinander fahren.

Von den Bischöfen, die im Jahre 48 nach Christus beginnen, sind nur 90 ihrem Namen nach bekannt; das Register hat im ersten Jahrtausende viele Lücken, so vom Jahre 167 bis 328, von 389 bis 547, von 616 bis 680. Den Oberhirten dieser Stadt ist jedenfalls im heiligen Märtyrer Prosdocimus, ihrem ersten Vorgänger ein leuchtendes Beispiel verliehen.

Prosdocimus, ein Schüler des heil. Petrus gründete die Bischofsitze von Padua, Vicenza und Treviso.

In der Giustinakirche zu Padua wird man noch heutigen Tages in die unterirdischen Gefängnisse der Heiligen hinabgeführt — und es werden dort die Kerker gezeigt, in denen Prosdocimus, Justina und Daniel geschmachtet. Der Kerker des heiligen Prosdocimus ist aus Quadern, drei Schritte im Gevierte und kaum so hoch, daß ein Mann mittlerer Größe darin aufrecht stehen kann. Siebzehn Jahre soll der heilige Blutzeuge im beständigen Martyrium in diesem schrecklichen Raume zugebracht haben — da es ihm ein leichtes gewesen wäre an Licht und Luft herauszugehen, wenn er seinen Herrn und Heiland verläugnet hätte. Wenn man in Padua diesen geheiligten Ort eines heldenmütigen Bekenntnisses betritt, fallen

Einem unwillkürlich jene Herren der neueren Periode ein — welche sich alle fromme Mühe geben, zum guten Werk des Episcopates zu gelangen, und es ist sehr folgerichtig, hier die Frage zu stellen: Ob denn derlei Dulder, die vieles ausstehen um der Zeitlichkeit willen auch geneigt wären, in diesem bischöflichen Palais ihren Einzug zu halten, und hier durch ein erhabenes Beispiel aus dem dunklen Kerkerraum — der Diöcese und der Christenheit — als heilige Vorbilder herauszuleuchten, und sich im heroischen Ausharren den Himmel sicher zu verdienen? Es fällt Einem in Anbetracht dieser gestellten Fragen ferner ein: Ob denn ein Minister, welcher einen bedeutenden Einfluß auf Verleihung ähnlicher Stellen, wie diese heilige Stelle zu Padua — ausüben könnte — ob einem Minister dieser Gattung — für die Erlangung einer Stelle, wie die obgenannte, viele Visiten und Bücklinge gemacht und ob überhaupt irgendwem aus der gleichen Ursache schmeichelhafte Worte ins Gesicht gesagt oder abgöttische Lobespsalmodeien vorgesungen würden!

Was für heilige und würdige und heiligmäßige Männer haben die Kirche von Vicenza geziert! — Seit der Zeit, in welcher Vicenza an Venedig überging, finden sich im Catalog der Bischöfe sehr viele Namen

von venetianischen Patriciern, und es ist ersichtlich, wie die Mitglieder hoher Familien der Lagunenstadt bestrebt gewesen sind — in den der Republik untergebenen Städten nicht nur die weltlichen höchsten Stellen, Podesta und Capitano, sondern auch die hohen geistlichen Stellen zu gewinnen.

Es soll hier diese angedeutete, pikante Partie der Diöcesangeschichte von Vicenza in einigen Beispielen aus der Serie der Bischöfe — wie wir diese mit biographischen Skizzen vor uns liegen haben, erörtert werden.

Schon 1409 (1405 war die Stadt unter Venedigs Botmäßigkeit gekommen) wird der erste Bischof unter der Venetianerherrschaft ein Pietro Emiliani Patrizio Veneto. Nach ihm 1433 ein Francesco Malpiero Pat. Venet. 1451 ein Pietro Barbo Pat. Veneto. wurde Cardinal und 1464 Papst (Paul II). Diesem folgte nach 1465 sein Neffe Marco Barbo. 1477 ein anderer Neffe Paul II. Battista Zeno. 1501 ein Dandolo, 1507 ein Galeotto dalla Rovere, 1508, nachdem der Frühere gestorben, sein Bruder Sisto dalla Rovere. Als dieser 1509 Bischof von Padua geworden, folgte ihm der dritte Bruder Francesco dalla Rovere. 1514 ein Giuliano Sonderini, nachdem dieser Bischof in Xanten geworden

ein Bruder (1516) Francesco Sonderini. 1525 ein Nicolao Rodolfi, er war 25 Jahre Bischof von Vicenza und starb am 20. Jänner 1550 — am selben Tage, an welchem ihn die Cardinäle zum Papst gewählt. Ihm folgt ein Angelo aus dem hochberühmten venet. Hause der Bragadino. 1560 wieder ein Giulio dalla Rovere. 1565 ein Matteo Priuli (eine Familie mit 3 Dogen). Dieser renuncirt 1570 zu Gunsten seines Neffen Michel Priuli. 1603 ein Giovanni Delfino Pat. Venet. 1606 folgt sein Neffe Dionisio Delfino. 1626 ein Federigo Cornaro (Familie mit 4 Dogen). 1632 ein Luca Stella, ein Bürger aus Venedig. 1639 ein Marcantonio Bragadino. 1655 wieder ein Patrizio Veneto, Battista Brescia. 1660 wieder ein Nobile Veneto Giuseppe Civrano. 1684 ein Nobile Venet. Battista Rubini. 1702 ein Sebastiano Veniero (Familie mit 3 Dogen). 1738 ein Antonio Priuli, 1767 ein Marco Cornaro. 1779 ein Alvise Gabrieli. 1785 ein Marco Ziguri. Alle venetianische Nobili. Ziguri war der letzte Bischof unter der venetianischen Herrschaft. — Die Series von 1405 bis 1790 repräsentirt 4 Jahrhunderte. Wir sehen während dieser Zeit keinen Vicentiner auf dem Bischofstuhl von Vicenza, und das Patriziat von Venedig scheint diese Stelle als eine Art ihr gebührendes geheiligtes Anrecht in Besitz ge-

nommen zu haben. Daß die Nobili von Vicenza somit auch mit der geistlichen Verwaltung oder vielmehr mit den Bischofbesetzungen nicht besonders contentirt gewesen sein mögen, läßt sich um so leichter denken wenn man weiß, was besonders in diesen italienischen Städten die Bewohner derselben auf ihre Mitbürger und Landsleute halten. Auch die Canonicate in Venedig, Padua und allen anderen Venedig untergebenen Katedralstädten wurden an venetianische Patrizier verliehen — so lang solche zu diesen Stellen sich fanden. Somit die Pfründen ein reines Monopol der damaligen Meereskönigin. Aehnliche Thatsachen aus den urkundlichen Aufschreibungen herausgehoben, werfen hellere Streiflichter auf ganze Jahrhunderte, als jedes Raisonnement.

Bei Gelegenheit der Besprechung dieser eigenthümlichen historischen und Rechtszustände im Vicentiner Kirchenleben, meint der Verfasser wiederholt deutsche Fachmänner auffordern zu sollen: die reichen Quellen der venetianischen Kirchengeschichte auch für Deutschland zugänglich zu machen. Nur noch ein kleines Beispiel vom Bisthum Malamocco-Chioggia. Von 876 an existirt die Reihe der Bischöfe. Ein Girolamo Vianelli hat 1790 in Venedig zwei Quartbände: Nuova Serie de' Vescovi di Malamocco e di Chioggia mit einer Masse

von wichtigen Urkunden herausgegeben. Es war auch Chioggia Venetianergebiet. Nach den Urkunden ernannte die Bischöfe der Papst — wahrscheinlich im Einvernehmen mit der Republik. Auf diesem Bischofstuhl sehen wir nun wieder zumeist Ordensbrüder, Franziskaner, Dominikaner, Augustiner, Kapuziner — diese schrieben sich auch noch als Bischöfe mit dem Ordenstitel: „Frate." Kommen Bischöfe aus dem Secularclerus, so sind es nur Nobili aus renommirten Venetianergeschlechtern, wie Bragadin, Gradenigo, Morosini, Giustiniani, Foscarini, Venerio, Pisani. Die Decane des Capitels von Chioggia resigniren zumeist ihre Stelle nach ein paar Jahren in die Hände des Bischofs.

Warum? Auch gibt es Zerwürfnisse wegen der Ernennung zum Decan. Einmal geschieht die Ernennung vom Bischof, dann vom Papst, dann durch Capitelwahl. In der weitläufigen Geschichte werden immer eine Menge Zustände als bekannt vorausgesetzt, die jetzt nicht mehr bekannt sind. — Die Sache der Fachgelehrten wäre es nun mit Eruirung dieser Zustände aus archivalischen Quellen sich zu beschäftigen.

Wenn der lesende Laie in diesem Büchlein mitunter durch gelehrtes Gewölk, welches über den heiteren Himmel hinfährt auf Momente gestört wird,

so möge er sich dieses nicht verdrießen lassen. Etwas Neues zu erfahren schadet niemals, und besonders in einer Zeit, in welcher die Oberflächlichkeit zur Herrschaft gekommen ist, soll ein zeitweiliges Hinweisen auf Gründlichkeit nicht übel aufgenommen werden.

Wie in den kirchlichen, so trieb Venedig das monopolistische Gebahren auch in Civilstellen; — nur bei Feldherrnbedürfnissen in bedrängter Zeit verstanden es die klugen Krämer eine Ausnahme zu machen. Da griffen sie nach einem Kopf mit scharfen Augen und nach einer Hand mit einem starken Schwert, wo immer Kopf und Hand zu finden waren — man erzeigte sich in diesem Fall der Noth nie auf Lagunenpflanzen versessen.

63.

Die Basilica Palladio's. Der Torre meravigliosa. Das Leihhaus und seine Gründung gegen Wucher. Die Unzahl von Nobili in Vicenza und ein Quartband als goldenes Buch hierüber.

Der Basilica Palladio's ist schon zuvor Erwähnung gemacht worden. Der Pallast ist unten und respective oben mit prachtvollen Arkaden umgeben, in denen man herumgehen kann. Die ganzen Säulenverhältnisse des oberen Geschoßes sind eine reine Wiederholung

des unteren — und das ganze macht einen Eindruck von Vollendung und Harmonie, daß man sehr befriedigt in diesen mächtigen Hallen herumgeht. Reisebücher stellen zumeist die Redentorekirche auf der Giudecca zu Venedig als Palladio's Meisterwerk oben an. Sie hat correkte Verhältnisse und nur Eine Säulenstellung, an der mannigfach copirten Façade — aber der Bau läßt als Kirchenbau kalt, während diese Basilica als Civilbau anspricht — und herausfordernd die wenigen Palläste in Italien sucht — die aus jener Zeit — sich mit diesem Meisterwerke Palladio's messen können.

Das ungeheure Lob, welches seit 80 Jahren über die Redentorekirche erschallt, hat offenbar Göthe veranlaßt — dessen Kunstkennerschaft aber jetzt durch die herbsten Urtheile und Kritiken neuerer Zeit bedeutend heruntergesunken ist. Göthe galt eine Zeit lang als unfehlbar in seinen Aussprüchen. Die meisten Schreiber über Italien begaben sich diesem Urtheil gegenüber ihrer ganzen Selbstständigkeit und liefen bequem dem besagten Ausspruch wie einem Leithammel nach. Ein Conglomerat von regelrechten Partieen eines Baues sind noch keine Harmonie, und am Ende kann selbst ein ganz harmonischer Bau — eiskalt und unbefriedigt lassen.

Ein bedeutend in die Wolken hineinragendes Bauwerk, auf welches die Vicentiner noch heut zu Tage mit Recht stolz sind, ist der Stadtthurm, welchen ihre Urgroßväter im Jahre 1447 gebaut haben. Er präsentirt sich aber auch über die Maßen schlank und zierlich, ein Rohbau aus purpurrothen Ziegeln, die heute so frisch und hell aussehen, als wären sie erst gestern übereinander gefügt worden. Der Thurm ist viereckig, hat 300 Fuß Höhe und nur 20 Breite, also ein überaus seltenes Verhältniß. Eine große Glocke hängt in der zierlichen Gallerie für den Stundenschlag — welchen man ganz feierlich auf den Gipfel des Monte Berico durch die blauen Luftwogen hinaufbrummen hört. Mit anerkennender Befriedigung las ich im 12. Bande von Castellinis Geschichte von Vicenza, wie der vaterländische Historiker denselben den wunderbarlichen Thurm von Vicenza (Torre di Vicenza meravigliosa) nennt.

Aus dem socialen Leben von Vicenza sollen hier nur ein paar interessante Umstände erwähnt werden die gewiß sehr unbekannt sind.

Im erwähnten Werke Castellinis Storia della Città di Vicenza, ist auch von den Leihhäusern in Italien die Rede. Es soll bei Mantua eingängiger über dieses segensvolle Institut gehandelt werden.

Des wohlthätigen Zweckes willen wird jedes solche Leihhaus Monte di Pietà genannt. Im Jahre 1486 nun wurden die Juden, weil sie die armen Leute völlig durch ihren Wucher ausraubten mit Einstimmung der venetianischen Regierung feierlich aus Vicenza ausgetrieben. Petrus Brutus, Suffragan und Vicar des Cardinals Zeno, Bischofs von Vicenza hielt eine Rede, in welcher er der allgemeinen Stimmung über jenes Ereigniß Ausdruck verlieh. Sie existirt unter den andern Schriften von Pietro Bruto auch gedruckt, und beginnt mit den merkwürdigen Worten: Gaudeat igitur et vehementer laetetur respublica nostra Vicentina, cui jam dies illa effulsit, qua undique se nitidam ab omni Judaeorum labe atque putredine penitus intuetur etc. etc.

Vicenza war von jeher berühmt wegen der Fülle seiner Nobili, von denen die meisten aus uralten Familien herstammen, es existirt hier mit Einem Wort ein dichter Wald von Stammbäumen, in dem sich der Genealoge oder Geschlechtsforscher jahrelang erlustriren mag. Eine Vorstellung von der Menge adeliger Familien konnte ich mir erst machen, nachdem ich den Quartband: „Chroniche di Vicenza" di Battista Pagliarino in 6 Büchern herausgegeben von Giacomo Alcaini, Vicenza 1663 durchgelesen.

Was für eine wichtige Rolle hier, in der guten Stadt Vicenza der Adel gespielt hat, geht schon aus dem Umstande hervor, daß die beiden letzten Bücher (das fünfte und sechste) dieser Chronik nur ganz allein die Register der adeligen Geschlechter ausfüllen und zwar von Seite 191 bis Seite 347, also volle 256 Quartseiten. Das fünfte Buch führt die Namen der ausgestorbenen, und das sechste die der (im Jahre 1663) noch lebenden Familien an. Für die Lebenden hat der Signor Alcaini bei jedem angeführten Geschlecht in einigen Zeilen ein paar Trompetenstöße über die großen Würden und die hervorragenden Helden dieses Geschlechtes erschallen lassen.

Durch diese Bemühungen auf dem Blasinstrumente des Ruhmes hat es der kluge Messer Alcaini dahingebracht, daß sein Buch von diesen sämmtlichen Geschlechtern gekauft wurde, wodurch er für die verabreichten Lorbeern hinlängliche Entschädigung gefunden hat. —

Nach dem besagten Buch haben noch im Jahre 1663 zu Vicenza über 180 berühmte adelige Familien florirt, der minder ausgezeichneten Geschlechter daselbst, die aber auch noch immer ihre Diplome besaßen, gar nicht zu gedenken. Somit wäre urkundlich jenes alte Sprichwort bewiesen:

Non ha Vinegia tanti gondolieri
Quanti Vicenza Conti e Cavalieri.
Venedig hat nicht so viel Gondoliere
Als Vicenza Grafen und Cavaliere.

64.

Mantua. Die Zwölfapostel-Mühlen. Der See des Mincio. Die Gonzaga's und Giulio Romano. Die Gründung Mantua's und Werke hierüber. Ein Blümlein Chroniken. Mathilde von Canossa als Heldin. Die Gonzaga's, Polenta's und Dante. Ariosto.

Von Verona ist Mantua mittelst Eisenbahn in 5 Viertelstunden zu erreichen. Ein sehr öder Weg — alles flach und sumpfig. Trostlose Ortschaften ringsum. Die uralte großmächtige viereckige kohlschwarze Festungsruine Villafranca vertritt auf dem ganzen Wege die Romantik. In neuester Zeit ist das gleichnamige Städtlein durch den Friedensschluß zur Berühmtheit gelangt. Vom Bahnhof zu Mantua führt der Weg zu Wagen an eine Viertelstunde in die Stadt und Festung. Es geht vorüber an Mühlen, Wasserkanälen Schilfrohr und üppigem Wassergesträuch. Wer an klassischen Erinnerungen eine Freude hat, kann hier in Anbetracht der im Winde spielenden Schilfrispen an Virgils Verse denken:

Ubi tardis ingens flexibus errat
Mincius et tenera praetexit arundine ripas.

Endlich kommt man in die Festung. Eine lange Steinbrücke zu beiden Seiten mit 6 Klafter hohen Steinwänden, die mit einem Dache eingedeckt sind, führt in die Stadt. Zwölf Mühlen jede einem Apostel geweiht, sind in diesem eigenthümlichen, Basilikenähnlich, mit bloßliegenden, hohem Dachgebälke gebauten Corridor angebracht.

Diese Brücke (Ponte de Mulini) wurde sammt den 12 Mühlen wie ich in Gionta's Chronik gefunden, schon 1188 von Alberto Pitentino gebaut. Die Mantuaner Historiker behandeln die Brücke mit einer großen Vorliebe. Possevinus erzählt in seinem Folianten in sehr zierlichem Latein, wie die Mühlen dieser auf ungeheuren Mauern errichteten Brücke (Ingentibus itaque muris Pons extructus) nicht nur zum Fruchtmahlen (terendis frugibus) sondern auch zum Bretterschneiden (pars trabibus in asseres secandis) zum Wollwaschen und zum Papiermachen verwendet worden sei. (Gonzaga lib. II. p. 153.)

Mantua ist eine Art kleines Venedig. Der Mincio bildet einen gewaltigen See und mitten drinnen liegt die Stadt — nach einer Seite hin etwas Sumpf, nach drei Seiten hin aber ziemlich tiefes Wasser, so daß bei etwas bewegter Luft die Wellen über den weiten Spiegel streichen. Vom Lago superiore fließt mitten

durch die Stadt ein Canal in den Lago inferiore. Es ist also im Grund kein stehendes Wasser, es hat beständigen Zufluß und Abfluß, doch bildet aber der See viele sumpfige Ufer und dieser Umstand macht Mantua derartig ungesund, daß hier verschiedene Gattungen Fieber sich den ganzen Sommer hindurch aufhalten. Die Garnison muß aus diesem Umstande jährlich dreimal gewechselt werden.

Der erste Eindruck, den man empfindet, wenn man durch die Straßen Mantua's fährt, ist ein trister; — es fällt einem unwillkürlich ein — wie hier die Herzoge von Gonzaga in einem kunstblühenden Zeitalter geherrscht — und wie sie das Gepräge ihres kunstsinnigen Geistes ihrer Residenz für Jahrhunderte aufgedrückt haben.

Wie in Vicenza Palladio — so hat hier noch in größerem Maßstabe — weil ihm reichere Mittel zu Gebote gestanden, Giulio Romano eine geraume Zeit gewirthschaftet, so daß von seinem Kunstrumor noch alle großen Plätze erfüllt sind. Es ist schön von einem Fürsten und bezeugt eine große Achtung für die Kunst und ihre Jünger, wenn Friedrich II. von Gonzaga über seine liebe Residenz den bekannten Ausspruch gethan: „Mantua ist nicht meine Stadt, sondern die des Giulio Romano.“

Wenn man in so eine weltberühmte Stadt hineinfährt, ist es immer gut, wenn man sich schon früher hinlänglich mit historischem Material versehen hat, um sich die Palläste und Plätze und Kirchen mit Stafsagen aus der reichen Geschichte derselben anfüllen zu können.

Unter vielen anderen Büchern, welche über Mantua existiren — sei hier zuerst ein kolossaler Foliant von 968 enggedruckten Seiten erwähnt: „Gli Annali di Mantova. Scritti da Scipione Agnello Maffei, Vescovo di Casale“, — gewidmet ist das Buch dem Herzog Fernando Carlo von Mantua, von Montferatto, Nivers, Umena und Retel. Gedruckt in Tortona 1675. Der Verfasser versetzt sich in einen patriotischen Schwung, wenn er anfängt zu erklären, wie Mantua — im römischen Gallien, später in der Lombardia transpadana — von einer fruchtbaren Ebene umgeben daliegt, im Schooße des liebenswürdigen Mincio, eines Sohnes des Lacus Benacus, der auch der Gardasee heißt, und wo aber der Mincio eher ein Meer als ein Fluß genannt werden kann, eher ein selbstständiger König als ein Tributzahler des Po. So liegt es da wie eine herrliche Insel — voll wunderbarer Schauplätze, geziert mit großartigen Tempeln, mit breiten und geraden Straßen, mit großen Palläste nnd Häusern —

und in der Blüthezeit unter dem Cardinal Herkules Gonzaga mit einer Bevölkerung von mehr als 40,000 Menschen.

Jetzt hat Mantua nur 27,000 Einwohner — und das größte Haus daselbst ist das Haus Israel, denn in demselben wohnen über 6000 Juden.

Maffei beginnt die Geschichte Mantuas höchst gewissenhafter Weise: daß diese hochberühmte Stadt unter keinen Umständen — auch ja nicht um ein einziges Jahr ihres Bestehens zu Schaden kommen kann — mit den Worten der heil. Schrift alten Bundes: In principio creavit Deus coelum et terram. (Im Anfang schuff Gott Himmel und Erde.) Wenn man diesen ersten Vers der Schöpfungsgeschichte in dem besagten Buche liest — so vermeint man nichts anderes, als der liebe Gott habe nach dem sechsten Schöpfungstag nichts eiligeres zu thun gehabt, als für diese seine in voraus geliebte Stadt Pläne zeichnen zu lassen, und zu selbiger den Grundstein zu legen.

Einige lassen die Stadt schon 1183 vor Christi Geburt gegründet werden. Auf 34 Folioseiten versucht es der Verfasser durch unsägliche Mühe, den ganzen breiten Strom der Weltgeschichte durch viele hundert Quadern von Citaten derartig einzudämmen — daß er bis auf die Gegend des heutigen Mantua hinfließt, wo

Manto, der Sohn des Tiresias, Vater des Ocno die Stadt begründet.

Andere lassen diese Abkunft des Namens nicht gelten. Ein Benediktiner Gian Caspare Beretta, welcher das sehr gelehrte Werk: Pro usu tabulae Italiae medii aevi geschrieben, behauptet auf die Uebereinstimmung einer Unzahl gelehrter wällischer Autoritäten hin, es komme der Name der Stadt von dem tuscischen Worte: Manto, das gleichbedeutend sei mit Pluto und diesem Pluto sei die Stadt gededicirt worden.

Wahrscheinlich haben die Gründer gemeint — hier mitten im Wasser könne Pluto's Thron — der bekanntlich als brennender Schwefelkasten dargestellt wird, der Commune am wenigsten feuergefährlich werden.

Um in der Bürgerschaft Mantua's — Kenntniß vom Vaterland zu verbreiten, und diesen Herren die Thaten, oder wenn man will, auch die Leiden und Freuden ihrer Vorfahren wie einen angenehmen historischen Duft unter die Nase zu reiben, unternahm es 1741 ein Stefano Gionta „Ein Blümlein Mantuanische Chroniken" (Il fioretto delle Chroniche di Mantova.) herauszugeben — ein kleiner Quartband, der mehrere Auflagen erlebte, und seiner kritischen Genauigkeit wegen nicht ohne Verdienst ist.

Einige historische Staubfäden aus dem Blümlein sollen hier herausgezogen werden. In der Domkirche in S. Pietro ist in der Capella alla Incoronata der Grabstein des fünften Markgrafen von Mantua, Bonifacius, Vater der Gräfin Mathilde — er starb 1052. 1114 hat Mathilde ihre eigene Stadt, welche ihr der Kaiser weggenommen, belagert, sie ist außer ihrem sonstigen energischen Charakter auch ein Mannweib, ein tüchtiger Feldherr gewesen, und hat sich Mantua wirklich unterworfen. Da sie damals 68 Jahre alt war, — kann sie ein weiblicher Radetzky der Kriegsgeschichte genannt werden. Sie starb das Jahr darauf 1115 am 24. Juli. — Auch an einem erhebenden Beispiel von Frömmigkeit haben es die Herren von Mantua nicht fehlen lassen, indem (1235) eine Partei von Bürgern (es waren ihrer 6) in der Kirche St. Andrea den Bischof Guidotto erschlugen.

Von der blinden Wuth dieser Parteien in den italienischen Städten fängt man erst an sich einen Begriff zu machen, wenn man die Spezialgeschichten und Chroniken dieser Städte durchblättert.

Ich forschte nach der Veranlassung dieses Mordes und fand dieselbe in der Mantuaner-Kirchengeschichte von Ippolite Donesmondi, Mantova 1612. 2 Quartbände. — Der Bischof war mit einer Gesandtschaft

in Stuhlweißenburg, und kurz nach seiner Rückkunft wurde er von den Wüthenden eines Prozesses um einen Bodenbesitz halber in der Kirche angefallen und zusammengehauen.

Die Mantuaner achteten ihren Bischof, vertrieben oder tödteten zum Theil die Mörder und machten ihre Häuser dem Erdboden gleich.

Ein Faktum, welches bisher noch keinem Biographen Dantes untergekommen, fand ich in derselben Chronik. Es heißt daselbst „im Jahr 1366 heuratete Franz Gonzaga eine Madama Lieta, Tochter des Messer Guido da Polenta.“ — So ist eine Tochter des edlen Mannes, in dessen Haus der Dichter die letzte Gastfreundschaft zu Ravenna genossen, (Polenta war damals Beherrscher von Ravenna) und in dessen Armen er in der Verbannung gestorben, in die edle Familie Gonzaga verzweigt worden.

Im Jahre 1532 hat Carl V. auf seiner Durchreise nach Spanien am 25. November den Lodovico Ariosto mit dem Lorbeer gekrönt. Ariosto gehört, was den Verfall in der Sitte anbelangt, schon der heidnischen Zeit an, wie sich diese auch in der Plastik, und Malerei damals herausgebildet. Sein Orlando furioso ist im Grunde höchst langweilig und den Mangel großer und tiefer Gedanken soll eine Reihe von Zotten ersetzen.

65.

Chroniken und ihr Styl. Heuschrecken. Possevini's Foliant. Virgil. Domkirche.

Wenn man italienische Chroniken durchblättert, findet man wie in den alten deutschen Klosterchroniken immer die Elementarunglücke und die gemeinsamen Heimsuchungen der Menschheit besonders hervorgehoben. Wie es nun in deutschen Chroniken oft heißt: „In diesem Jahre war Hungersnoth, großer Sterb, Pestilenz, viele Heuschrecken, Ueberschwemmung,“ so lautet es auch in den Italienischen von: „estrema carestia“ „peste,“ „cavalette, inondazione.“

Wie in alten deutschen Chroniken besonders die Heuschrecken mit naturhistorischer Treue bedacht — und gewissenhaft beschrieben werden, so auch hier wie z. B.:

„Nel 1542. Su'l principio di Settembre venero dal Levante tante cavallette, che come una nuvola oscuravano il sole di mezzodì: avevano quattro gambe, e sei ale, e pareva, ch'avessero un elmo in testa; fecero questi animali gran danno, ma specialmente nel Miglio.“

(1542. Anfangs September kamen vom Sonnenaufgang so viele Heuschrecken, daß sie wie eine Wolke die Sonne am Mittag verfinsterten. Sie hatten 4 Füsse

und 6 Flügel, und es schien als ob sie auf ihren Köpfen — Helme trügen: es haben diese Thiere großen Schaden angerichtet, besonders am Hirsekorn.)

Mir wenigstens kommt es so vor, und es wird gewiß vielen anderen eben so gehen, als ob aus jedem Absatz einer solchen Chronik eine tiefe Wehmuth heraus klänge — wie ein Pendelschlag der Zeit — der „nichtig und vergänglich, nichtig und vergänglich" ruft ohne Unterlaß.

Wie mögen diese cavallette, welche die Hoffnung des Landmannes vernichtet und eine kleine Hungersnoth in Aussicht gestellt haben, das angelegentlichste Gespräch in Mantua und Umgegend gewesen sein; und ach, es thut längst keinem mehr ein Zahn weh, weder den Bauern, die kein Hirsekorn zu beissen bekammen, noch den Heuschrecken, die es gebissen haben.

Eine weitläufige Geschichte von Mantua hat 1781 zu Mantua ein Giov. Batt. Visi herausgegeben. Die zwei ersten Bände (große Quartbände) reichen nur bis 1183 — ob noch mehrere erschienen sind, weiß ich nicht. Das Werk ist auf dem tüchtigen Grundsteine Maffei's angelegt.

Will sich Jemand mit der Familie Gonzaga, die Jahrhunderte bis zu ihrem Aussterben hier zumeist die Herrscherrolle gespielt — besonders befassen, so wird

seinem gefühlten Bedürfnisse durch einen unbändigen, sehr fleißig gearbeiteten Folianten (880 Seiten) gründlich abgeholfen werden. Das Werk heißt: Doctoris Antonii Possevini Junioris, Philosophi et Medici Mantuani: Gonzaga, sammt großen genealogischen Tafeln, die 962, mit Walter Gonzach, der unter Kaiser Otto Marquis geworden ihren Anfang nehmen. Die Mantuaner haben vor allen andern ein Recht stolz zu sein, denn in einer Beziehung ist jeder ein Stück Virgil, jeder kann ja mit dem großen Dichter ausrufen, und sich auch auf seinen Grabstein schreiben: Mantua me genuit.

Wie viel die hiesigen Bürger auf ihren Landsmann halten, erhellt schon aus dem Virgilsplatze (Piazza Virgiliana), denn sie in neuerer Zeit ihm gewidmet und aus der Inschrift, welche auf das Piedestal seiner Broncebüste unter seinem Namen geschrieben wurde:

O Decus, o Famae merito pars maxima nostrae
Semper honos Nomenque tuum Laudesque manebunt.
O unsere Zier, o unsres Ruhmes größter Theil
Es bleibe Deinem Namen ewig Ruhm und Heil.

Wie plump erscheint diese lateinische Zimmermannsarbeit gegen die Anrufung Virgils, welche Dante im 2. Gesang der Hölle der Beatrice in den Mund legt. 58—60. Vers:

O anima cortese Mantovana
Di cui la fama ancor nel mondo dura
E durerà, quanto'l moto lontana.
Du edler Geist entsprossen Mantuas Mauern
Deß Ruhm in alle Welt ist ausgegangen
Und der am End der Zeiten noch wird dauern!

Die Domkirche, ein Werk Giulio Romanos in 5 Schiffe getheilt und auf einem dichten Wald grauer Marmorsäulen ruhend, ist wohl der imposanteste Kirchenbau in Mantua. Das Hauptschiff ist in seinem Gewölbe mit vergoldeten Kassetten geschmückt wie St. Peter in Rom. An den äußeren Seitenschiffen öffnet sich eine Reihe von Capellen mit Statuen, Gemälden, Bronzen, Mantegnas von großer Schönheit, sonst viele herrliche Gemälde aus der Schule Giulio Romano's und Guido Reni's.

Wenden wir unsere Augen von Baulichkeiten und Kunstwerken, die auch anderswo genugsam vorkommen, auf besondere Ausnahmszustände und Spezialitäten — zuerst im kirchlichen Gebiet.

66.

Die Hofkirche von S. Barbara und ihre merkwürdigen kanonischen und liturgischen Privilegien. Zeitgemäße Betrachtungen hierüber. Das Collegiatcapitel und sein Ausnahmszustand. Sacristeiaussicht.

Die alte Hofkirche der Herzoge von Mantua — gegenüber dem Schlosse, ja eigentlich im Schloßhof

selber, heißt St. Barbara. Herzog Wilhelm III. baute dieselbe von 1562 bis 1565. Der Bau ist eine Mischung von corintischer und jonischer Ordnung mit einer Beigabe von unsäglicher Langweile, trotz der auffallenden Bestrebungen des Architekten nach Ursprünglichkeit und neuen Gedanken. Die Kirche sollte wahrscheinlich in ihrem Bau eben so viele Absonderlichkeiten darbieten — als die kanonische und rituelle Stellung des Hofclerus von St. Barbara.

Es besteht hier nämlich ein Collegiatcapitel mit einem infulirten Abt unabhängig vom Diöcesanbischof — und unmittelbar dem heiligen Stuhl untergeordnet. Dieses Capitel hat sogar eine eigene Liturgie — die Ceremonien werden nach der Weise gehalten wie im Vatican. Der Abt, und in Verhinderung desselben abstufungsweise der Erzpriester, Erzdiakon, Probst und Dekan dürfen firmen (conferire la cresima) die minderen Weihen ertheilen, Kelche und Altäre consecriren, Indulgenzen publiciren und dergl. Unter Maria Theresia erhielten der Abt, die Dignitare und Canonici eine goldene Dekoration als Capitelzeichen (1773). Schon Wilhelm III. hatte 12 Kapläne zur Kirche gestiftet. Dieser Clerus von S. Barbara hat auch ein eigenes Missale und Brevier aufgelegt 1572 in Venedig und aufs neue 1585 in Mantua mit gothischen Lettern. Dones-

mondi liefert über den Clerus von S. Barbara im J. 1615 eine weitläufige Beschreibung unter dem sonderbaren Titel: Grandezze de ministri di S. Barbara. Es gab 12 ordentliche und 6 überzählige Canonici, sämmtliche Grafen vom Lateran; nebstbei Mansionarii, Kapläne, Sakristanen, Sänger, später kamen zu den 5 infulirten Dignitarien noch 2 hinzu. Ein Primicerius und ein Prior, so daß im Ganzen bei der Kirche 64 Personen angestellt waren.

Donesmondi beschreibt in einem eigenen Abschnitt, wie eine Art geistlicher Guardarobba die eigenthümliche Kleidung dieser Canonici und aller anderen, die bei der Kirche angestellt sind, in und außer der Kirche unter dem Titel: Ministri come vestono in chiesa e fuori.

Der Abt trägt eine kostbare mit Juwelen geschmückte Infel; — wenn er celebrirt, müssen ihm 6 infulirte Dignitare und 12 Canonici, wie der ganze andere Hofclerus assistiren.

Kirche und Capitel hat auch einen eigenen Geschichtsschreiber gefunden im Capiteldekan Giovanni Serafino Volta, welcher im Jahre 1794 le memorie storiche sulla ducale basilica di S. Barbara in Mantova herausgab.

Die Stadt Mantua scheint überhaupt seit undenklichen Zeiten an ähnlichen Privilegien reich gewesen

zu sein. In dem Folianten Anecdotorum medii aevi, der vom gelehrten Jesuiten Zacharia Augustae Taurinorum 1755 herausgegeben, eine reichhaltige Urkundensammlung aus den Archiven von Pistoja enthält, kommt unter andern der Kirchenkalender eines Benediktinerklosters in Mantua aus dem 11. Jahrhundert vor. Auch in diesem Kalender sind viele Feste nur für Mantua bezeichnet. (Siehe im obigen Werke Classis VI. Nr. 1. p. 181.) So das Fest des h. Longinus, das des h. Andreas, das der h. 7 Brüder jedes mit einer Octave. Der Kalender war offenbar für das Benediktinerkloster ai S. S. sette Fratelli.

Das Unwandelbare in der heiligen Kirche sind ihre von Gott geoffenbarten Wahrheiten, die wie helle Gestirne die Lebensnacht erleuchten. — Das Wandelbare ist in der theologischen Wissenschaft gleichsam unsere Astronomie der Offenbarung, das heißt unser Verständigungsproceß, der eines Fortschrittes allerdings fähig ist. Eben so wenig als alle Astronomie zusammengenommen und alle ihre wahren und falschen Berechnungen noch keinen Wandelstern aus seiner Bahn gelenkt und keinen Firstern in Bewegung gesetzt haben — ebensowenig vermögen auch die Combinationen der theologischen und philosophischen Wissenschaft — am Leben Gottes und an

den Thatsachen seiner Offenbarung etwas zu verändern.

Ebenso gibt es nun — was den menschlichen Einschlag anbelangt auch im Kirchenrecht und im Ritus allerhand Wandelbares und verschiedene Ausnahmszustände, das erstere aber ändert eben so wenig etwas an der göttlichen Institution des Primats, des Episcopats, des Presbyterats, als die rituellen Entwicklungen und Ausnahmszustände je am Dogma und an der Gnadenkraft der Sakramente etwas geändert haben.

Daß bei Verleihung von Privilegien und Ausnahmszuständen oft auch ein menschlicher Einschlag, d. h. diplomatische Beziehungen — oft auch wie hier, eine gewisse Eitelkeit, für die Kirche des Hofes einen Ausnahmszustand, etwas Apartes zu besitzen, mitgewirkt haben — lehrt die Kirchengeschichte hinlänglich genug. Daß diese Ausnahmen der wahren Einheit der Kirche nicht schaden — d. h. daß sie in Beziehung auf das Unwandelbare in der Kirche durchaus keine Bedeutung haben, sollte hier zum besseren Verständniß eben dieser Zustände auseinandergesetzt werden.

Die Herzoge wollten für ihre Hofkirche und ihren Hofclerus besondere Vorzüge, diese sind zugestanden worden — und bleiben jetzt noch fort als kanonische

oder rituelle Reliquien vergangener Jahrhunderte und vergangener Herrschaften. — —

In kleinen nach oben zulaufenden Halbkreisen führen die Stufen zum Presbyterium, welches sehr hoch gelegen ist, denn zu beiden Seiten der Stufen führen hohe Thüren in eine Crypta, welche man hier wie oft in Italien Scurulo nennt. Oscuro hat nämlich zugleich die Bedeutung von finster und niedrig; zwei Eigenschaften, die den Crypten gewöhnlich zukommen. Ober der großen Halbkreisstiege, die sehr geschmacklos aussieht — steht die sogenannte Kuppel — eigentlich ein großes viereckiges Glashaus — das auf 3 Seiten ganz und gar aus Fensterscheiben besteht und wohl Licht genug hereinläßt — aber auch außerordentlich geschmackwidrig aussieht.

Wer sollte darauf kommen, daß dieses allerdings originelle Glashaus — eine Art architektonischer Hofschmeichelei für Leichname seinen Ursprung verdankt? Aufschluß darüber gibt Gaetano Susani in seinem: „Nuovo Prospetto delle Pitture, Sculture, Architetture di Mantova. Mantova 1830.“ Er sagt nämlich bei Erwähnung dieses hohen Glasviereckes: es sei deswegen in der Manier gebaut worden, daß man bei Gelegenheit fürstlicher Leichenbegängnisse hohe Katafalke unter demselben errichten könne, architettata in tal

guisa anche per potervi errigere catafalchi eminenti all'occasione dei Funerali dei Principi.

Weil nun dieses Collegiatcapitel durch verschiedene Sonderbarkeiten ausgezeichnet ist, findet man an verschiedenen Steininschriften der Kirche die von diesem Capitel Aebten oder Künstlern gesetzt worden sind, auch nie das übliche Wort collegium sondern immer das sehr selten gebrauchte conlegium canonicorum geschrieben.

Uebrigens kann man hier in der Kirche, in der Sakristei, in verschiedenen Gängen herumwandeln — und man stoßt auf kein lebendes Wesen — man hört keinen Laut — und ganz stimmend zu dieser Todtenruhe ist der Ausblick aus den Sakristeifenstern in einen Garten, der seit 50 Jahren ganz allein der gütigen Pflege des Himmels, der Bearbeitung von Regen und Sonnenschein überlassen ist — und dessen Gärtner die Vögel der Luft sind, die bisweilen ein in den Auen aufgeschnapptes Samenkorn im eiligen Fluge fallen lassen, das dann aufwuchert zu einem Strauch, oder zu einem Schlinggewächs wird und sich an dem dunklen Gemäuer tapetenartig hinaufrankt und hinaufwebt; — es sieht hier alles so magisch und verzaubert aus, die Kirche selbst als Bau hat nichts an sich, was den Geist erheben könnte — und es kommen

in dies Gotteshaus aus Mantua so wenig Leute her — daß es wahrscheinlich selbst in Mantua viele gibt, die von dem exceptionellen Ritus hier gar nichts wissen.

67.

Das Schloß der Gonzaga's und die schauerliche Melancholie daselbst. Giulio Romano's Reitschule und Turnirplatz jetzt mit Sträuchern und Bäumen bewachsen. Palazzo Te und sein merkwürdiger Inhalt. Säle, Hallen und Fresken. Ein Lobdistichon.

Verlassen wir die Kirche und besuchen wir das Schloß der Herzoge von Gonzaga. Diese Residenz ist so recht zum denken und dichten geeignet. Eine Masse von Sälen mit hohen Fenstern, von denen man hinaussieht auf den See. Die Portale aus Marmor, an den Thürleisten noch rostige Vergoldung. Das Getäfel der Plafonde so prächtig wie im Dogenpallaste zu Venedig — freilich hie und da schon verfaultes Holz und durch die Holzkasseten herabhängendes Rohr in Folge der abgebröckelten durch den eindringenden Regen vermorschten Stuckaturarbeit, — in mehreren Sälen noch prachtvolle Fresken von Giulio Romano und seinen Schülern. Der Boden aus Ziegeln, die Fensterbalken — zum Schließen der Fenster, schmutzig. Es haben nämlich diesem einstigen Feenschloß die Herren Fran-

zosen, als sie hier gehaust, den letzten Gnadenstoß gegeben. Die Wände entkleidet aller Tapeten, von dem prachtvollen Möblement — das korrespondirend mit der Pracht des Getäfels, hier gewesen sein mag, auch keine Spur; das Ganze eine großartige Ruine. Der mächtige Eindruck, den sie hervorbringt, besteht in dem klaffenden offenbaren Abstande — wie es hier einst ausgesehen haben muß, und wie es jetzt hier aussieht; die noch in Bruchstücken vorhandene Pracht ist das Glied der Gleichung — aus dem man sich die verschwundene Herrlichkeit herausrechnen kann.

Wie magisch und zauberhaft sieht die offene Reitschule aus! Ein kolossaler Bau von Giulio Romano. Ringsum an hundert Marmorlogen im oberen Stockwerk, gegen den See zu ein offener, gewölbter Porticus; gemauerte Halbsäulen (sogenannte Bauernsäulen) extra gewunden cannelirt, um den Eindruck noch phantastischer zu machen, streben von unten bis zur Bedachung hinauf. Und der große Raum, dieser Reitschule — (eigentlich mehr ein Turnirplatz, zu mannigfachen ritterlichen Uebungen geeignet) ein Wald von üppigem Gesträuch — an die Säulen bis in die Bogen hinauf ranken sich Schlingpflanzen und spinnt sich Immergrün. Aber durchaus keine Kunst an dieser ganzen Vegetation. Wohl hat schon vielleicht

ein Jahrhundert lang kein Pferdehuf diesen Turnirplatz betreten, und ein Mensch, der jetzt hier umherwandeln wollte, müßte mit dem Beile in der Hand den Wald von Gesträuchen sich lichten, und an einigen Rasenplätzen die hohen Halme mit der Sense abmähen.

Das ist so recht das Bild von der untergegangenen Herrlichkeit eines ganzen Geschlechtes, das Jahrhunderte lang eine mächtige Stimme abgegeben bei den Geschicken Italiens, das in so viele Kämpfe verwickelt war — das der Kunst so großen Vorschub geleistet und mit Krieg und Mäcenatenthum Jahrhunderte ausgefüllt hat. Aus dem Hause Gonzaga war der erste Capitano zu Mantua, Luigi Gonzaga im Jahre 1360, und von da an herrschten bis zum Aussterben der männlichen Linie 16 Gonzagas in Mantua bis 1627; als endlich auch nach Aussterben der weiblichen Linie 1708 das Herzogthum an Kaiser Josef I. fiel, und mit Unterbrechung der französischen Revolutionsherrschaft seither bei Oesterreich verblieb.

Ein Gedanke geht Einem beim Wandeln in diesen Ruinen auf — es ist der vom Uebergewicht eines Kunstgenius über die politischen Größen seiner Zeit. — Welcher Deutsche, oder Engländer, oder Franzose, der hier herkommt — kümmert sich um die Namen

der Markgrafen und Herzoge von Mantua? Und jeder kennt doch oder hört wenigstens den Namen Giulio Romano, der seinem Genius einen stabilen Ausdruck in Stein und Mauerwerk gegeben! Und die Gozaga's, wer kümmert sich um ihre Heldenthaten im Kriege und um ihre Weisheit im Frieden? Kein Fremder weiß etwas davon — und die Ehre, welche man dem hingegangenen Geschlechte zollt, sprießt doch nur zumeist aus der dankbaren Erinnerung, daß sie Freunde und Schützer der Kunst gewesen und daß die Thatsachen ihres Mäcenats noch vor unseren Augen stehen.

Der berühmteste Pallast Mantua's, der noch nicht Ruine — ist der Palazzo Te, gleich außer der Porta Pusterla. Er hat nur ein ebenerdiges Geschoß — aber in großartigen Verhältnissen und enthält in seinen vielen Sälen eigentlich eine Bildergallerie in Fresken von Giulio Romano und seinen Schülern. Es war dieser Pallast das erste Werk, welches Giulio Pippi bekannt unter dem Namen Romano, nach seiner Berufung aus Rom unter dem 24jährigen Herzog Friedrich II. hier unternahm.

Wir wollen das höchst merkwürdige Gemisch aller dieser Darstellungen deswegen in einige Betrachtung ziehen, weil uns dadurch eine Einsicht in die ganz wunderbare Verworrenheit jener Zeitrichtung kund wird,

die mit dem wiedererwachenden Geschmack für die heidnische Götterwelt begonnen hat, und die christlichen Reminiscenzen dabei doch nicht los werden konnte. Der Pallast besteht aus einem großen Viereck im inneren desselben ein Hof, der nach hinten durch eine bedeckte Loggia, die den Mittelpunkt von einer hohen und weiten Halbkreismauer bildet die Aussicht in den Park gewährt.

In Beziehung auf die Fresken besteht der Pallast eigentlich aus 4 Gallerien, die zudem mit Basreliefs und Stukaturarbeiten reich ausgestattet sind, welche zierlich theils die Bilder umsäumen, theils die Plafonde abschließen. Das großartige Vestibulum ruht auf vier mächtigen Marmorsäulen, die in der Mitte die zusammenlaufenden Gewölbe tragen. Zuerst gelangt man in die Camera oder Stanza Davids. Sie enthält von Giulio und nach seinen Angaben Scenen aus Davids Leben mit entsprechenden Basreliefs in Medaillonform, die von Primaticcio ausgeführt sind. In neuerer Zeit hat man auch Basreliefs aus Terracotta dazugepappt. Ist hier der Bibel genüge gethan, — so kommen nun verschiedene Camere oder Säle für Entfaltung des Heidenthums, an denen die Herren Maler offenbar mit großer Vorliebe gearbeitet haben. Da gibt es Säle der Psyche, des Sturzes Phaetons — mit

Malereien, die den Beweis liefern, daß Giulio Romano, dem man seine Libertinage und überaus unzüchtigen Darstellungen zum Vorwurf machte — sich in alledem noch weit überbieten konnte, indem er hier eine der schmachvollsten Darstellungen verliederlichter Götterwirthschaft mit Wegwerfung seiner genialen Kraft versucht und ausgeführt hat.

Auch der Historie sollte ein Genügen geschehen. Die Sala dei Stucchi zeigt den Triumphzug des Kaisers Sigmund bei der Creirung des Johann Franz Gonzaga zum Marchese von Mantua. Ober der Thüre dieses Saales gibt Scipio dem Cartageniensischen Bräutigam seine Braut zurück, Alexander öffnet den Bücherschrank, in welchem er das Werk Homers bewahrte. In einem größeren Bilde verbrennt Cäsar von seinen Dictatoren umgeben die Briefe von Pompejus. Die erstern Bilder von Primaticcio, das letztere von Giulio Romano. Da ist ferner eine Camera de Zodiaco mit etwas populärer Astronomie, worin der Thierkreis sich in gewohnter Weise zu einer bedeutenden Rolle emporgeschwungen. Auch existirt, um dem Egoismus in der Liebe zu Pferden eine Huldigung zu bringen, eine „Sala dei Cavalli" mit den Porträten der Leibpferde des Herzogs Friedrich II. Man sieht es den gemalten Rossen an, was sich ihre Originale in der

stolzesten Haltung und mit edlem Nüsterngeschnaube mögen eingebildet haben — als große Künstler dieselben verewigen mußten.

So einem Roß ist der Hochmut schon zu verzeihen, es weiß ja nicht, wie bald es mit der Weltherrlichkeit aus ist — und wie die goldenen Schabraken und Quasten und Trodbeln als Abzeichen der Würde auf ein anderes Leibroß übergehen.

Darum kommt Einem aber auch ein Mensch, der sich wegen dem aufbläht, was auf ihn hinaufgehangen worden ist — etwas pferdemäßig vor — denn es gehört doch immer schon ein bedeutender Verlust von geistigem Selbstbewußtsein dazu, wenn der Träger des unsterblichen Geistes gleich einem träumerischen Naturgebilde der Thierwelt seine ganze Intention auf die leibliche Aeußerlichkeit geworfen hat — und vermeint das Mineralreich in Gold und Edelgestein sei besonders geeignet die Menschenwürde auf ihren höchsten Gipfel zu erheben.

Endlich gelangt man in den Saal der Giganten — hier ist von Giulio Romano die Erstürmung des Olympes von eben so schauderhaften als furchtbaren Kerls dargestellt — diese riesigen Figuren verkleinern den sonst großen Saal derartig durch ihre kolossalen Gliedmaßen und löwenähnlichen Köpfe — daß es

eher den Anschein hat, Giulio habe sich den Spaß gemacht, diese fleischreichen und muskelstarken Herren in ein Vogelhaus einzusperren um zuzusehen, wie sie es spielend mit ihren gewaltigen Bratzen zerreißen und zerbrechen, — als man meinen sollte, hier werde ein Olymp oder so etwas dergleichen Großes und Gewaltiges gestürmt.

Hier ist der große Meister aus aller malerischen und nachdenkenden Berechnung herausgefallen und hat einen kolossalen Unsinn gemacht — wenn es ihm nicht vielleicht darum zu thun war, eine Künstlerlaune zu befriedigen und sich, wie man zu sagen pflegt, einen Jux zu machen. Wir halten das letzte bei dem lustigen Herrn sehr wahrscheinlich.

Gaetano Susani der über diesen Saal und seine risenhafte Kunst förmliche patriotische Lobhymnen anstimmt, kann doch nicht umhin, denselben eine Spektakelkammer (spettaculosa camera) zu nennen. Die Gewölbe laufen ohne von einem Gesimse unterbrochen zu sein, ineinander, und daher gibt dieser Saal ein derartiges Echo, daß man flüsternd von einem Winkel zum andern conversiren kann. Uebrigens ist das Echo in den Hallen auf der Piazza dei mercanti zu Mailand viel großartiger und einziger. Denn jene Hallen sind viel größer, sind ferner offen, und es ist beständig Lärm auf Platz

und Straße, und dennoch hört man jedes leise in einem Winkel gesprochene Wort im andern Winkel der Diagonale.

Dieser Palazzo Te kann sich über Unachtsamkeit von Seite der literarischen Welt nicht beklagen. Ueber ihn hat Vasari, Cadioli, Abbate Betinelli geschrieben, und zuletzt erschien über denselben eine Monographie mit Außenansicht: „Descrizione storica delle pitture del R. D. Palazzo del Te. Mantova 1783."

Es ist jedenfalls ein Bild der wiedererwachten Heidenwelt. Der königliche Psalmensänger in seinem Leben, und Jupiter und Venus und Psyche und Faunen und Najaden und Pferde und Giganten, und ein römisch-deutscher Kaiser, alles durcheinander.

Der moderne Mantuaner Dichter Conte Nicolo d'Arco hat in Anbetracht der Erneuerung heidnischen Kunststrebens allhier für den Giulio Romano ein eigenes Lobdistichon angefertigt, welches lautet:

Dum Mincii ad ripam veteres, Juli, advehis artes
Per te jam dici Mantua Roma potest."

Sollte es vergönnt sein, auch nur einen schwachen Abklatsch der großen Gedanken, die in diesem Distichon schlummern, wiederzugeben, so dürften wir hierüber sehr zufrieden sein:

Da du die alte Kunst an Mincio's Ufer führst Juli!
Kann Mantua nun durch dich, heißen hinfüro — auch — Rom!

68.

St. Andrea. Pius II. in Mantua. Eine Entscheidung über die Reliquie hier. Die Feste der Fischerzunft. Mantegna, sein Grabmahl. Betrachtungen. Albrecht Dürer in Mantua.

Betrachten wir die zweitgroße Kirche Mantua's, auch Chiesa primiceria genannt, St. Andrea. An der Stelle einer kleinen alten Kirche 1470 unter Ludwig Gonzaga II. gebaut, vom Florentiner Meister Leon Battista Alberti. Der Bau hat nur Ein Gewölbe aber von ungeheurer Dimension, das eine Steinconstruktur ohne Eisenklammern ist, und eine auffallend hohe und große Kuppel, die übrigens erst 1732 begonnen und 1782 vollendet wurde. Zu jeder Seite 3 große und 3 kleine Kapellen. Merkwürdig war die Kirche von je wegen der Reliquie des Blutes Jesu Christi, welches von jenem Soldaten Longinus, der des Heilands Brust mit seinem Speere durchstochen, hierher gebracht worden sein soll.

Die Reliquie wurde in einer Crypta aufbewahrt — ober derselben, gerade unter der hohen Kuppel, ist ein mit einer Marmorballustrade und Stufen zum Knieen umsäumter Raum im Octogon, und inmitte desselben eine große Tafel aus schwarzem Marmor, auf welcher in vergoldeten Broncelettern folgende In-

schrift zu lesen: Procumbe — Viator — Hic — Praetium — Tuae — Redemtionis — Adora. (Knie nieder, Pilger und bete an den Preis deiner Erlösung.) Die Schrift ist umgeben mit einer kolossalen Bronce-Collane des einstigen Mantuaner Erlöserordens und in weiterem Kreise mit 8 Medaillons aus weißem Marmor, in denen die Leidenswerkzeuge dargestellt sind. —

Auf die Frage an einen Kirchendiener, ob man in die Crypte hinabgehen, und das Gefäß in dem die Reliquie aufbewahrt ist, sehen könne, wurde geantwortet: dieselbe sei in den Wirren des Jahres 1848 geraubt worden.

Daß der Glaube an die Echtheit irgend einer Reliquie von der Kirche nie als ein Lehrsatz aufgestellt worden ist — und daß dieses nach dem ganzen ökonomischen Lehrorganismus der Kirche auch nie geschehen kann, haben wir schon einmal anderwärts genau auseinandergesetzt.

Ueber diese Reliquie hat es auch im Mittelalter verschiedene Meinungen gegeben.

Als Pius II. im Jahre 1459 8 Monate lang in Mantua verweilte, wurden von den anwesenden Theologen verschiedene Fragen in Bezug auf die Verehrung dieser Reliquie angeregt, ob hier die soge-

nannte Latria oder die Hyperdulia stattfinden könne. Zwei berühmte Theologen stritten für und gegen die Echtheit der Reliquie. Die Affirmation wurde vertreten von Fra Francesco Savona aus dem Franziskanerorden (nachher Cardinal und Papst Sixtus IV.), der die Beweise der Möglichkeit für die Echtheit der Reliquie herstellte, und gegen die Echtheit erklärte sich Fra Giovanni di Torrecremata, ein spanischer Dominikaner (auch später Cardinal).

Diese Frage wurde auf Anregung des Papstes im September 1459 discutirt, mit der freiesten Meinungsäußerung von beiden Seiten. Wir führen diese Thatsache hier an — als einen Beweis gegen jene so oft wiederholten unbegründeten Beschuldigungen, welche unermüdet wiederholen: es sei mit den Reliquien im Mittelalter Götzendienst getrieben und jede freie Meinungsäußerung im vorhinein niedergeschlagen worden.

In jener Zeit wurde in Mantua auch — wie es im 2. Quartband der Kirchengeschichte Mantua's von Donesmondi zu lesen — dieser Reliquie zu Ehre am Christi-Himmelfahrtsfeste eine eigene Ceremonie von Seite der Fischerinnung zur Erinnerung an die wunderbare Speisung der 5000 Mann mit wenigen Broten und zwei Fischen — abgehalten.

Die heilige Reliquie wurde nach der Vesper der Vigil in Gegenwart des Hofes und aller Großen des Herzogthums vom Bischofe im Ostensorium gezeigt, dann eine Rede in lateinischer und eine in italienischer Sprache gehalten.

Am folgenden Tag ging eine Prozession, wozu der Magistrat und alle Zünfte mit ihren Standarten sich einfanden vom Dom nach St. Andrea. Sie brachten Opfer zum Ausbau der Kirche.

Von der Fischerzunft waren drei als Apostel gekleidet nämlich als der heil. Petrus, Andreas und Johannes, die mit dem h. Jakob vom Fischzug weg zum Apostelamt berufen wurden. Diese drei Fischer trugen einen Schifferkahn, der voll von Aalen oder anderen kleinen Fischen beladen war — welche dann vor der Kirche an das Volk ausgetheilt wurden.

Es ist in dieser Kirche, St. Andrea außerdem ein Reichthum von Kunst ausgesäet. — Uebergehen wir alle Capellen und Bilder und Statuen und begeben wir uns beim Hauptportal links in die erste Capelle. Hier ist die Grabesruhe eines Meisters, hier wurde Mantegna eingesenkt; und sein Kopf ragt in natürlicher Größe als Büste in einem charakteristischen Broncerelief in Gesichtshöhe aus der linken Seiten-

wand beim Eintritte heraus -- der Erzguß von Sperandio 1516.

Mantegna starb 1506. Erst 55 Jahre nach seinem Tode setzte ihm sein Enkel folgendes Epitaphium: Ossa. Andreae. Mantiniae. Famosissimi. Pictoris. Cum. Duobus. Filiis. In. Hoc. Sepulcro. Per Andream. Mantineam. Nepotem. Ex. Filio. Constructo. M. D. L. X.

Eine Art Grabschrift von Mantegna selbst ist hier sein schönes Bild: Die Madonna mit dem Kinde, die heil. Elisabeth, Johann der Täufer, Joseph und Zacharias.

Da liegt es unten das gebrochene Menschengebilde und wartet auf seine Restauration — bis der Wiederhersteller der Menschheit erscheint am jüngsten Tage — dann magst du deinen lieben Kunstgenossen Albrecht Dürer begrüßen, denn gerade an jenem Tage, wo er dich hier in Mantua besuchen und kennen lernen wollte, an dem bist du in deine letzte Wohnung eingegangen.

So erzählt es wenigstens Rosetti in seiner „Descrizione delle pitture sculture ed architetture di Padova.“ Dürer, sagt er, sei eigens nach Mantua gereist, wo sich zu der Zeit Mantegna bei Hof aufhielt, um den von ihm hochgeachteten Kunstgenossen kennen zu lernen. Als Dürer in Mantua angekommen, um

Mantegnas Wohnung fragt — wies man ihn auf einen Leichenzug hin, der eben vorüberging. Er konnte den Lorbeer der Anerkennung nur noch auf den Sarg seines Kunstbruders legen!

69.

Giulio's Wohnungen im Leben und Sterben. Der sinnreiche Baumeister Doricello Moscatelli. Bernardin von Feltre und sein gründlicher Kreuzzug gegen Wucher.

Besuchen wir noch die zwei Wohnungen Giulio's. Sein Haus, in dem er gewohnt — und das er sich selber als einen kleinen niedlichen Pallast gebaut, war seiner Ornamente schon durch die Zeit großentheils verlustig worden, die Stadt ließ es 1800 restauriren. Es liegt in einer höchst langweiligen unbelebten Gasse Nicht weit davon ist die Pfarrkirche S. Barnaba. Hier wurde Giulio begraben. Auf dem Stein standen die Verse:

Romanus moriens secum tres Julius artes
Abstulit, haud mirum quatuor, unus erat.

Die Kirche in welcher der Künstler begraben wurde rührte aus dem 14. Jahrhundert her, es läßt sich denken, daß sie schön war. Die jetzige wurde 1716 neu gebaut; es läßt sich denken, daß sie nicht schön ist. Ein sehr langweiliger Bau, mit Einem Schiff

und einer mit Blei gedeckten Kuppel; einige werthvolle Oelgemälde von Schülern Giulio's. — Aber sein Grabmal, sein Sarg, seine Gebeine — — davon weiß man nichts mehr. Beim Umbau wurde alles verschüttet. Es war eben eine Zeit, in der man auf Kunst und Künstler wenig hielt und der Mantuaner Mathematicus und Architekt Doricello Moscatelli Battaglia, der die Kirche baute, mochte sich sinnreich gedacht haben: Wozu braucht die Nachwelt zu wissen, wo Giulio Romano begraben liegt? Diese Nachwelt hat genug mit der Bewunderung meiner Vierecke und Kreise, die ich hier so mathematisch wohl berechnet aufgestellt — und in einer Stadt, in welcher Doricello Moscatelli gelebt — wird sich Niemand mehr um den todten Giulio kümmern.

Mögen die Reisehandbücher, welche sämmtlich bei dieser Kirche notiren: Mit „Giulio Romano's Grab," diesen Passus fahren lassen, oder ihn dahin erläutern, daß dieses Grab nirgends mehr zu finden ist.

Der hiesige Monte di Pietà (Pfandhaus) wie in Italien die christlichen Leihanstalten genannt werden, weckt die Erinnerung an den Gründer desselben, den seligen Bernardino di Feltre.

Bernardino hielt im Dom 1485 die Fastenpredigten. Oft mußte eine Kanzel auf dem Platz aufgeschlagen werden, weil die Kirche die herbeiströmende Menschenmenge nicht zu fassen vermochte.

Wir übersetzen hier den Bericht Donesmondi's: „Am Palmsonntag predigte er von Gottes Geist entflammt über die Pflichten der Fürsten gegen ihre Unterthanen, und ließ sich über das wucherhafte Treiben der Juden aus, erklärte aus göttlichem und menschlichem Gesetze wie aus der Natur der Sache selbst die Verwerflichkeit dieses Lasters, das nur von Menschen mit schlechtem Gewissen begünstigt werden könne, und wie Gottes Strafe über jene kommen müsse, welche das Treiben der Juden zum Verderben der armen Christen gewähren lassen. Die Schützer der Juden hinterbrachten, wie sich denken läßt, mit einigen Zusätzen (con qualche aggiunta) die Predigt dem Marquese Francesco Fürsten von Mantua, und dieser ließ erbittert seine Minister und seinen ganzen Rath zusammenrufen und Bernardino wurde in pleno vor dem Fürsten zur Rechenschaft gezogen. Das war dem muthigen Mann Gottes sehr willkommen. Man machte ihm den Vorwurf, er habe das Volk gegen die Juden aufgehetzt. Bernardino hatte sich die Concilienbeschlüsse mitgebracht und setzte sämmtlichen

Herren in Ruhe auseinander, wie das, was er gelehrt, die reine, heilige katholische Lehre sei, wie er von Christus dem Herrn sie überkommen.

Die beisitzenden Herren, welche für die Juden aus guten Gründen sprechen wollten — überließen aus schuldiger Ehrfurcht dem Marchese das entscheidende Wort. Dieser aber stand auf bat den P. Bernardino um Entschuldigung und forderte ihn auf, er möge nur fortfahren zum Seelenheil des Volkes und zu seinem eigenen Gottes Wort zu verkünden.

Die Juden freuten sich zu vorzeitig über die Vorforderung Bernardino's; denn jetzt ging erst recht los — nicht der Fanatismus gegen die Juden, sondern die beste Hilfe für die Christen und die Befreiung aus den Klauen der Wucherer. Jetzt gründete Bernardino den Monte di Pietà, und das war dem Volke Israels viel unlieber als alle Predigten Bernardino's.

Freilich war diese Begründung nicht so leicht — es brauchte noch einige Schwierigkeiten niederzuwerfen. Die Juden, berechnend, wie ihnen durch den Wucher der größte Theil ihres Einkommens entgehe, wußten selbst schlechte Bürger gegen das Unternehmen Bernardino's aufzustacheln, und zwar durch das gewöhnliche Mittel der Denari (da essi con denari corrotti.)

70.

Der sel. Bernardin vor das Mantuaner-Consistorium (damals Curie genannt) citirt. Sein Auftreten daselbst. Seelengröße des Bischofs von Mantua beim Sieg über die Curialfeinde. Die Juden zum Predigtanhören gezwungen, und was von diesem Zwange zu halten.

Nachdem diese Schwierigkeit überwunden war gab es noch eine andere, jene, die bei großartigen Unternehmungen, welche von einem energischen Charakter des Priesterstandes ausgehen, sich sehr häufig einzustellen pflegen.

Es gibt zu allen Zeiten mittelmäßige Leute, die gegen alles Neue und Hervorragende eingenommen sind, die ganz außer sich kommen, wenn etwas geschehen soll, für das sich noch keine Rubrik, kein Schema vorfindet, und die meinen, dieweil sie selber auf keinen neuen Gedanken kommen; — dürfe auch kein anderer etwas Neues aufs Tapet bringen. Zudem gar noch so ein armer unansehnlicher Klostergeistlicher — er soll in seinen Chor gehen, er soll fleißig fasten und seine Regel halten, er soll sich nicht in die Händel der Welt mengen, das zieht ihn ab von seinem Berufe, das lockert die Bande des Gehorsams, das stört die Hausordnung und gibt ein schlechtes Beispiel! —

Wem sind sie unbekannt alle diese uralten Phrasen, diese Ergüsse von Bedenklichkeiten, diese großen Zweifel, die gleichsam immer ein gewisses Kopfschütteln bedürfen, bis sie beim Munde herausfallen und die, wenn auch nicht immer, doch sehr oft mit allen Wurzelfasern auf die Hauptwurzel der verletzten Lebenshoffart — der aufgestörten Eitelkeit zurückgeführt werden können. Da gab es nun auch in der bischöflichen Curie einige jener bedenklichen Geister, die, wenn auch in Erfindung aller anderen Dinge im höchsten Grade gedankenbedürftig — doch einen fast unerschöpflichen Reichthum an Scrupeln und Einwendungen besitzen, wenn es darauf ankommt irgend einem großartigen weitausgreifenden Unternehmen hindernd in den Weg zu treten; diese brachten es so weit, daß Bernardino, um alle die Scrupeln zu heben (per levar ogni scropulo) eines Tages vor der bischöflichen Curie erscheinen mußte, und es gab hier einen langen Disput, ob der Monte di Pietà gegründet werden solle oder nicht (longa disputa in Vescovato sopra il Monte). Das Volk, welches dem h. Bernardino sehr zugethan war, hatte sich vor dem Hause des Bischofs versammelt und wartete den Ausgang ab.

Glorreich schlug der heilige Mann alle Bedenken seiner Gegner nieder. — Als er aus dem Hause trat

und der Ausgang der Disputa schon bekannt war, begleitete ihn das Volk im Jubel (et allegrezza del popolo, il quale giubilosamente lo accompagno) ins Kloster S. Francesco, und die Leute drängten sich an ihn heran um das Gewand des Mannes zu küssen, der das Volk aus den Klauen seiner Bedränger und Blutegel zu befreien — so viele Unannehmlichkeiten ertragen und überwinden mußte.

Der Bischof selbst war über den Sieg Bernardino's derartig erfreut — daß er für den letzten Adventsonntag den ganzen Clerus und alle Orden von Mantua zu einer großartigen Procession zusammenrief, um mit dem Zuge, an dem sich der Bischof selbst betheiligte den Bernardino aus seiner Wohnung in S. Francesco feierlich abzuholen und ihn zum Hause in dem der Monte di Pietà erstehen sollte, hinzugeleiten. Das ganze Volk von Mantua war auf den Füssen. Unterschiedliche Instrumente führten allerlei Musik auf con trombe, musiche e concerti di varii strumenti. Der Weg wurde mit Teppichen belegt, die Häuser mit Tapeten behangen, und Bernardino führte den Zug, eine Fahne in der Hand tragend, auf welcher der Monte di Pietà abgebildet war.

Ein großartiges Almosen floß für diese gute Sache an dem Einen Tage zusammen.

Nachmittag predigte Bernardino auf der Piazza S. Pietro mit der Fahne in der Hand — und stimmte am Schlusse die schöne Hymne an: Vexilla regis prodeunt.

Kein Auge blieb trocken, ein Schluchzen und Weinen ertönte über den ganzen vollen Platz.

Der Marchese nahm den innigsten Theil an der christlichen Hilfe, die nun seinen armen Unterthanen werden sollte — er meinte auch die Hebräer sollten einen Theil haben an dieser Gnadenzeit — und das Wort des begeisterten Mannes dürfte vielleicht wie ein Lichtstrahl zur Erlösung in manches Herz aus Israel fallen.

Darum befahl er sämmtlichen Juden von Mantua sie sollten sammt ihren Frauen am St. Sylvestertag sich einfinden und eine Predigt Bernardino's anhören. Die Juden fürchteten, daß ihre Frauen durch die Beredsamkeit Bernardino's bekehrt werden möchten und verstopften diesen die Ohren mit Baumwolle. (turarono con bambagia l'orrechi alle donne loro).

Trotz dieser Vorsichtsmaßregel bekehrten sich Jüdinen und verlangten die Taufe.

Nach den humanitären Anschauungen unserer Zeit wird man es mißbilligen, daß der Marchese die Juden und ihre Weiber in die Predigt beorderte —

man wird es für einen Eingriff in die Rechte der Gewissen ausgeben.

Wir meinen, es sei dies eben ein Versuch gewesen, die Judenfrage, welche seit 2000 Jahren unerledigt ist und auf deren Erledigung noch 2000 Jahre gehofft werden kann, in Etwas zu lösen. Die Bekehrung der Juden zum Christenthum ist eben das einzige Mittel. Daß es mit der Emancipation im humanitären alles nivellirenden Sinne nicht geht — wird die nächste Zukunft so gewiß lehren, so gewiß es ist, daß die Weltgeschichte bisher unumstößliche Normen für die Zukunft in hundert und hundert Vorgängen aufgestellt hat. Daß die Bekehrung kein Zwang sein soll, das versteht sich von selbst. Ob es ein Unrecht ist die Anhörung des göttlichen Wortes zu gewissen Zeiten von Seite der Juden zu erzwingen, das wollen wir einer eigenen Erörterung gerne überlassen. Gegenwärtig zwingt noch das Judenthum durch seine Geldmacht und seinen Einfluß auf die Presse das christliche Volk zum Anhören aller möglichen Schmähungen gegen Kirche und positives Christenthum; die Stimmen, welche der christlichen Wahrheit, der positiven Kirchenlehre Zeugniß geben wollen, sucht die dem Christenthum feindliche Macht mit aller Frechheit zu unterdrücken. Es

sind in dieser Richtung Thatsachen vorgegangen, die zum Himmel schreien **und der Ruf wird nicht vergebens** sein.

71.

Umtriebe der Juden gegen den Monte di pietà. „Pflege seiner" und die moderne Nationalökonomie. Teatro scientifico. Torre della Gabbia. Dante mitunter auch langweilig.

So viel im Vorbeigehen über das Wirken eines energischen Mannes — zur Befreiung des christlichen Volkes aus den Händen seiner principiellen Feinde und Bedränger.

Bernardino zog aber ebenfalls mit aller Gewalt in seinen Reden gegen die Laster der Christen zu Felde. Einmal machte eine Predigt im Jahre 1488 eine derartige Wirkung, daß ein ganzer Berg von Würfeln, schlechter Bücher, eitler Frauenschmuck, freiwillig von den Besitzern zusammengetragen wurde; der Prediger nannte das eine Burg des Teufels (il castello del diavolo), und zündete den ganzen Berg an, daß er in hellen Flammen verbrannte.

Wiederholt aber mußte er nach Mantua kommen um gegen die Umtriebe der Juden aufzutreten, die alle Mienen springen ließen, um das christliche Leihhaus, welches sie um ihren wucherischen Erwerb brachte — zu ver-

nichten. Erst 1494 war das Unternehmen gesichert festgestellt — zum großen Segen des Mantuaner-Volkes. In allen Städten Italiens, besonders in jenen wo Juden waren, wurden von nun an diese „Berge der Frömmigkeit," diese christlichen Leihhäuser zum Schutze des armen Volkes gegen Wucherer errichtet. Bernardino, der mehr für seine Zeit und für kommende Jahrhunderte in Italien geleistet hat, als 100 deutsche Professoren der Nationalökonomie, wird seither abgebildet mit einem Monte di Pietà in der Hand und der Umschrift: „Curam illius habe." Es sind dies die Worte (Lucas X. 35), welche der barmherzige Samaritan zum Wirthe sprach, als er ihm die Pflege des auf dem Wege nach Jericho unter die Räuber gefallenen halberschlagenen Mannes — ans Herz gelegt hat. „Pflege seiner." Dieses große Wort auf's arme Volk angewendet, sollte das Motto jeder Nationalökonomie und Volkswirthschaft sein, wenn die Volkswirthschaft nicht mit einem großen Spektakel — abwirthschaften soll.

Interessant ist, daß der Wucher in jener Zeit in Zahlen ausgedrückt, wenn er sich auf 20 Prozente belief schon ungeheuer genannt wurde, so fand ich es bei der Gründungsgeschichte des Mons Pietatis in Padua, im großen Folianten des Scardonius: lib. II. Classis V.

Tit. De monte Pietatis. Beim Monte di Pietà wurden 5 Prozente verlangt zur Unterhaltung des Institutes selbst; ein Anlehen unter 30 Solidos (Soldi) war zinsfrei.

Der Adel von Padua leitete selbst in sieben Häusern Padua's das wohlthätige Werk ohne Entgelt. Das waren christliche Creditanstalten!!

Außerdem finden sich im Verlauf der Kirchengeschichte Mantuas noch einige pikante Geschichten. Als Kaiser Carl V. hier war, kam er auch in das Augustiner-Eremitenkloster zu St. Agnese. Der Prior kam beim Kaiser so sehr in Gunst, daß er ihn und alle seine Nachfolger in Voraus zu Pfalzgrafen machte und ihnen die Erlaubniß gab, Notare und Doktoren zu creiren.

In Gionta's „Fioretto“ ist in der Reihe der Mantuaner Bischöfe zu ersehen, wie während der Regierung des Hauses Gonzaga zwölf Gonzaga's den bischöflichen Stuhl von Mantua inne hatten, von denen die meisten Cardinäle geworden sind.

Auch hat Mantua seit Maria Theresia eine Akademie mit einem teatro scientifico zu Aufführungen von Musikstücken und griechischen Tragödien. Aus den ziemlichem Abgeschabt- Verblichen- und Bestaubtsein der Ornamentik scheinen die hellenischen Tragiker

hier in Mantua nicht sehr zu jenen Nägeln zu gehören, welche ziehen. In der Gemäldesammlung der Akademie gibt es werthvolle Bilder von Mosca, Monsignori, Bonone, Borgani, Viani u. a. Sie wurden von aufgehobenen Kirchen und Klöstern weggenommen und sind somit aus dem Gebiet der Erbauung in das Gebiet der Beschauung, aus der Kirche in die Akademie übertragen worden. Wie viele derlei Kunstinstitute besitzen wir, welche man — aus selbstgemachten Ruinen gerettet hat.

Will man sich eine Uebersicht von Mantua verschaffen, so darf man nur auf den Torre della Gabbia (Käfigthurm) hinaufsteigen. Selbiger, ein massiver viereckiger hoher Gesell, wurde von der Familie Bonacolsi 1302 erbaut, und dient jetzt zu militärischen Zwecken; es ist auf selbem ein Telegraph für Tag mit der Maschine; für die Nacht mit intensivem elektrischen Licht und einer riesigen Reverberen-Schüssel — zur Communication mit der Festung Verona aufgestellt.

Die Aussicht ist eigenthümlich. Man steht mitten auf dem röthlichbraunen Kuchen von Mantua (so sieht die Stadt mit ihren Hohlziegeldächern aus), welcher in der immensen Milchsuppe des Sees drinnen liegt.

Man sieht von hier bis Verona und Brescia und am hellen Tage sogar den Spiegel des Garda-

sees glänzen. Hier wird Einem erst recht das eigenthümliche Gepräge dieser Stadt und Festung klar. Mantua ist ein Unicum in Italien. So viel Architektur und Kunst auf ein wahrhaftes Fiebernest verschwendet! Die ungesunde Lage macht: daß man Mantua, wenn erst die Merkwürdigkeiten abgethan sind — mit einem eigenthümlichen Plaisir wieder verläßt!

Wollte man in Italien jeden merkwürdigen Fleck Erde sehen, so müßte man wie der ewige Jude sein Leben lang herumreisen.

Als ich von der Höhe dieses Gabbiathurmes nach Süden hinabsah, wäre ich auch schon wieder gern nach S. Benedetto di Polirone (10 Miglien von Mantua) gezogen; — wo die von Parteisucht vielgeschmähte Markgräfin Mathilde sich ihre letzte Ruhestätte in ihrem geliebten und von ihr reich dotirten Kloster bestimmt hat — bis die Dankbarkeit der Päpste ihre sterblichen Ueberreste in der Peterskirche beigesetzt. Was für eine Manneskraft, echte Frömmigkeit und weibliche Größe leuchtet aus den urkundlichen Aufschreibungen über ihr Leben. Bacchini, ein Benediktiner von Polirone, hat in einem Quartband: „Dell'istoria del monastero di S. Benedetto di Polirone libri cinque. Modena 1696" mit viel Pietät die Werke christlicher Liebe aus ihrem Leben gesammelt, und die 5 Bücher noch mit einer Beigabe von vielen Urkunden

bereichert. — Merkwürdig ist es immer, daß gerade geborne Protestanten die mit Spinnengeweben von Lügen überzogene Frauengestalt wieder in ihrem wahren Glanz hergestellt haben (wie Vogt und Gförer). Die Weltgeschichte ist oft ein sehr ungerechtes Weltgericht; man kann Personen hassen, die vor vielen Jahrhunderten gelebt haben, und diesen Haß in Lügen und Verläumdungen manifestiren, wenn diese Personen einer verhaßten Lebensrichtung angehört haben, und wenn man die lebenden derselben Richtung sich zu der Zielscheibe seines Grolles gemacht hat. — Das gerechte Urtheil ist dann oft ein Akt der Sittlichkeit, wenn eine Selbstüberwindung dazu gehört, gerecht zu sein.

Als ich von hier wegzog über Verona, Peschiera und bei Desenzano, das in der Tiefe liegt mit seinem alterschwarzen Gemäuer den Spiegel des Gardasees — wieder begrüßte — schlug ich in der Combia den hierherbezüglichen Passus auf. Dieser ist unendlich fad und langweilig, hier schlief der gute Homer. Dante muß diese Stelle an einem sehr heißen Sommernachmittag gedichtet und später nicht mehr Muth genug gehabt haben sie zu entfernen. Zur Bekräftigung unserer Rede wollen wir die im Italienischen gereimte Geographie hier nur in ungereimten Versen geben, weil es sich in der That nicht der Mühe lohnt —

eine Mühe darauf zu verwenden: (Inf. Cant. 20 vers 70.)

Hier liegt die Festung Peschiera, schön und mächtig
Zu Trutz den Bergamasken und Brescianern
Dort wo des Sees Ufer niedrer werden.
Es muß nun Alles hier zusammenströmen
Was keinen Halt hat in Benacus' Schooße.
Es strömt als Fluß fort, dann durch grüne Weiden
Und wie das Wasser seinen Lauf beginnt
Heißt's nicht mehr Benacus, es heißt Mincio
Bis nach Governo, wo es in den Po fällt,
Es läuft nicht lang, so fällt's in eine Niederung,
In der es sich verflachet und zum Sumpf wird.
Hier wohnet Niemand und gedeiht kein Feldbau!"

72.

Sirmione. Orti-Manara's Foliant hierüber. Lateinische und italienische Poesie — und prosaische Noth eines Gelehrten.

Für diesmal schlug ich den Dante zu — und sah lieber hinaus ins sonnige Wellenspiel und auf die lange Halbinsel Sirmium, jetzt Sirmione, die tiefgrün in die blauen Seefluthen ebenso hineinzuwachsen scheint, wie eine große Cypresse hinauf ins blaue Aethermeer.

Auch diese Halbinsel ist mit einem Folianten erst in jüngster Zeit berücksichtiget worden. Der vor zwei Jahren gestorbene Conte Orti-Manara hat in Verona 1856 bei Antonelli: „La penisola di Sirmione

sul lago di Garda" herausgegeben. Ein fleißiges historisches und ortsbeschreiberliches Buch — mit Plänen und Zeichnungen, mit der Villenruine des Dichters Catullus u. s. w. Die Abgeschlossenheit von der Welt, die Ruhe, welche nur am Ufer vom leisen melodischen Wellenschlag unterbrochen wird, die reizende Aussicht auf die Seeufer ringsum — hat schon blasirte Römer bewogen — hier die Sommerszeit zu verlungern; Catullus, der hier geboren sein soll, beschreibt mit großer Selbstgenügsamkeit, wie er sich hier der klassischen Ruhe hingegeben, wie er von Sorgen frei gerne hierher in seine Heimat gekommen und mit Sehnsucht erwartet hat, hier auf seinem Bettlein sich auszufaulenzen!

O quid solutis est beatius curis,
Cum mens onus reponit, ac peregrino
Labore fessi venimus Larem ad nostrum
Desideratoque acquiescimus lecto!

In der That, wer die Poesie des Faulenzens nicht kennt — der hat gar kein Recht sich einen Dichter zu nennen! Italienische Sänger haben verschiedenen Theilen der Halbinsel eingängige Liederpartien gewidmet, besonders Arici hat viel über die schattigen Haine, über die Olivenwälder, (die aber nicht schattig sind, sondern wie geflochtene Netze der Sonne den Durchgang gestatten) über die kühlen Ufer gedichtet.

Vitorelli hat in einem Sonnete sogar wieder die Catullischen Verse auf Sirmione besungen! Das Lied des neuen italienischen Dichters besingt das Lied des alten lateinischen. Er schließt mit den schönen Worten:

Salve o purissim'aere e dolce a bersi
Nel cui liquido seno un resto ancora
Sento ondeggiar de i Catulliani versi.

Mein Gruß der reinen Luft, so mild zu trinken.
Noch spricht von Catulls Versen jede Welle
An deinen Ufern, die wie Spiegel blinken.

Auf die Poesie hinauf einige Prosa. Wie ich in Verona vernommen, hat Orti Manara durch die Herausgabe seiner gründlichen historischen Werke Opfer gebracht — die seinem Vermögen Schaden gethan — und ihn in unangenehme Zustände versetzt haben auch das verdient am Ende Anerkennung! Das Buch über Sirmione war seine letzte Arbeit.

73.

Bergamo. Borgo S. Leonardo. Ein Speisesaal am Abend. Bemerkung darin. Zwei Pfarrer. Ein aufgeklärter Geldprotz und seine Ansichten.

Was für ein himmelweiter Unterschied: Bergamo von Außen, von der Eisenbahn aus, zu sehen und Bergamo inwendig zu sehen oder von den Basteien Bergamo's herabzuschauen.

Oefter schon war ich an Bergamo vorübergefahren. Es macht den Eindruck einer königlichen Stadt, welche von ihrem Berge aus — höhere Berge noch im Hintergrund, und an diese gleichsam angelehnt — die Gegend beherrscht. Da kann man sich aber von diesem äußeren Anblicke gar keinen Begriff machen, wie die Stadt im Innern aussieht, und wie schön die nächste Umgebung derselben ist — und was für eine prachtvolle Aussicht man von den Wällen und Mauern derselben genießen kann.

Es war diesmal beim Ankommen im Bergamasker Bahnhof schon dunkel, und man nimmt sich da einen Wagen und rumpelt hinein in das uneigentliche Bergamo, welches zu Füßen der eigentlichen Stadt in der Ebene liegt, Borgo S. Leonardo genannt, und von den hochmütigen Städtern droben nur als eine Vorstadt angesehen wird. Wenn man beim Einfahren in die Straßen von S. Leonardo zur Abendzeit links und rechts aus dem Wagen sieht, so kann man schon die italienischen Conversationsstübchen, die kleinen Caffeehäuser voll gemüthlicher Plauderer finden. — Der nüchterne und sparsame Italiener besucht Abends das Caffeehaus — hier trinkt er seine Schale Schwarzen, raucht Cigarren und gibt für seine sogenannte Abendunterhaltung alles zusammengenommen 5 alte Kreuzer,

oder $^1/_{12}$ Gulden aus; somit wird jeder Sessel in einem derartigen Caffeehaus zu einem Katheder eines ordentlichen praktischen Professors der Nationalökonomie.

Wie außerordentlich langweilig ist dagegen am Abend so ein Speisesaal in einem italienischen Hotel besonders im Frühjahr und Herbst — zu welcher Zeit das Ziegel- und Steinpflaster den Deutschen doppelt ungemüthlich afficirt — und wo der Deutsche auch schon durch seine eigenthümliche Fußlage sich kennbar macht, indem derselbe, die Kniee im spitzen Winkel aufsteigend, seine Füße entweder auf die untere Verbindungsleiste des Tisches, oder auf den unteren Sesselsprossen aufstellt.

Im Albergo reale dem ersten Gasthof Bergamo's war es ebenso. Sehr ruhig; man vermißt gerade hier ganz und gar die italienische Lebendigkeit und Plauderei. Einheimische finden sich hier gar nicht, nur Fremde. An einem Tische saß eine italienische Familie, ungemein, ja fast ängstlich schweigsam. Wenn man so ganz allein dasitzt, so läßt man sich gewöhnlich zur Unart verleiten, sich über den armen beobachteten Nebenmenschen allerhand Glossen zusammenzudenken. Die Leute schienen mir, wie es aus den abgerissenen Sentenzen, in denen sie sprachen, abzunehmen war, wohlhabend, aber sparsam. Sie waren vom Lande

her zu irgend einem Geschäfte nach Bergamo gekommen. Ihre Wohlhabenheit bestimmte sie in einem noblen Gasthof abzusteigen — man muß doch den Nachbarn zu Hause sagen können: „Wir haben in Albergo reale gewohnt" — „Wir gehen, so oft wir nach Bergamo kommen immer ins Albergo reale." Dieser Phrase muß man um seiner Stellung willen ein Opfer bringen. Die Sparsamkeit aber gebietet vom Albergo reale den kleinsten Gebrauch zu machen, weder Küche noch Keller in einen ungebührlichen Allarm zu bringen, und überhaupt dafür zu sorgen, daß, wenn der Cameriere mit dem Conto anlangt, man durch denselben nicht in einen unbilligen Schrecken versetzt werde.

Diese und ähnliche lieblose Gedanken waren mir in Massen durch den Kopf gegangen — als ich mich dann selber zum Gegenstande meiner eigenen Beobachtung machte, und fand, daß es eine große Schwäche der menschlichen Natur sei — sich im Ausspioniren der Schwächen anderer einen Quell der Unterhaltung zu eröffnen, jeder Handlung sogleich ein schlechtes oder komisches Motiv unterzulegen, und sich derartig das Mahl mit dem Pfeffer der Bosheit, mit dem Knoblauch des Spottes und mit Anwendung des Hackmessers der Verkleinerung zu würzen.

An einem anderen Tisch saßen ein paar Landpfarrer. Sie schienen ihren Gesprächen nach auf Besuch

hier zu sein und verschiedenen Diöcesen anzugehören. Ihre Unterhaltung war sehr ruhig. Einer von ihnen redete von irgend einem geistlichen oder weltlichen Curialbeamten, es geschah dieses in einer Weise des Lobes und der Anerkennung, wie es auch in deutschen Gegenden mitunter üblich ist, auch theilten sich die Herren sonst noch unterschiedliche Pastoralnöthen mit.

Die Ruhe des Lokals wurde durch einen deutschen Landsmann unterbrochen, der mit großem Ungestüm und vielen Prätensionen hereinbrach und sich dem Cameriere betreffs eines Bratens verständlich zu machen suchte; das, was ihm an Kenntniß der italienischen Sprache mangelte, suchte er durch ein Geplär und verschiedene heftige Gestikulationen zu ersetzen.

Ich war gutmüthig genug, ein wenig den Dolmetsch zu spielen, worauf mir der Landsmann, der in das eitle Geschlecht der Geldprotzen gehörte, mit vielem selbstbewußten Gelächter zu verstehen gab, daß Geld der beste Sprachmeister sei, und überall verstanden werde. Der Mann hatte nichts angelegentlicheres zu thun, als: sich als eine Geldmacht in den Vordergrund zu drängen, und zwar auf so unverschämte Weise, daß man sich versucht fühlen mußte, ihm zu widersprechen, besonders da er Geld und Gesundheit als die zwei einzigen zum Reisen nöthigen Faktoren proklamirte.

Die hochmüthige Unwissenheit versetzte mich in eine etwas didaktische Stimmung. Ich erklärte dem jungen Mann, wie man mit Geld nicht alles ankaufen könne. Bei historischen und Kunstdenkmälern läßt sich durch das Geschwätz des Cicerone allein die rechte Anschauung und Stimmung nicht einhandeln, da müsse man sich früher etwas eingesammelt, man müsse etwas gelernt haben, um es dann verausgaben d. h. um den Gegenstand, den man betrachtet, würdigen und verstehen zu können.

Doch auch der selbstgenügsame Blödsinn hat seine Dialektik, er weiß überall etwas darauf zu sagen, und meint damit sich immerhin auf der Höhe des Respektes zu behaupten.

Der Geldprotz erklärte mir, er sei ein Feind aller Pedanterie und ein guter Cicerone sei ihm für seine Reisezwecke vollkommen genügend, der müsse sich die Sache angelegen sein lassen, dafür werde er bezahlt.

Es gibt Aussprüche, auf die man nichts weiter erwiedern kann. Wir leben in einer Zeit, in der gerade die selbstgenügsame Dummheit und Unwissenheit mit der größten Prätension das Banner der Aufklärung vor sich herträgt. Geld, Geschäft, Genuß, Irreligiösität, blödsinniger Hohn für alles, was über

das Begriffs- und Viehleben hinausragt, das sind die Faktoren der neuesten Civilisation. In den Augen des Geldprotzen erschien ich als ein Obscurant.

Ich habe mit dem Jünglinge, dessen Bildungsquelle gewisse Zeitungen sind, heute noch Bedauern. Freilich kann ich es ihm nicht mittheilen. Dies Büchlein ist ihm und den anderen Aufgeklärten seines Kalibers nicht zugänglich!

74.

Ein Abendspaziergang in Borgo S. Leonardo. Schwerter und Salami. Aussicht von Porta S. Giacomo. Ein Cicerone. Der Dom und das alte Capitel.

Ich wollte vor dem Abendessen noch in den Straßen von Borgo S. Leonardo herumwandeln. Es war bedeutend finster, die Beleuchtung spärlich; die Kaufläden geschlossen, nur jene geöffnet, in denen eine große Lampe auf hier zu Lande beliebte Speisewaaren hinleuchtet. Es war ungeheuer todt und öde, und doch ist Bergamo am Vormittag eine sehr lebendige Stadt.

Am Abend ist geeignete Zeit über die große Vergangenheit eines Platzes nachzudenken. Daß Bergamo keine der geringen Städte in Oberitalien war,

hat noch in jüngerer Zeit in einer sechsbändigen Geschichte der Arciprete: Giuseppe Ronchetti, Bergamo 1819, nachgewiesen, und die Geschichte behandelt nur die selbstständige Stellung des Bergamasker Gebiets, bis diesem 1428 vom frommen Markuslöwen, der immer das Evangelium in der einen Kralle hielt, die Leviten gelesen, will sagen: bis die andere Kralle dieses Markuslöwen Bergamo und die Bergamasken unter seinen mächtigen Schutz stellte.

Die Liebe des Markuslöwen zu den Städten der Umgegend des Venetianergebiets war rührend, dem Starken Trutz, dem Schwachen Schutz scheint seine Devise gewesen zu sein.

Die Reihe der Bergamasker Bischöfe beginnt mit 320. Die Archidiakonen mit 680, die der Pröbste 908. Der erste Archidiakon und der erste Prevoste hießen beide Lupo. Die Grafen von Bergamo beginnen 816. Von 1109 bis 1428 ist Bergamo Republik mit Großconsuln (Consoli Maggiori).

Also ein reiches historisches Leben — eine Unzahl Bergamaskischer Rühme und Notabilitäten, eine Masse von Zank und Streit, Eifersucht und Hochmuth, Unterdrückung und Tyrannei, Sturz und Erhebung, Intriken und Seelenqualen.

Hier in dieser Stadt, wo die Schwertfeger mit dem Erzeugniß ihrer Nachbarn, mit den Brescianer Klingen weiteiferten — sieht man jetzt statt den funkelnden Schwertern im Laden eines jeden Pizzicaruolo ganze Massen von friedlicher Salami in den Schaufenstern hängen und statt der blitzenden Harnische stehen massenhaft die blechernen Sardinenbüchsen aufgestappelt umgeben von friedenssymbolischen Olivenfässern. Der Lorbeer, den sich vor Zeiten die Nobili von Bergamo erobert, wird jetzt um Schinken aus Cavernago und Palazzolo geschlungen — welches letztere Städchen nebenbei den Ruhm hat, einen Thurm zu besitzen, welcher eine durch Architektur verklärte Salami heißen könnte und dessen Anblick einen ganz originellen Eindruck macht, er kann auch von der Eisenbahn aus bei der gleichnamigen Station beobachtet werden.

„Was ist aber ein Pizzicaruolo?“ wird der deutsche Leser fragen. Wörtlich ist es ein Speckkrämer oder Wursthändler — er führt aber auch in der ausgedehnteren Geschäftsbedeutung die obgenannten Eßwaaren und dürfte sonach ein potenzirter Viktualienhändler oder nach der Wiener Sprachweise: ein höherer Greißler genannt werden.

Daß in Italien breite Betten zu den Landesüblichkeiten gehören, ist bekannt. Hier im Albergo

reale fand ich Gelegenheit ein Monstrum dieser Gattung zu bewundern, welches bedeutend breiter als lang war — und was jenem förmlichen Arsenal von eisernen Bettstellen, die zu Neapel bei einem Schlosser in der Strada Trinità unweit St. Chiara gesehen werden können — den Siegeskranz streitig machte.

Beim grauenden Morgen wanderte ich eine Straße, die eine halbe Stunde dauern mochte, aufwärts gegen die eigentliche Stadt Bergamo. Stadtmauern umringen sie, Basteien mit Maulbeerbäumen bepflanzt, werden sichtbar, man kommt über ein Brücke durch die Porta S. Giacomo und hat hier von den Stadtwällen eine Aussicht nach Süden, Osten und Westen, die bei aufgehender Sonne paradisisch genannt werden kann. — So weit das Auge reicht hat man einen üppig grünenden Garten vor sich liegen und die Städtchen und Weiler und Dörfer die mitten im Laubwerk herauslugen, haben den Anschein als ob sie zierliche Gartenhäuser wären, mit allerhand Thürmlein und Zierrathen — und rechts gegen Westen hin die Kuppel des Mailänder Doms von der aufgehenden Sonne angeglüht und dennoch so marmorbleich und magisch — als hätte der Baumeister in einer hellen Nacht zum Himmel hinaufgegriffen

und dies Meisterwerk aus Mondscheinmassen modelirt. Zu Füßen die Hälfte von Bergamo, die große Vorstadt Borgo S. Leonardo mit ihren vielen Kirchen, ihren uralten Häusern, schwarzen Dächern und Seidenspinnereien.

Was ist doch mitunter die sichbare Welt für ein reiner Freudenquell, und so ein Stück wunderbarer Landschaft für ein voller Becher von Luft und Licht und Farben erfüllt, aus dem das Auge trinken mag in langen Zügen!

Hier wird einem die Schilderung der Lombardei von Bazzoni recht augenscheinlich: „Auf dem lombardischen Boden gibt es ansehnliche Flecken und Dörfer. Die lachenden Fluren sind von Straßen durchwebt — und überall zeigt sich der Reichthum einer klugen Bodencultur. Der Anblick des ganzen Landes nöthiget den Fremden zum Ausruf: Hier ist der Garten der Welt — und die Pflege dieses Landes könnte dem übrigen Europa als Muster dienen."

Mit der feinen Discretion eines lebensgewandten Gentleman stand ein alter Einheimischer, ziemlich abgeschabt gekleidet, aber doch so gewiß aufgewichst, nicht weit von mir und betrachtete mich, — ich fühlte sogleich, daß er in meiner Persönlichkeit auch für sich eine schöne Gegend, will sagen einen Fremden

ersah, mit welchem diplomatische Verhandlungen anzuknüpfen sein dürften. Der Cicerone lag in seinem ganzen Wesen ausgeprägt. Fiaker waren in der Bergstadt keine zu finden, daher bedurfte ich durch die knäuelartig verwickelten Gassen eines Führers, der mich der Reihe nach zu den Gebäulichkeiten bringen mußte, die in meinem Programme für Bergamo standen.

Ich ersparte dem gutmüthigen armen Teufel das Anerbieten, und sagte zu ihm: Sie sind Cicerone?

Si Signore, mit freundlichem Lächeln.

Der Mann war sehr erfreut eine Arbeit zu bekommen — Bergamo wird wenig besucht. — Die gewöhnlichen Reisenden haben keine Ahnung von den Merkwürdigkeiten dieser Stadt — und so ein armer Cicerone geht deshalb wie oft — mit leeren Händen heim.

Seine Halskrägen glichen festen Stadtmauern; auf diese sehr trügerischen Repräsentanten sonstiger frischer Leibeswäsche schien die Gemalin des Mannes einen guten Theil ihrer Stärke verwendet zu haben. Wie konnte ich mich glücklich schätzen, daß ich dieses alte Castell von Bergamo trotz seiner Festungsmauern und bedrohlichen Außenwerke in so kurzer Zeit in meine Gewalt gebracht!

Die Perle Bergamo's oder der Perlenschmuck der Stadt ist der Domplatz, der durch den Pallazzo vecchio in zwei Partien getheilt wird.

Der Pallazzo vecchio mit seinen gothischen Bogenhallen, gothischen Fenstern — in der Größe jener am Dogenpalast in Venedig, und auch mit einer ähnlichen Gallerie fesselt das Auge. Uralte Sculpturen stellen den Bau ins 11. Jahrhundert zurück. Unten eine kolossale Statue eines modernen Tasso. Der Dichter hat sich in seiner Jugend einige Zeit in Bergamo aufgehalten.

Schreitet man durch die offenen Hallen des Palazzo vecchio so steht man auf dem eigentlichen Domplatz und hat in nächster Nähe vor sich links den Dom und im Angesicht die Kirche Maria maggiore und die Capella Colleoni.

Der Dom ist großartig und mag sehr schön gewesen sein bis er im Innern durch die Unbilden des Kunstverfalles unheilbare Zerstörungen erlitten.

Auch über das Domkapitel muß in den französischen Kriegen ein Sturm losgegangen sein. Im großen Folianten: Codex diplomaticus, civitatis et ecclesiae Bergomatis vom Primicero des hiesigen Domcapitels Mario Lupo, erschienen zu Bergamo 1784, finden sich nicht

weniger als 44 Canonici verzeichnet, darunter 21 Grafen; jetzt sind die Canonici auf 15 heruntergeschmolzen.

Das Buch von Lupo (es scheint nur der erste Band erschienen zu sein) ist sehr fleißig gearbeitet; wer möchte auch daran zweifeln, wenn er gleich beim großen C mit dem die Vorrede beginnt als Initialzeichnung den Herrn Canonicus mitten unter seinen Büchern sitzen sieht, den Kopf in die rechte Hand gestützt, mit einem höchst nachdenklichen Gesicht aus einem Buche lesend, vor sich auf den Tisch, und auch unter dem Tisch eine Menge Pergamentrollen, so daß ihm die letzteren gleichsam als Fußschämel seiner Gelehrsamkeit dienen.

Und doch muß man sagen hat der Mann trotz diesem komischen Bild — wirklich viel gelernt gehabt, sich sehr gut auf's Lesen alter Urkunden verstanden, was zu jener Zeit noch eine Seltenheit war und sehr wenig gepflegt wurde, und auch sonst seinen historischen Stoff gut zu bewältigen gewußt.

Es ist ein, nicht nur für die Geschichte Bergamo's sondern auch überhaupt für die Oberitaliens unentbehrliches Werk. Die Bergamasken kennen es gut und citiren es als Autorität. Lupo hat selbst um die Kunstgeschichte Verdienste, indem er zwei der ältesten Bauten Bergamo's S. Tomaso (7 Miglien

von der Stadt) und S. Julia di Bonate, Kirchenbauten, die über das 7. Jahrhundert hinaufreichen dürften, mit Ansichten Querdurchschnitten und Plänen zeichnen und in Kupfer stechen ließ.

Das Alles will etwas bedeuten im Jahre 1784, in einer Zeit, in welcher in Deutschland tausendjährige Prachtwerke als alter Plunder über den Haufen geworfen und die Bausteine an den Meistbietenden verschleudert wurden. So hatte z. B. die schöne gothische Kirche Maria Stiegen in Wien nur (gerade auch im Jahre 1784) ihre Existenz dem Umstande zu verdanken, daß die Demolirung wegen des festen Materials „auf zu hohe Kosten gekommen wäre, so daß sich der Verkauf des Baumaterials nicht ausgezahlet hätte." — So ist es noch heut zu Tage in den Verhandlungen über die Demolirung dieser Kirche zu lesen.

75.

Ein herrliches Baptisterium in eine Steinkiste gepackt. Maria Maggiore. Capella Colleoni. Ihr Gründer und jetziger Bewohner. Ein Intermezzo aus Mailand. Der Marmorsteinhaufen. Die Todtencapelle. Der ambrosianische Ritus. Ein Pfarrer und seine Marmorstatue.

Neben dem Dom, leider in einem finsteren, sehr beschränkten Hofraum, steht ein gothisches Baptisterium

mit einem zierlichen Säulenkranz aus rothen Marmor im Octogon umgeben, 1340 gebaut von Giovanni Campelli für Maria Maggiore, von da abgetragen im Jahre 1660 und auf diesen unglücklichsten aller Plätze hingestellt. Es kann nämlich nur von einigen Fenstern eines zum Dom gehörigen Ganges angesehen werden; dazu ist es noch von hohen Mauern eng umschlossen in einen Hofraum eingepfercht, so daß es den Anschein hat, als wäre der ganze Bau in eine Kiste hineingepackt, um irgend wohin versendet zu werden, oder daß man den herrlichen Bau bemitleiden soll wie einen Daniel in der Löwengrube. Das Baptisterium wird eben restaurirt, warum nicht auch dem Lichte und der Luft dem offenen Anblicke ausgesetzt? Hat man es vor 200 Jahren in dies Gefängniß sperren können, warum könnte man es — freilich mit Unkosten und vieler Arbeit — nicht auch jetzt wieder befreien? Doch die gegenwärtige piemontesische Regierung wird für derlei Kunstliebhabereien wenig Zeit gewinnen; eher dürfte sie goldene oder silberne Kunstwerke aus langer Haft erlösen wollen.

Der Domplatz selbst ist, was seine architektonische Einfassung anbelangt einer der schönsten Plätze Italiens. Gleich vor dem Hauptthore des Domes sieht man die Façade von Maria Maggiore die Façade

der Capella Colleoni und die Hallen des gothischen Stadthauses.

Maria Maggiore wurde nach Urkunden 1137 erweitert, muß also früher schon bestanden haben. Bis auf unsere Zeit herab ist sie eine wahre Musterkarte verschiedener Baustyle voll herrlicher Einzelheiten geworden. Das Innere mit dem Schiffe und einer großen Kuppel strahlt in der reichsten Renaissance-Ornamentik — so daß die Kirche den Ruf einer der kostbarsten Basiliken Italiens errungen.

Unter den 5 Thoren sind jene bei den Kreuzeingängen besonders schön aus weißem Marmor gothisch gearbeitet. Die wachenden Löwen aus rothem Marmor sind in ein paar Jahrhunderten der Baukunst an Kirchenportalen besonders beliebt gewesen. (Seite 212.) Auch hier haben sie sich an die Eingänge gelagert. Das Innere wurde 1532 von einem Marcantonio Isabello zum römischen Styl zurecht geschunden. Seit in diesem Gotteshaus im Jahre 1422 Bernardinus von Siena unter einem ungeheuren Zulauf gepredigt — ist diese Kanzel durch die Jahrhunderte her besonders in der Quaresima immer von den ausgezeichnetsten Predigern Italiens versehen worden. Auch der Campanile von Maria Maggiore ist eine Kanzel. Zehn Glocken senden ihre Harmonie von der Berges-

höhe nieder — und bei ruhiger Luft wird diese Stundenweit in den Dörfern vernommen, welche in den Smaragdgärten der Niederung liegen, und der Bergamaskische Bauer sagt mit einer gewissen Erhebung zu seinem Söhnlein: Hörst Du? das sind die Glocken von Maria Maggiore in Bergamo!

Dicht an die Fronte von Maria Maggiore ist die Capella Colleoni angebaut — im Innern stehen die beiden Kirchen durch eine Thüre in Verbindung.

Eine köstliche überaus liebliche Miniaturausgabe des Florentiner Doms in Bezug auf die herrliche Marmormosaik des äußeren Anblicks. Die Capella Colleoni ist in ihrer Art ein Weltunicum im Architekturgebiete, es gibt nichts zweites. Sie ist nicht nur der Stolz von Bergamo sondern überhaupt ein seltenes Architekturwerk Italiens; und man mag in der Welt ihres Gleichen suchen.

Bartolomeo Colleoni war ein berühmter Feldherr der Venetianer, Bergamo seine Geburtsstadt. Vor der Kirche Giovanni und Paolo zu Venedig steht seine Reiterstatue, ein berühmtes Werk von Alessandro Leopardo gemacht 1495. Der Mann war eine große Celebrität seiner Zeit — die Bergamasken haben ihn durch wiederholte Biographien geehrt. Eine in Quart erschien in neuer Auflage (di nuovo ristampata) zu

Bergamo bei Santini 1732 von Pietro Spina: Istoria della vita e fatti dell' eccelentissimo Capitano di guerra B. Colleoni etc. etc. Lateinische prachtvolle Trauerreden im Ciceronianischen Style existiren zwei auf seinen Tod. Eine von Pajelli, gedruckt zu Vicenza 1475 (sehr selten), sie wird auf dem Titel schon nach Gebühr gelobt in den Worten: Oratio funebris elegantissima Giulielmi Pajelli, equitis Vicentini; die andere von Michaele Alberto aus Carrara nach dem alten Manuscripte herausgegeben von dem obigen Spina.

Der Signor Cavalliere Pignelli hat eine heilige Pflicht an sich erfüllt, indem er auf dem Tittelblatte standesgemäß im scharfen Trab als Vicentiner-Ritter sich den Lesern der Trauerrede zum Genuße dargegeben und diese seine Trauerrede selbst als eine „sehr zierliche" bezeichnet hat.

Noch 1840 hat Paola Agleardi im Ateneum zu Bergamo eine kleine Biographie von 23 Seiten (Auszug aus der großen von Spina) herausgegeben. Colleoni lebt in Büchern — aber das schönste Buch über ihn ist das Marmorbuch zu Bergamo.

Es wurde begonnen 1470, vollendet ein Jahr nach Colleoni's Tod 1476 von Amadei.

Ein Reichthum von Kunst, sowohl in der bunten — aber in dem Farbentone durchaus genial be-

herrschten Pracht des schönsten Marmors wie auch im nicht großen inneren Raum. Eine wahre aber sinnige Verschwendung von Statuen, Büsten, Basreliefs, Medaillons, Kaiserköpfen, reichen Piedestalen, Säulen und Säulchen, Candelabern, Arabesken und Bronzen. Man dürfte wohl kühn den Satz aussprechen: Unter hunderten von Kaisern und Königen hat kaum einer ein so prachtvolles Mausoleum als dieser Venetianer Heerführer Colleoni. Ja es ist vielleicht das schönste Grabmal in ganz Europa. Auch der Sarg (gegenüber der Eingangsthür) sammt der überaus reichen ornamentalen Zugehör ein Werk Amadei's.

Beim Mondschein angesehen muß der Anblick dieser Capelle von außen so zauberisch und feenhaft sein, als der des Dogenpalastes zu Venedig oder des Campanile und des Doms zu Florenz oder des Gampo santo zu Pisa.

Tritt man bei der Pforte in die Kapelle, so hat man vor sich das Prachtmausoleum — zur rechten Hand den Altar.

Die Reiterstatue des Feldherrn in Bronce ausgeführt, hat denselben Leopardo zum Meister, der die Statue vor der Kirche Giovanni und Paolo in Venedig gemacht.

Auch die Tochter des Feldherrn, Medea, ruht in dieser Capelle, ihre Ueberreste wurden im Jahre 1842 sammt ihrem von Amadei gemachten Grabmal aus der Kirche della Basella hierher übertragen. Den Altar zieren Statuen von Sansovino, dem großen Meister in der Bau- und Bildhauerkunst, und ein Gemälde von Spagnoletto, sonst finden sich hier noch Gemälde von Sanzi, Caniani, Diotti u. a. Jedes der 8 Ovalfresken rührt von einem anderen Meister her, die Kuppelfresken vom Venetianer Giov. B. Tiepolo.

Die Capella Colleoni bleibt einem, nach innen und außen betrachtet, als ein zaubervolles Bild in der Seele haften. Es ist ein reichgeschmücktes prachtvolles Siegel menschlicher Kunst, das sich scharf im Gedächtniß ein- und ausprägt.

Noch eine kleine Frauenklosterkirche von seltener Marmorpracht ist S. Grata mit einer überaus schönen Madonna am Hochaltar. Es tönte in voller Harmonie mit der Architektur — eben der glockenreine Gesang der Klosterfrauen wie Engelstimmen, die Gottes Lob und Herrlichkeit verkünden vom Chor herab.

Ein gothischer Bau, dessen sinnige Pracht noch aus den zierlichen Spitzbogenfenstern redet — war die Kirche S. Agostino — nun in eine Kaserne umgestaltet. —

Die nur anderthalb Stunden Bahnweges lockten mich wieder nach Mailand. Der erste Weg daselbst war in den schwebenden Marmorwald auf dem Dom. Ein Anblick, wie die Welt keinen zweiten bietet, ein Riesenbau auf dem anderen. Es ist unglaublich wie flach und albern man über Kunstwerke in der Zopfzeit und im Beginn des 19. Jahrhundertes geurtheilt hat. Die „Italienischen Miscellen,“ welche ihrer Zeit viel Aufsehen machten, sagen im 4. Bande (Tübingen Cotta 1806) Seite 18 bei Gelegenheit einer Besprechung des Domes von Orvieto: „Der Dom von Mailand ist ein ungeheurer Haufen cararischen Marmors, und dankt, was er Schönes hat, seinen Dimensionen.“ „Orvieto's Dom hat seine eigenthümlichen Schönheiten. Es ist kein so grauses Gemische von Thürmen, Bogen, Bildsäulen und Ornamenten wie der Mailändische.“

So wagte man es in einer Zeit zu urtheilen — deren Bauten viereckigen Damenhutschachteln aus Pappendeckel, in die man viereckige Löcher hineingeschnitten hat, ähnlich sind. Je blöder eine Zeit, je ärger das Mißverstehen, desto frecher und unsinniger auch das Urtheil; die Zeitabschnitte sind Menschengruppen und die Gruppen sind in ihren Fehlern den einzelnen Persönlichkeiten gleich.

Was möchte der kluge Johann Galeazzo Visconti der Gründer des Doms zu diesem Urtheil gesagt haben? „Ein ungeheuerer Haufen" von Worten „ein grauses Gemische" von Unsinn.

Eine in Deutschland gewiß ganz unbekannte Begebenheit aus Johann Galeazzo's Leben — die von der großen Klugheit zeigt, welche schon dem Kinde eigen gewesen, habe ich in einem seltenen Quartband (Le vite dei dodeci Visconti, che signoreggiarono Milano von Paolo Giovio. Milano 1645) gefunden. Johann war schon als kleiner Knabe so frühreif im Urtheil, daß man sagte, das Kind werde bald sterben. Einmal nun hatte sein Vater die Räthe in ihren Toga-ähnlichen Kleidern um sich versammelt. Der kleine Johann zwischen 4 und 5 Jahren alt, kam in den Rathsaal, verhielt sich ganz still und sah sich mit sehr nachdenklichem Gesicht die weisen Männer der Reihe nach an. Scherzend fragte nun sein Vater, wem er denn unter ihnen für den gescheitesten halte? Der Knabe ging nun nachdenklichen Blickes von einem zum andern, bis er zu Petrarca kam, den er zum ersten Male sah, diesen nahm er artig bei seinem Kleide und führte ihn die Stufen hinan zu seines Vaters Sitz und sagte ihm, er möge sich dort niederlassen. Man wunderte sich und lachte über die Feinheit des

Knaben, der mit sicherem Takt jenen aus den Räthen wählte, dessen Ruhm damals schon die Welt erfüllte.

Nachdem diese Episode aus dem Leben des Dichters in seiner Biographie noch nicht vorgekommen ist, mag sie auf diesem Platze entschuldigt werden.

Eben war ich von der Domzinne heruntergestiegen, als mir ein bekannter Herr aus Wien begegnete. Ich fragte ihn: „Haben Sie Sinn für Kunst und Architektur?“ — Der Herr, dessen Lebensberuf wohl ein gelehrter aber ein der Kunst nicht hinneigender ist, antwortete etwas pikirt: „Ich meine nicht sehr viel.“ Weitere Frage: „Waren sie auf dem Dom droben?“ — „Ja wohl, dazu braucht man aber nicht Kunstkenner zu sein.“ — „Sie haben recht, dazu braucht man nur 6 Kreuzer!“ (das ist nämlich die Taxe für den Pförtner).

Uebrigens versteht dieser Herr von Kunst gewiß eben so viel als manche, die sich dieser Kennerschaft rühmen. In seinem Ausspruch aber liegt eine Wahrheit. Von der Großartigkeit dieses Anblickes wird jeder überrascht, es imponiren die Massen, die Harmonie der Formen und das Schweben und Hineinragen des Eiswaldes in das blaue Himmelszelt.

Dieser Dom ist auch im Innern ein ewig blühender Garten — man kann des Anblickes nicht satt werden. Aus den reichen in allen Farben glühenden Glasmalereien ranken sich im Sonnenschein, auch Blumengewinde aus allen Farben an den kolossalen Marmorpfeilern empor; ebenso werden die Wände von der Sonne mit blumengewirkten Tapeten behangen und der Marmor-Estrich mit bunten Teppichen belegt.

Ueber 40 Erzbischöfe ruhen in diesem Gotteshaus; — in St. Ambrogio sind 15, in Lorenzo 5 begraben, die andern in den übrigen Kirchen Mailands, viele auch in Rom, im Dome von Ferrara und anderwärts.

Von Sarius, einem Präfekten der Ambrosiana erschien 1755 zu Mailand als Opus posthumum: Archiepiscoporum Mediolanensium Series historico-chronologica in 3 Quartbänden. Hat man das Werk durchgesehen, so wird man an seltsamen Gedanken und Erinnerungen in diesem Dom keinen Mangel erleiden. Der h. Apostel Barnabas soll den Bischofsitz gegründet haben.

Aus der Familie Visconti gab es 6 Erzbischöfe. Hier im Dome ruhen viele beim Altare B. V. Mariae de arbore, (ital. Capella dell'albero, Baumka-

pelle, so genannt von einem alten großen Candelaber, der in Form eines Baumes gearbeitet ist).

Die Gräber von einigen sind schon wieder seit Jahrhunderten vergessen. So schreibt Saxius am Ende der Biographie Roberts, der 1343 starb: Sedit Robertus annis VII. sepultus ut credere fas est in Eccl. majori, tumuli memoriam omittentibus illius aevi scriptoribus. Sonst gab es noch Erzbischöfe aus berühmten Adelsfamilien, wie Odescalchi, Litta, 2 Borromäer, 4 Arcimboldi, davon 3 hintereinander, Ein Parma, 2 Este, viele waren Cardinäle. Petrus Filargus wurde Papst (Alexander V.), Ubertus I. ebenfalls (Urban III.) Die feste Reihe beginnt im Jahr des Heils 53. 21 Heilige folgen dann nacheinander, außer diesen später noch 14 heilige Oberhirten von Mailand. In der That es ist dieses uralte Mediolanum auch ein großer Friedhof — eine monumentale Stadt wie Rom, und darum hat jener Mazzuchelli, der 1711 mehr aus Vaterlandsliebe Mailand mit Rom in einem eigenem Buche verglichen, Recht gehabt, daß er zum Titel wählte: Mediolanum secunda Roma.

Mitten in meinen stillen Betrachtungen störte mich der Geldprotz von Bergamo her (Seite 497) er rauschte mit der glänzenden Miene selbstbefriedigter Aufklärung an mir vorüber wie ein Meteor,

das sich herabläßt durch die dunklen Bahnen des Mittelalters zu streifen; es schien dem guten Mann in dem verworrenen Steinhaufen und alten Gerümpel völlig unheimlich zu sein; er grüßte mich im Vorbeigehen mit einer Miene, als ob er mich bemitleiden wollte, auch mich erbarmte hinwieder des Mannes, aber ich fand es nicht nöthig ihm meine Gefühle darzulegen.

Eine Rarität in Mailand, von welcher keine Erwähnung gethan wird, ist die Todtenkapelle in der Nähe der Klosterkirche von S. Stefano.

Die Wände der Kapelle bestehen aus tausenden von wirklichen Todtenschädeln, welche unter zierlichen Geflechten aus Messingdraht zu beiden Seiten eine Wand bilden. Ein Ort, an welchem man auch aus tausenden von zungen- und lippenlosen Köpfen das Memento mori vernehmen kann. Die Capelle ist immer von Betenden dichtgedrängt angefüllt.

Eine Bemerkung über den ambrosianischen Ritus soll hier noch angebracht werden. In der unterirdischen Capelle des Doms, wo der Leib des h. Carolus auf dem Altare ruht, kann auch nach dem römischen Ritus celebrirt werden, wie auch in allen andern mailändischen Kirchen — nur oben, im Dome selbst ist es nicht erlaubt und wird strenge und allein der ambrosianische Ritus eingehalten.

Eine sehr merkwürdige Persönlichkeit in Mailand war der noch nicht lange verstorbene Pfarrer von S. Carlo. In der Sakristei der Kirche, die ganz neu nach dem römischen Pantheon (jetzt S. Maria ad Martyres) gebaut ist — sitzt in Lebensgröße auf einem Granitblock eine prachtvoll gearbeitete Statue im einfachen Talar — mit höchst ausdrucksvollem Kopfe — das ist der verstorbene Pfarrer, dem hier ein Monument gesetzt wurde, über welches man sich um so mehr wundert, als man selten eine Gemeinde findet, die so dankbar und zugleich so reich wäre — um einen würdigen Seelsorger nach seinem Tode derartig auszeichnen zu können. Es ist nämlich der Thätigkeit dieses Mannes einerseits und der großen Liebe und Achtung, welche er sich in Mailand erworben, andererseits der ganze Neubau dieser kolossalen Kirche zu danken. Er allein hat durch die hohe Macht seiner ausgezeichneten Eigenschaften hunderttausende zusammengebracht, und konnte die Freude erleben, sein im Gottvertrauen begonnenes Werk vollendet zu sehen.

Setzt man allerhand Leuten der verschiedensten Qualität, Leuten, die um die Kirche sich mitunter gar kein Verdienst erworben haben, Monumente in die Kirche — warum — entsteht die Frage — war gerade für diesen Mann in den riesigen Räumen,

die seine Frömmigkeit und Charakterstärke hervorgerufen — kein Winkel für sein Monument zu finden — und warum mußte er in die Sakristei hineingedrängt werden? Wer nicht zufällig in die Sakristei kommt, wird somit von der ganzen angeführten, jedenfalls interessanten Baugeschichte nichts erfahren. So viel im Vorbeigehen aus Mailand.

76.

Intermezzo. Giotto's Fresken in Padua. Die Darstellung des Mutterschmerzes. Dante und Giotto als Freunde. Ein Foliant über Padua. Die Bleischildkröten von S. Antonio.

Es war ein schöner sonniger Oktobertag als ich auf der Fahrt von Mailand nach Venedig nicht umhinkonnte der uralten Padua eine Huldigung darzubringen, und besonders an S. Antonio und an Giotto's Freskenkreis in der Scrovegniocapelle mich aufs neue zu erquicken.

Als ich durch den Garten hinschritt, der das alte Mauerwerk der Arena umschließt, dachte ich lebhaft daran, wie auf denselben Pfaden, welche ich jetzt wandelte, vor 500 Jahren die zwei Freunde Giotto und Dante Arm in Arm gewandelt sein mögen, der Dichter ein Maler im Wort, der Maler ein Dichter

im Bilde, in der That eine ebenbürtige Freundschaft von zwei Meistern in Poesie und Kunst. Wie oft mag, nachdem die Beiden gestorben, Petrarca hier gewandelt sein — in seinen letzten Lebensjahren! Es gehört in der That nicht viel Sentimentalität dazu, wenn man in Erinnerung an diese Kunstheroen von einer Wemut überfallen wird, daß Einem schier die Thränen in die Augen treten.

Giotto's Bilder erscheinen immer großartiger, je öfter man sie betrachtet. 500 Jahre! Eine schöne Zeit. In diesen Räumen hat Dante gesprochen, diese Bilder haben seine Augen wachsen gesehen, hier ist er seinem Freunde mit Rath beigestanden; wie oft mag er Giotto, den lustigen und witzreichen Cumpan, hier auf dem Gerüste besucht, und durch sein tiefes inniges Verständniß freundliche Sonnenblicke in die Seele des Meisters gesenkt haben. — Daß die Bilder Giotto's nach den Schilderungen der Divina Comedia gemacht seien ist ein Irrthum, den Ampere: Viaggio dantesco Firenze. Monnier 1855, Seite 120 nachgewiesen hat.

Hätte Giotto nur diese G r a b l e g u n g der seligen Jungfrau links (ungefähr im dritten Felde) gemalt, wo Maria dasteht zwischen zwei Männergestalten bei Christi Leichnam, so wäre sein Ruf durch die Welt geklungen.

In diesem zum Himmel aufblickenden Antlitz liegt eine Würde und Erhabenheit des Mutterschmerzes, wie diesen vor Giotto und nach ihm keinem Maler darzustellen gelungen sein dürfte. Es liegt in den überaus edlen Zügen eine Wemut, die Einem ins Herz geht, und von der man zum innigsten Mitleid bewegt wird. In Gestalt und Antlitz ist alles heilig und erhaben, du findest hier die Verklärung des Weibes und die Verklärung des Schmerzes zumal. In diesen Zügen kündet sich das zermalmte Mutterherz und dennoch keine Verzweiflung. Aus den Augen rollen Thränen, aber diese Augen sehen auch zum Himmel empor und es leuchtet aus ihnen ein geduldiges Harren der Hoffnung, es ist ein bitterer Kelch, er kann nicht vorübergehen, er muß getrunken werden, es ist eine bittere Stunde, sie muß durchlebt werden, und dennoch wird geschehen, was es im Augenblick kein Absehen hat, der Schmerz wird in Freude sich verwandeln.

Das Alles leuchtet so klar und so lebendig aus den heiligen Zügen dieser Gestalt, die alle Erhabenheit des Weibes darstellt, trotzdem daß sie eben zusammengebrochen erscheint unter der ungeheuren Wucht des Mutterschmerzes.

Seit meinem letzten Aufenthalt hier war mir der große und höchst merkwürdige Foliant über die

Stadt unter die Hände gekommen: Bernardini Scardeonii, Canonici Patavini: De antiquitatibus urbis Patavii Basileae 1560.

Darin ist zu finden die Geschichte von Padua seit der Gründung und Römerzeit, dann über 1000 Inschriften aus heidnischer und altchristlicher Zeit — dann alle Kirchen, Kapellen, Klöster und Spitäler; dann alle heiligen Martyrer, Bekenner und Jungfrauen; alle Gelehrten aus sämmtlichen Fakultäten, alle Dichter, Maler, Grammatiker, Rhetoren und Musiker, alle Autoren, Kriegshelden, Staatsmäner, Erzgießer, Bildhauer, berühmte Frauen — alles in einer Unzahl von Kapiteln und Nummern, im zierlichsten Latein geschrieben.

Als ich die fünf Bleikuppeln von St. Antonio sah, fiel es mir ein, wie Scardeoni von ihnen als von Schildkröten spricht: „quinque testudinibus altissimis plumbo tectis.“

Derselbe Autor berichtet, daß der Sarg Antenor's erst 1273 an der Stelle des damaligen (1550) Findelhauses in Begleit von 30,000 Silbermünzen ausgegraben wurde.

Wie zu Padua schon in der heidnisch-christlichen Zeit Juden waren, geht aus dem Umstande hervor, daß der h. Märtyrer Daniel, (Schüler des h. Prosdoci-

mus), dessen Kerker noch heute in der Justinakirche gezeigt wird, von Geburt aus ein Jude aus Padua war. Für Kunsthistoriker bemerken wir nebenbei, daß in diesem Buch (S. 371) eine ziemlich ausführliche Biographie Mantegnas (De Andrea Mantinea) zu finden, worin sein hoher Werth vollkommen schon zu jener Zeit erkannt wird.

Als ich diesmal in den Arkaden der Universität (in alten Urkunden heißt diese lateinisch immer Lyceum Patavinum nie Universitas) unter den hunderten der Doctorenwappen wandelte, fiel es mir ein, was Dante für eine Freude an diesen Wappen gehabt hätte, denn er war ein verbitterter Heraldiker seiner Zeit, was außerdem, daß es aus seinen Schriften hervorgeht, von einem Florentiner-Ausleger an ihm gerühmt worden ist, welcher der scienza dei blasoni (Kunde der Wappen) des Dichters besonders rühmliche Erwähnung thut.

Da eben das anatomische Museum offen stand und der freundliche Hüter desselben aus wohlbegründeter Gefälligkeit mich einlud, diese höchst merkwürdige Sammlung anzuschauen, begab ich mich hinein. Etwas Neues darin fand ich nur in der verwunderlichen Sitte, welcher ein Theil der medicinischen und philosophischen Fakultät gehuldigt hat. Mehrere Herren

Professoren haben nämlich bei Lebzeiten testamentarisch ihre Köpfe dem Museum vermacht. Nun grinsen die säuberlich ausgesottenen und blank gebleichten Todtenköpfe mit der Namenszeichnung ihrer einstigen Träger, Dir aus einem Glaskasten entgegen. Eine besonders grimmige und im Zahnwerk verbissen aussehende Miene macht ein Mathematikus, der noch nicht lange gestorben.

Wollten die einstigen Herren Schädelbesitzer vielleicht ihren geistreichen und gelehrten Nachfolgern hiermit eine zarte Mahnung angedeihen lassen, daß jedenfalls eine Zeit kommt, wo auch sie hohle Köpfe sein werden?

Oder soll diese testamentarische Verfügung vielleicht andeuten, daß diese Herren sich nicht nur im Leben, sondern auch noch nach dem Tode der Wissenschaft als ein Opfer darbringen wollten?

Ach, diese schauerlichen Gelehrten predigen mit lippen- und zungenlosem Mund und aus dem dunklen Krater ihrer Augenhöhlen gewiß eindringlicher als es ihnen je auf ihren hölzernen Kathedern gelungen ist.

77.

Treviso. Der Dom. S. Nicolo, eine der merkwürdigsten und unbekanntesten Bauten Italiens.

Treviso. Von Venedig erreicht man die Stadt mittelst Eisenbahn in fünf Viertelstunden. Die erste

Station ist Mestre. Auch hier erschien über die Kirche eine eigene Schrift: Della chiesa arcipretale e Collegiata di S. Lorenzo di Mestre. Venezia 1845. Die Kirche 1805 gebaut, trägt das kalte triste Gepräge ihrer Zeit. Aus der Serie der Pfarrer, die mit 1232 beginnt, wird ersichtlich, daß diese in jener Zeit zugleich Notargeschäfte besorgten, öfter kommt bei ihren Namen vor: „anche questo piavano era notajo.“ (Auch dieser Pfarrer ist Notar gewesen.)

Von Mestre an eine höchst langweilige Fahrt — unabsehbare Gärten zur Rechten, vorbei an den Städchen Mogliano und Preganziol und nach Treviso. Die Stadt präsentirt sich vom Bahnhof aus öde und melancholisch.

Es war eben Sonntag. Eine Menge von Landleuten ging aus den Kirchen und die Straßen wiesen sich ziemlich belebt. Ein eigenthümlicher Bautypus charakterisirt die uralten Häuser. Nicht hoch von der Erde an schießen bei den meisten eine Menge dicht aneinander gereihter weit vorspringender Kragsteine heraus, so daß diese Häuser um eine halbe Klafter mindestens über das Fundament hervorhängen.

Ich wanderte vor allem zum Dome, der sehr groß ist — dessen äußere Façade — ein ungeheuerer Porticus mit einer hohen Stiege der von riesigen

Säulen getragen — unendlich kalt läßt; was helfen Steinmassen und Dimensionen, wenn ein waltender Sinn für Schönheit fehlt, und wenn eine blöde Nachäfferei heidnischer Tempelbauten sich an die Stelle der christlichen Kunstanschauung drängen will.

Riesenhafte Rundbogen aber alles bekalkt und beweißt — starren im Innern kalt von der Höhe nieder. Offenbar ist hier im vorigen Jahrhundert manches geschehen, um die Bauform des Petrus und Julius Lombardus, welche im 15. Jahrhunderte den Ausbau leiteten, noch mehr herunterzustimmen.

An Kunstschätzen in Plastik und Malerei ist die Kirche in ihren Capellen und an ihren Altären sehr reich. Auf Vieles war ich durch das sehr gute Büchlein eines Domherrn vom hiesigen Kapitel, Lorenzo Grico (Indicazione delle Piture ed altri oggetti di belle arti, degni d'osservazione esistenti nella R. cittá di Treviso. Treviso Tipografia Andreola 1829) aufmerksam gemacht.

Alexander VIII., welcher hier Canonicus gewesen, hat auch hier sein Grabmal. Die Statue des Papstes mit dem Triregnum auf der Sargesurne ist von einem Trevisaner, Comin, 1689 angefertigt. Aus dieser Zeit gibt es in der Kapelle auch schwere Massen von vergoldeten Bronzen, die auf Marmor sich erheben

oder kleben; meist öde und ungenießbar. Sonst Gemälde nicht zu zählen, meistens von namhaften Trevisanern gemalt.

Das Merkwürdigste im ganzen Dom ist die alte Krypta. Reisebücher sagen darüber nur Folgendes: „In der Confession das Grab des h. Liberale."

Diese Confession oder Krypta ist aber die Perle des Domes. Sie rührt mindestens aus dem 11. Jahrhundert — kann auch ins 10. hinaufreichen. Grico sagt über die Bauzeit nur höchst unbestimmt: il quale ricorda un'epoca assai rimota. Die Massen überaus zierlicher Marmorsäulen, auf denen die Krypta ruht, sollen nach Grico Ueberreste des von Attila zerstörten Altinums sein. Es ist aber eher anzunehmen, daß sie eben für diesen Bau angefertigt wurden.

Leider sind die sehr lieblichen Säulenreihen durch überaus plumpe Pfeiler unterbrochen, die offenbar erst von den beiden Lombardi hineingefügt wurden, daß sie dem Oberbau als Stützen dienen.

Diese Herren des 15. und 16. Jahrhunderts haben oft unerbittlich mit den herrlichsten Bauwerken aus alter Zeit gewirthschaftet — und ihre modernen Pläne auf die rücksichtsloseste Weise durchgesetzt.

Auch die Bischofsserie von Treviso — weist, seit die Stadt mit der Republik vereinigt war —

fast durchwegs Bischöfe aus venetianischen Patrizierhäusern. Das war nun nicht zufällig oder durch einen eingeführten Gebrauch üblich geworden. Eben vor Drucklegung dieses Bogens wollte ich doch hierüber etwas sicheres finden, und das gewährte mir der treffliche Iselin, der vom Patriarchen zu Venedig und Primicerius in St. Marko redend, (6. Band. Seite 874) sagt: „Was den geistlichen Staat anlangt, so wird Venedig durch einen Patriarchen regiert, welcher aus dem venetianischen Adel durch den Pregadi erwählt, von dem Papst aber bestätiget wird.“ „Der Patriarch und der Primicerius sind immer venetianische Edelleute, gleichwie auch die Erzbischöfe von Candia, Corfu, nebst den Bischöfen von Trevigo, Padua, Vicenza, Verona Brescia und Bergamo.“ Von 1510 an ernannte der Papst diese Bischöfe, aber mit der obigen Bedingung, es mußten Venetianer und wo möglich von venetianischem Adel sein. Natürlich fanden aber durch den Nuntius immer Verhandlungen statt, und der Einfluß des weltlichen Regiments war hierbei sehr entscheidend.

Im Werke des Flaminius Cornelius: „Ecclesiae Torcellanae etc. Venetiis 1749. 3 Quartbände klingen auch aus der Reihe der Bischöfe die bekanntesten Patriziernamen — wie Mauroceno, Grimani, Foscari, Delfino, Giustiniani, Martinengo, Zeno u. a.

Es ist gewiß keine Uebertreibung, wenn man behauptet, fast Jedes der berühmten Venetianergeschlechter könnte nur mit den Urkunden die sich auf die Bischöfe, welche aus der Familie hervorgegangen — beziehen — einen oder mehrere staatliche Bände Kirchenhistorie zusammenbringen.

Es war schwer eine Aeußerung darüber zu finden, wie in den zu Venedig gekommenen Städten die Hinsendungen der Venediger Patrizier als Bischöfe beurtheilt wurden; denn die Druckwerke standen unter strenger venetianischer Doppelcensur. Andeutungsweise fand ich endlich eine Aeußerung in dem außerordentlich seltenen und darum werthvollen Quartband: „La nobiltà di Verona di Giov. Francesco Tinto. Verona 1592.“ Der Verfasser sagt, wo er am Schluße seines Buches die Bischöfe von Verona anführt, beim ersten Bischof, den das Venetianerregiment, nachdem Verona zu Venedig gekommen, erwählt (S. 478) wie folgt: „Angelo Barbadico, gentil'huomo Venetiano questi fu il primo Vescovo creato della nobiltà Veneta, dopo il quale, fin al tempo presente, eccetto un solo Giov. Mattheo Giberto Genouese, tutti gli altri nostri Pastori, sono stati nobili Venetiani.“ (Angelo Barbadico ein venetianischer Edelmann; dieser war der erste aus dem venetianischen Adel creirte Bischof —

nach ihm sind bis auf die gegenwärtige Zeit, mit Ausnahme eines Genuesers G. M. Giberto alle unsere anderen Oberhirten venetianische Nobili gewesen.) Unter einer Venetianer-Censur ist diese Klage als trockenes Faktum deutlich genug ausgesprochen.

Die Kirche S. Nicolo, über welche die Reisehandbücher kaum einige Zeilen bringen — und welche dieselben nicht einmal als gothische bezeichnen — ist eine der schönsten und merkwürdigsten Kirchen Italiens. Sie ist von der Domfaçade aus links durch ausgestorbene Gassen aufzusuchen, und wird von den meisten Touristen sicherlich übersehen.

Was für ein edler strenger Styl — rein klingende Gothik vom Anfang des 14. Jahrhunderts her — wenn man die Kirche von Außen betrachtet. Die Fenster ungewöhnlich hoch und schmal — jedes in der Längenmitte durch eine zierliche Steinrose (die Kirche ist ein Ziegelbau) in Form eines Glücksrades abgetheilt. Sie wurde begonnen auf Betrieb Benedikt XI. für den Predigerorden, welchem dieser Papst in der Venetianer-Provinz angehörte. Er liegt auch hier bei S. Nicolo begraben in der Capella maggiore dem einstigen Chor der Dominikaner. Der Papst wollte dort seinen Leib dem Todesschlaf übergeben haben, wo die Psalmodien seiner Ordensbrüder Gottes Lob

verkünden Tag und Nacht. Eben jetzt wird gewaltig — und nicht ohne Geschick daran restaurirt.

Beim Eintritt in die Kirche fühlt man sich durch den großartigen Gesammteindruck völlig betroffen. Oben keine Ribbengewölbe, sondern ein verziertes Gebälke nach Basilikenart. Runde Sandsteinsäulen, die an den untern Partien mit uralten ganz merkwürdigen Fresken bemalt sind. Auf die lieblichen Venetianerkirchen hinauf wirkt der Anblick dieses ernsten kolossalen Baues mehr erhebend.

Die Menge von Bildern und von Steinplastik aus dem 16. und 17. Jahrhundert, welche in diesen ernsten Bau gar nicht hereinpassen, stören aber auch gar nicht — weil sie in seinen Höhen und Weiten völlig verschwinden, oder dem Auge wenigstens sich nicht aufdrängen. —

Unter den vielen Kunstwerken soll der Besucher ja drei nicht übersehen. Ein Crucifix am Kreuzaltar — Holzsculptur von 1200, dann ein kolossaler Chrisostomus al Fresko gemalt 1410 von Antonio da Treviso, und sehr schöne Fresken von Bellino in der Grabcapelle der Venetianerfamilie Origo.

Es war Mittagszeit — und Todtenstille in der Kirche und außer derselben. Ich wanderte herum unter den Baugerüsten -- die um der Restauration willen

sich erhoben; — es ist Einem da, als ob man ein Historienbuch lese — das geschmückt ist mit vielen Illustrationen und Jahreszahlen. — Mörtelkörner hört man knisternd auf den Steinboden fallen, wenn der Luftzug sie von den Gerüsten herabweht — hoch liegt der Staub auf dem Grabmal eines Papstes und auf den vielen Grabesdenkmalen reicher, stolzer Patrizier und — wie lange noch — und auch das Sandkorn deines Lebens wird vom Todeshauch über die Lebensbühne herabgewirbelt; — lebte nicht die Ueberzeugung in dir, daß Gottes Hand deinen Geist in seinem Selbstbewußtsein über dem Gewoge der irdischen Vergänglichkeit erhalten wird, um ihn mit einer unverwelklichen Menschenwürde einst zu umkleiden, dann in der That, wäre es nicht der Mühe werth „die Pfeile und Schleudern des wüthenden Geschickes zu erdulden“ wie Hamlet sagt.

Es ist was Großes Erhabenes und Ergreifendes so ein Kirchenbau im ernsten strengen Styl — wie eine Predigt tönt der Anblick ins Herz hinein — ich glaube an die Gottesweihe der alten Meister, denn das Gebet, das sich im Steingefüge so feierlich zum Himmel erhebt Jahrhunderte lang; es mußte sich früher aus ihrem Herzen zum Herrn emporgeschwungen, haben, als sie im Erdenleben wandelten. Bauten, wie

dieser hier — ließen sich nicht schaffen ohne den Grundstein der inneren Erhebung.

78.

Maria Maggiore. Glaskasten beim Taufen. Cultusparapluis. Die obligaten Finsternisse auf allen ersten Blättern der Stadtgeschichten Italiens. Die Köpfe beim Gran Ristoran.

Die Kirche Maria Maggiore zog mich nach den gelesenen Notizen darüber besonders an. Gegründet 780 erweitert 1470 unter dem Podesta Morosini (und den Regularkanonikern von S. Salvatore in Venedig übergeben.) 1474 ließ sich vom Bau etwas erwarten, wenn nicht die unseligen berühmten Lombardi (zwei Brüder) daran das beste verdorben.

Richtig haben diese Herren auch die Spitzbogen, welche der ganze Styl von unten auf bedingt, herabgeschlagen, runde Gewölbe gemacht und seitwärts drei Capellen angepappt. Systematische Verpfuschung!

Bei dieser Gelegenheit sei eines merkwürdigen Gebrauchs bei Taufen im Venetianergebiet erwähnt. Ich hatte davon gehört, war aber noch nie in Pfarrkirchen zu einem Taufakt gekommen.

Als ich in die Kirche eintrat, kam mir ein Zug von einigen Frauen in vollem Festanzug mit langen

vom Hauptthaar hinabwallenden Schleiern, in hellen seidenen Gewändern entgegen. Die vorderste trug ein sehr zierliches Kästlein, ringsum und oben sargartig mit Glastafeln, die Rahmen in denen die Glasscheiben eingefügt waren, stark vergoldet und die vier Glaswände des untern Theiles mit seidenen Vorhängen zum Verschieben versehen.

Jede wohlhabende Familie besitzt hier ihren Taufglaskasten, in dem das Kind in die Kirche getragen wird. Aermere nehmen solche Kästen von den Kirchendienern oder Hebammen zu leihen. Die Einrichtung macht sich gut und ist als Schutzwehr gegen die Luft auch sehr zweckmäßig.

Ich wollte mich über den Taufkasten instruiren, und fragte die Frau, welche den Kasten trug: „Darin ist wahrscheinlich ein Kind, welches so eben getauft wurde?“ Mit der unbefangenen Artigkeit, welche den Italienerinen eigen ist, antwortete sie sogleich: „Sì sì Signor, Sie sind ein Fremder und haben das noch nicht gesehen,“ und mit Einem schlug sie die Vorhänge weg und sagte: „Sehen Sie, hier ist das Kind.“ Auf seidenen Kissen, mit Spitzen verziert, lag das Neugeborne da. Eine Höflichkeit erfordert die andere. Eine bleiche Dame, die neben dem Kasten ging, schien die Mutter des Kindes, denn sie benützte den Augen-

blick — als der Vorhang weggezogen war, sorgend hineinzuschauen. Auf das „Ecco il Bambino!“ erwiderte ich: „Un caro angelo;“ ein zufriedenes Lächeln zog über das Antlitz der muthmaßlichen Mutter — und die Tauf-Gesellschaft und ich gingen unsere verschiedenen Wege.

Es kostet oft gar so wenig Jemanden eine kleine Freude zu machen — und die Menschen thun es selten, und es kostet zumeist den Boshaften sehr viel Anderen Verdruß zu bereiten, und doch geschieht dies sehr häufig.

Bei unserm rauhen Clima in Deutschland wären diese schützenden Glaskästen noch viel mehr angezeigt als in Italien. Wenn aber irgendwo etwas Zweckmäßiges eingeführt werden soll, da stemmen sich eine Menge von jenen Leuten entgegen, die meinen, jeder neue Usus sei zu verwerfen, und es dürfe von keinem alten abgegangen werden.

Daß der Gebrauch der italienischen Verseh-Parapluis seinen Weg so weit in den Norden Italiens heraufgefunden, hatte ich auch noch nicht gewußt. Es wird nämlich über den Geistlichen, der zum Kranken geht, um ihm die heiligen Sacramente zu administriren, statt des viereckigen Baldachins wie er in Deutschland üblich ist — ein großmächtiges völliges Paraplue

aus goldgesticktem Kirchenstoff und mit einer mächtigen rothen Stange, die vergoldete Ringe zieren — vom Küster über das Haupt gehalten. Dieses Paraplue im zusammengefalteten Zustande steht in der Kirche an einer Wand oder an einem Kirchenstuhl.

Nachdem ich noch manche andere Kirchen und Civilbauten angeschaut, welche aber der Fremde ohne vielen Verlust übergehen kann, wanderte ich in der anmuthigen Straße Riviera di S. Margherita, wo ein großer Bach aus dem Sile bald tosend Mühlräder herumjagt, bald wieder ruhiger hinläuft vom Gezweige der Trauerweiden überschattet, die aus den Gärten am Ufer heraushängen. Hier hat Totila, der Gothenkönig, seinen unersättlichen Länderhunger mit auf die Welt gebracht. Treviso ist sein Geburtsort.

Ein sehr gelehrter Quartband über die Stadt — ist hier 1840 als opus posthumum des hiesigen Avogaro (Capitelsyndicus) e Canonico Primicerio Rambaldo de Conti Azzoni unter dem Titel: „Considerazioni sopra le prime Notizie di Trivigi contenute negli scrittori e ne'marmi antichi (Tipografia Andreola) herausgekommen.

Der Schreiber dieses hat schon eine gute Zahl von Geschichtsbüchern über italienische Städte durchgesehen und dabei die Bemerkung gemacht, wie die Hi-

storiker zumeist mit der sehr gründlichen und nicht leicht anfechtbaren Bemerkung beginnen, daß der Anfang ihrer Stadt in fabelhaften und unentwirrbaren Nebelregionen des aschgrauen Alterthums sich verliere. Nicht mit Unrecht vermuthete ich im Buch des Grafen Azzoni über Treviso denselben Akt vaterländischer Pietät, und richtig beginnt auch das sonst gewiß sehr gelehrte und gute Werk mit den Worten: „Non dee veruno pigliar meraviglia, che giacciano sepolti fra dense tenebre i principj della Città di Trivigi.“ („Es darf Niemand Wunder nehmen, daß der Ursprung der Stadt Treviso in dichter Finsterniß begraben liegt.“)

Was mich anbelangt, so hat mich das durchaus nicht Wunder genommen — im Gegentheil ich bin gewohnt auf dem ersten Blatt fast jeder Stadtgeschichte Italiens diese Finsterniß als einen obligaten Gegenstand in Empfang zu nehmen und mich in denselbigen wie in einen Nebel hinein hüllen zu lassen.

Es war Ein Uhr als ich im großen Speisesaal eines Hotels parterre ganz allein dasaß, von den vielen Fenstern waren die Vorhänge herabgelassen, die Fenster selbst offen. Unzählige Male streckten bei einem oder dem anderen Fenster sich neugierige Köpfe herein, nachdem früher mit einer hineinreichenden Hand der Vorhang zurückgeschlagen worden. Eine

eigene Manier. Diese vielfache Aufmerksamkeit, weit entfernt mich in meinen Speisebetrachtungen zu stören — ergötzte mich, und als einer dieser Köpfe nicht zufrieden einen Ueberblick im Saal gemacht zu haben — gleichsam wie in einem Studium über meine Persönlichkeit längere Zeit auf mich hinsah, wurde ich zum Lachen bewegt — der Kopf lächelte auch und zog sich auf die Straße zurück.

Nach dem alten Sprüchworte „Unser Herrgott hat allerhand Kostgeher" mußte mir dieser Trevisaner die Ehre erwiesen haben, mich für einen beachtenswerthen Kostgeher von Gran Ristoran alla Stella d'oro in Treviso zu halten. So steht der Gasthof auf der Karte signirt, auf welcher der Cameriere mir die Rechnung für mein Mahl ausfertigte. In neuester Zeit schreiben in Italien die Camerieri mit Tinte die Rechnung auf einen Teller; (das ist Papierersparniß) er wird dem Gaste wie ein Dessert oder letztes Gericht vorgehalten.

Der Bahnhof von Treviso hat eine desperat langweilige Lage. Ich hatte Gelegenheit eine Stunde davon zu profitiren. So recht langweilige Scenen haben besonders als Reiseeindrücke eine ätzende Kraft sie graben sich unverlöschbar ins Gedächtniß ein. Um dem Caffeepächter des Bahnhofes seinen Sitz nicht

umsonst abzunützen, ließ ich nach einer italienischen Lebensgewohnheit Chokolade mit Caffee bringen. Der Trank war hier so widerlich süß, daß ich die Stücklein von den Süßbroden, die man hier servirt, in selben eintauchte, um die sehr zutraulichen Spatzen damit zu füttern.

Dieses seiner Natur nach besonders mißtrauische und vorsichtige Vogelgeschlecht zeigte sich vom Reiz dieses ungewohnten Genußes derartig überwältigt, daß ich das Vergnügen genoß, die Kerle bis auf den Tisch herzulocken, was freilich bei Jedem nur auf einen Moment geschah — er packte seinen Brocken, würgte ihn hinab und flog fort. Am Tische nebenbei saß ein Pfarrer mit einem so riesenhaften Regenschirm, daß ich mir dachte, es sei diese verwunderliche Form den oben bemerkten Cultusparaplues nachgemacht worden.

So entsetzlich langweilig die Lage von Treviso ist — so schön wird die Gegend, wenn man nur eine Viertelstunde auf der Eisenbahn weiter fährt. Wie zauberisch liegt Conegliano — das Dorf, welches auf den venetianischen Speisekarten durch seinen Wein eben solche Berühmtheit erlangt hat, wie Gumpoldskirchen auf denselben Karten in Wien. Von Casarsa mußte mit der Post gefahren werden. Da

gings in der Nacht vorüber an jenem alten verfallenen Schloß Campo formio, das durch den hier ababgemachten Friedensschluß einige Berühmtheit erlangt hat.

79.

Udine und die Finsterniß. Die Domkirche. 700 berühmte Udineser. Die Patriarchen von Aquileja. Aus der Franzosenherrschaft in Udine. Die Friedensgöttin auf dem Brunnen.

Da wir Treviso mit der Finsterniß seines Ursprunges — die wir mit urkundlichen Forschungen nachgewiesen, verlassen haben — und nach Udine kommen, so ist es wohl ganz am Platze sogleich ein eigenes Werk über die Udineserstadt in Augenschein zu nehmen, es lautet: Intorno alla origine della città di Udine ragionamento postumo di Paolo Fistulario. Udine. Vendrame 1853. Der von außerordentlicher Vaterlandsliebe getragene Herr Verfasser scheint von den großartigen Streitigkeiten über die Gründungsfinsternisse anderer Städte Italiens wenig unterrichtet zu sein, weil gleich sein erster Satz lautet: „Es gibt vielleicht in Italien keine Stadt deren Ursprung so sehr die Federn der Gelehrten in Bewegung gesetzt hätte als Udine.“ „Der größte Theil derselben erklärte Udine als sehr alt, ein kleiner Theil

setzt ihren Ursprung in jüngere Zeiten herab.“ Schon im dritten Satz des Buches rollt Fistilario die landesübliche Gründungsfinsterniß Udine's mit den Worten auf: „Che ciò sia provenute dalle tenebre in cui tuttavia sta sepolta e abbandonata la traccia della sua vera origine, non è da mettersi in dubio.“

Da wir — der Autor und seine verehrten Leser keine Udineser sind, wird es uns auch ziemlich kalt lassen, ob Udine von Attila gegründet worden, wie Sabellico behauptet, oder von dem Scythenvolk der Udiner, oder ob es schon nach Candido zu den Zeiten des Plinius bestanden hat.

Ich war um Mitternacht angekommen — und ein Fachino führte mich vom Posthofe weg einen ziemlichen Weg durch eine wahre Friedhofstille zu einem Gasthof.

Am Morgen ging ich in die Domkirche, ein sehr großartiges Gebäude im römischen Styl — auf uraltem Mauerwerk aufgeführt — mit einem kolossalen viereckigen Campanile, der aussieht wie ein alter Römerbau — dessen Ornamente unten aber seinen Ursprung aus der Lombardenzeit nachweisen.

Die Kirche war gänzlich leer. In der Sakristei fanden sich Cleriker des bischöflichen Seminars. Der Erzbischof von Udine bedient sich noch des auf Udine forter-

erbten Patriarchenrechtes von Aquileja. — An hohen Festen zieht er feierlich von seiner Residenz in die Domkirche und ein Cleriker auf einem weißen Zelter reitend, mit dem Patriarchalkreuz in den Händen, eröffnet den Zug. Beim Hochamte in der Christnacht hält der Diakon während dem Absingen des Evangeliums das Schwert in der rechten Hand als Symbol der einstigen weltlichen Gerichtsbarkeit der Patriarchen von Aquileja.

Vor einigen Jahren ist durch den Cardinal Asquini, einem gebornen Udineser — welcher sich in Rom hiefür verwendet, den 12 hiesigen Domherren der Gebrauch der Mitra verliehen worden. Der Cardinal selbst kam mit der hierauf bezüglichen Urkunde nach Udine, um seine Landsleute persönlich zu beehren.

Wer recht viel Gelehrsamkeit genießen und über sämmtliche Adelsgeschlechter etwas erfahren will, die vor Zeiten in dieser Stadt keine geringe Rolle gespielt haben mochten, der lese 2 Quartbände, jeder über 600 Seiten stark unter dem Titel: „Udine illustrata“ von einem Giov. Giuseppe Capodagli in Udine 1665 herausgegeben.

Der Verfasser nennt sich auf dem Titel Dottor di Leggi Udinese. Die Grafen Strassoldo und Colloredo, die jetzt noch in Oesterreich existiren, haben hier

in Udine vor Jahrhunderten schon große Rollen gespielt, gehören also uralten Geschlechtern an.

Schon der erste Band enthält nach einer flüchtigen Zählung über 700 Udineser historische Celebritäten, die sich, wie es in einem Widmungsgedichte am Anfang im ungeheuerlichsten Vertrauen auf fortwährende irdische Berühmtheit — ausgesprochen steht, im Kriege und Frieden, im häuslichen und öffentlichen Leben als Feldherren und Reitergenerale, als Cardinäle und Infelträger in allen Jahrhunderten — Unsterblichkeit erworben haben. Ach — alle diese Berühmtheiten haben nur einen Trost darin, daß unser Herrgott des Menschen nicht vergißt — denn die Menschen vergessen auf Menschen nur gar zu bald. Wer gedenkt der tausende, welche Joannes Josephus Capodaleus (wie der Verfasser lateinisch genannt wurde) im Jahre 1665 für unsterblich auf seiner juridischen doppeltbequasteten Trompete, (denn er war als Doctor pontificia et caesarea cinctus laurea mit dem Lorbeer des Doktorgrades vom Papst und Kaiser umwunden) in die Welt hinausgeposaunt hat!

Es liegt in dieser historischen Wichtigthuerei mit der Stadt oder dem kleinen Land in dem man geboren ist, mehr etwas Rührendes als etwas Lächerliches, mich wenigstens ergreift immer eine Wehmuth wenn ich alte Scharteken durchstöbere, in denen von Nota-

bilitäten die Rede ist — die sich zu ihrer Zeit ungeheuer viel eingebildet haben, und deren jetzt kein Mensch mehr gedenkt — außer eben der, welcher gerade in einem der betreffenden alten Scharwächter mit den Augen einen Streifzug hält. Wie heroisch klingt nicht der Anfang der lateinischen Eingangsaufschrift: Utinum Juliae provinciae urbs metropolis, omnibus saeculis heroicis floruit hominibus, nominibus, domi et foris, Marte et Minerva, Jano obserato et reserato, huic non defuere sceptra, cardines, infulae, belli duces; equitum praefecti, exercituum imperatores u. s. w. Von allen diesen Weltberühmheiten ist nichts mehr in Udine.

Die Patriarchen von Aquileja haben hier vom 13. Jahrhundert an ihre Residenz aufgeschlagen, noch beherrscht der Pallast inmitten der Stadt auf einem Berg gelegen, als Castell die Umgegend. Ein bedeckter Portikus mit gemächlichen Stiegen führt hinauf. Als die Franzosen Ende des vorigen Jahrhunderts einzogen, haben sie die zahlreichen Basreliefs von berühmten Udineserköpfen, größtentheils Capitano's und Podesta's — die sich in diesem Porticus noch eingemauert finden, derartig ruinirt, daß sie die Nasen herabschlugen und die Inschriften förmlich herausmeiselten. So haben es die Träger der Civilisation gemacht, die nicht dulden wollten, daß Udine eine Ge-

schichte habe, und daß eine Erinnerung an ihre stadtberühmten Männer noch weiter existiren solle — nachdem diese Franzosen mit ihrer großen Weltbeglückungsmaschine hier eingezogen waren. Merkwürdig ist, wie die Venetianer ihren Einfluß auf die Wahl des Patriarchen zu Aquileja durch eine List zu wahren suchten. Iselin sagt: „Die Republik (Venedig) hat auch einen anderen Patriarchen in ihren Ländern, nämlich den von Aquileja, dessen Sitz zu Udine und Friaul ist, weil die Stadt Aquileja dem Kaiser gehört, welcher um deswillen das Recht prätendirt den Patriarchen zu ernennen. Allein die Venetianer haben ein Mittel erfunden, daß diese Stelle niemals vacant werden kann, indem sie dem Patriarchen Macht gegeben haben einen Coadjutorem zu erwählen, welchen der Rath alsofort bestätiget unter dem Titel: „Eletto d'Aquileja."

Die Macht der Patriarchen war noch im 14. Jahrhunderte von der größten Bedeutung. So liegt im Patriarchalarchiv zu Venedig eine Urkunde (abgedruckt bei Flaminius Cornelius), welche vom 1. August 1321 datirt, eine Excomunication von Seite des Patriarchalconcils Grado gegen den Bischof Ptolomeo von Torcello enthält, in welcher jedem Pfarrer der Diöcese der strenge Auftrag gegeben ist, die Urkunde von der Kanzel vorzulesen.

Das schönste Bild von Udine bildet die Piazza S. Giovanni oder auch Contarina, hier ein mächtiger sehr wasserreicher Springbrunnen und das herrliche gothische Stadthaus, ein würdiges Seitenstück zum berühmten Palazzo vecchio in Bergamo.

Dem Pallast gegenüber präsentirt sich die Hauptwache in einem prächtigen Porticus am Fuße des Castellberges. Auf dem römischgebauten großen Bassin figurirt unter anderen auch die Friedensstatue, welche Napoleon I., nach dem im nahen Campo formio abgeschlossenen Tractat anfertigen ließ, und die er dort auch aufgestellt haben wollte. Kaiser Franz aber schenkte die Statue den Udinesern für ihren Prachtbrunnen — es könnte damit angedeutet werden, wie die geschlossenen Frieden zumeist zu Wasser werden. Ueber Udine bringt achtenswerthe Mittheilungen Baron Carl Czörnig in seinen „Italienischen Skizzen" 1. Bd Mailand 1838.

80.

Ueber Kunsttrödler überhaupt und insbesondere. Der Timao und ein Buch darüber. Schluß.

Wenn man die renommirten Merkwürdigkeiten einer Stadt abgethan hat — ist das Flaniren in derselben und um dieselbe oder das Nachlesehalten

angezeigt; man gewinnt dadurch den spezifischen Charakter der Bauten und sieht allerliebste Bilder von Gärtlein, deren Grün durch altersschwarze oder braunrothe Mauern gehoben wird, und deren dichte Weinranken dem friedlichen Bürger einigen Schutz vor der Sonnenhitze gewähren.

Unter den Arkaden auf der Straße von der Piazza Contarina gegen den Dom entdeckte ich einen Kunsttrödler, dessen finstere Tempelhalle voll ehrwürdiger Ueberreste mehr oder weniger aschgrauen Alterthums oder prosaischer gesagt, dessen Gerümpel — mir für eine halbe Stunde lang kein geringes Plaisir gewährte. Ich vermuthete, daß die Nähe von Aquileja und Cividale, einige Ausbeute auch in diesem Trödelladen abgelagert hätte — aber es scheint, daß dort schon allenthalben aufpassende Hände angestellt sind, und der Trödler in Udine nur den antiquarischen Mist bekommt; sonderbarer Weise betreibt dieser Mann nebenbei den Brillenhandel, eigentlich ein Nachtheil fürs Antiquargeschäft, denn diese Herren lieben es in der Regel nicht, wenn Jemand zu scharfe Augen hat.

Ein Bilderrahmen aus Ebenholz war die einzige mir zustehende Ausbeute. Er hat das Ansehen eines kleinen Holzaltars; ich erwähne darum seiner, weil damit Gelegenheit geboten ist über ähnliche Gegen-

stände, welche jetzt in Deutschland und Frankreich fabriksmäßig in einer jammervollen Gothik ausgeführt werden, ein Streiflicht zu werfen. Der Kunsttischler, der vor hundert und etlichen Jahren dieses niedliche Werk ausführte, hielt es für klüger etwas Vorhandenes, für das ein Meistername einsteht, genau zu copiren, als selbst etwas zusammenzustümpern. Im Altaretto erkannte ich das römische Portal von Palladio's Redentorekirche in Venedig — in der zierlichsten Arbeit und den genauesten Verhältnissen, die Capitäler und Basen der Säulen aus Elfenbein gedrechselt. Gerade diese Partie ist auch die schönste am ganzen Außenbau der Redentorekirche, und macht sich in der netten Holzarbeit besser als im Stein.

Bei dieser Gelegenheit soll einer der großartigsten Kunsttrödler der Welt erwähnt sein; das ist ein Consiglio Ricchetti am Canal grande, Santa Maria Maddelana im Palazzo Marzello zu Venedig in der Nähe des Eisenbahnhofs. Der Mann hat alle, geräumigen Säle des großen Pallastes im Erd- und im oberen Geschoß mit Kunstwerken in Gold, Bronce Marmor und Holz angefüllt, er hat einen Saal für wunderschöne uralte Kirchenparamente, einen für Edelsteine und Ringe, einen für Elfenbeinschnitzereien, kurz er ist Besitzer eines Kunstkabinets, das eine kleine

deutsche Residenz mit Ruhm erfüllen würde, und das einen immensen Geldwerth präsentirt.

Der Mann ist freilich auch sehr theuer — es geht bei ihm nicht in Zwanzigern oder Gulden, sondern in Napoleondoren (das Stück 8 fl. 80 kr. Reichswährung). Ein Saal erscheint als vollhängender Himmel von Broncelampen, die größtentheils außerordentlich schön sind.

Ein billigerer Trödler mit kaufbareren Preisen, aber nur im Besitz eines kleinen Ladens „al Ponte di S. Lorenzo“ in Padua ist ein gewisser Giuseppe Rizzoli. Uebrigens hat in jüngster Zeit auch dieser Herr schon die großartige Gepflogenheit seines theuren Musters in Venedig angenommen: in Napoleondoren zu rechnen. Ein anderer Großtreiber des Geschäftes ist ein Carlo Caldi zu Mailand auf dem Corso di Porta Orientale gegenüber der neuen Carlskirche. Er hat besonders schöne eingelegte Kästen und Möbel aus dem 15. Jahrhundert, Elfenbeinschnitzereien, Broncen u. dergl. Wer schon derlei Gegenstände kaufen will, und so viel davon kennt, daß er sich nicht beantiquiren läßt, kauft hier jedenfalls viel billiger als bei Kunsttrödlern in Deutschland. So viel als Intermezzo über das Capitel der Kunsttrödelei.

Die Fahrt von Udine nach Nabresina ist traurig. Stundenlang gedeiht zu beiden Seiten der Straße

jene klafterhohe Pflanze, deren Blüte als Kehrbesen hier zu Lande verwendet wird, während der abgeblätterte Stengel als Besenstyl dient. Ein eigenthümlicher Beruf einer Blüte — das zur Sonne gewendete Antlitz derselben nun zur Erde gekehrt — und der Verkehr mit den goldenen Heliosstrahlen in die schlechte Gesellschaft mit allem abscheulichen Mist verwandelt. Jedenfalls ein Anknüpfungspunkt zu moralischer Betrachtung. Jede Menschenpflanze, die sich selbst zum Kehrbesen macht, ist einmal eine der Sonne zugewendete Blüte gewesen.

Vorüber an Gradisca, im dürren Felsenthal der Julischen Alpen an der Festung Palmanuova über den Isonzo und über einen ganz kleinen Fluß von Virgil im 1. Buch der Aenneide Vers 247 bis 251 unsterblich gesungen. Der Fluß heißt Timao.

Einen Udinesergelehrten hat die zarte Erinnerung Virgils an diesen Friaulerbach dermaßen gefreut und in schwungvolle Stimmung versetzt, daß er über die Stelle Virgils und den Timao einen kleinen Quartband mit sehr fleißiger Exegse angefertigt. Der Verfasser heißt: Giuseppe Berini di Ronchi di Monfalcone. Der Titel des Buches: „Indagine sullo stato del Timavo e delle sue adjacenze al principio dell'era cristiàna. Erschienen ist er zu Udine bei Matiuzzi 1826. Es rauchte dem gelehrten Verfasser besonders in

den Kopf, daß die alten Classiker, Virgil voran, einen so großen Lärm vom Donnern des Timao machen — wovon in unserer Zeit nichts mehr zu hören ist. Virgil sagt in der betreffenden Stelle:

„Unde per ora novem vasto cum murmure montis
It mare praeruptum et pelagum premit arva sonanti."

Da muß nun die Frage gelöst werden: Hat Virgil den Timao gesehen und übertrieben, oder hat er ihn nicht gesehen und sich ihn poetisch ausgemalt, oder hat er ihn gesehen und naturgetreu geschildert, und ist sonach der Timao selber im Laufe der Zeiten ruhiger geworden? Mit was für Fluthen von Gelehrsamkeit können diese Fragen ausgefüllt werden!

In Romans erfaßte mich eine Sehnsucht nach dem uralten Aquileja, das von hier in ein paar Stunden zu erreichen ist; aber die sumpfige Lage von Aquileja die Massen von Zenzale, deren Stiche ich und andere Leute auch nicht lieben, die unangenehme Unterkunft daselbst, und ein durch längeres Herumreisen gesteigerte Hang nach Bequemlichkeit ließen mich nicht abkommen vom geraden Wege. Wer am Leben ist wenn die Eisenbahn zwischen Casarsa und Nabresina vollendet sein wird — und hierher kommt — der mag sich dann wohl die Ruinen der zauberisch alten und wohlklingenden Aquileja anschauen.

Auf die erste Auflage dieses Büchleins, welches im Herbst 1858 gerade während der Verfasser in dem lombardisch venetianischen Königreiche war, erschienen ist hat derselbe folgendes Motto geschrieben:

Im Garten von Europa sind Wappenthiere zwei,
Der Löwe von Venedig, die Schlange der Lombardei
Das sind die schönsten Stücke der ganzen Menagerie
Es gibt einen guten Nachbar, bei Gott der möchte sie.
Hier schleicht als Silberschlange der Po im Laubwerk stumm
Dort hält der Marcuslöwe das Evangelium.
Laß uns in diesem Thierkreis ein wenig spazieren gehn,
Denn wunderliche Dinge gibt's da genug zu sehn.

Die Befürchtung hat sich im kommenden Frühjahre zum Theil erfüllt, darum ist auch obiges Motto nicht mehr passend. Für die jetzige Phase mag folgendes taugen:

Viktor Emanuel, Du streifst die Lire nicht lange
Wie Silberschuppen herunter von der Lombardenschlange
Sie hat aus offenem Rachen voll Zorn nach Dir gezischt,
Ein Zeichen, daß Dich ihr Giftzahn bald bei der Hand erwischt.

Möge Dante's Spruch nach 500 Jahren bald wieder einschlagen: (Siehe S. 16.)

Ahi, gente, che dovresti esser devota
E lasciar seder Caesar nella sella
Se bene intendi ciò che Dio ti nota.

Inhalt.

Seite

Alphabethische Uebersicht.

Verona.

Livorno im Stil Caravaggio's, die von Pisa in Hogarth's Manier es steht ihm ein **frisches, kühnes** und **oft treffendes Kunsturtheil** zu Gebote u. s. w., u. s. w. „Wir erreichen das letzte der 140 Kapitel ungefähr mit der Empfindung, als habe uns Jemand durch eine frische und heitere Gartenanlage an mancher wunderlichen Gruppe vorüber zu unserem Eingangspunkte zurückgeführt.

Clemens Maria Hoffbauer

und seine Zeit.

Miniaturen zur Kirchengeschichte von 1780 bis 1820.

Wien. 1858. — Preis 2 fl. 10 Nkr., 1 Thl. 10 Ngr.

Außer der Biographie Hoffbauer's, die den Kern des Buches bildet, finden sich darin als Staffagen die Zeitgenossen aus dem damaligen Wiener Kreis; Friedrich Werner, Clemens Brentano, Anton Passy, Schlegel, Erzbischof Hohenwart, Graf Karl Coudenhove u. a. Auch bisher nicht bekannte Anekdoten aus dem Aufenthalt Napoleon's I. in Wien, aus dem Lebens des Primas Dalberg u. a. werden mitgetheilt.

Die Wiener katholische Literatur-Zeitung nennt die Schrift in einer langen Besprechung „anziehend in seltenem Maße vom ersten bis zum letzten Blatt;" außer den katholischen Blättern Deutschlands gestehen ihr auch protestantische mannigfaches Interesse zu, und nennen die Figuren, die sich wie Arabesken um die Hauptperson herumziehen, pikant; besonders mag daher die Biographie Hofbauer's zur Beleuchtung der frühern und der jetzigen Kulturzustände in Oesterreich dienen.

Brunner, Sebastian,

Aus dem Venediger- und Longobardenland für Hinreiser und Heimbleiber

Wien 1860